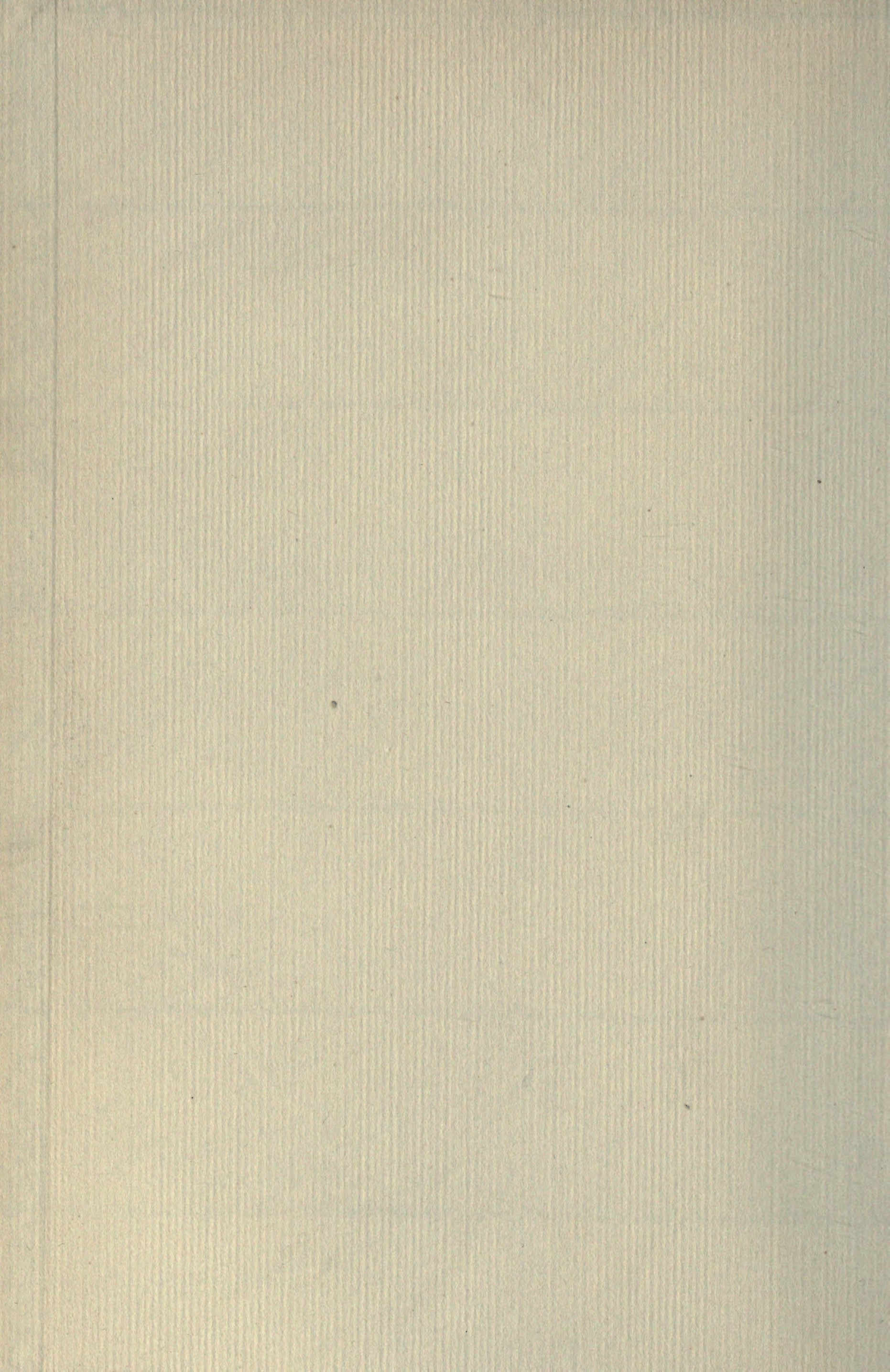
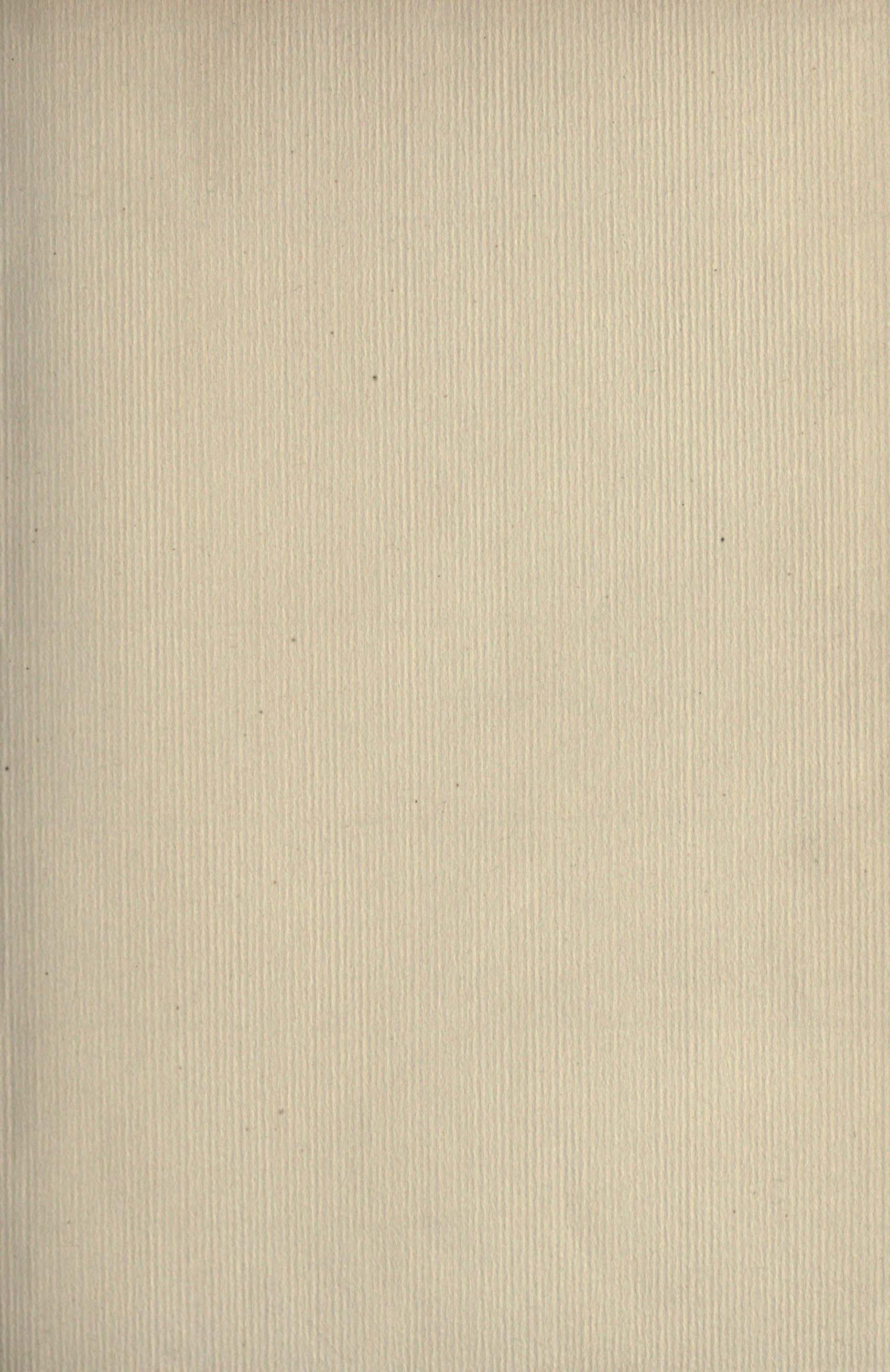
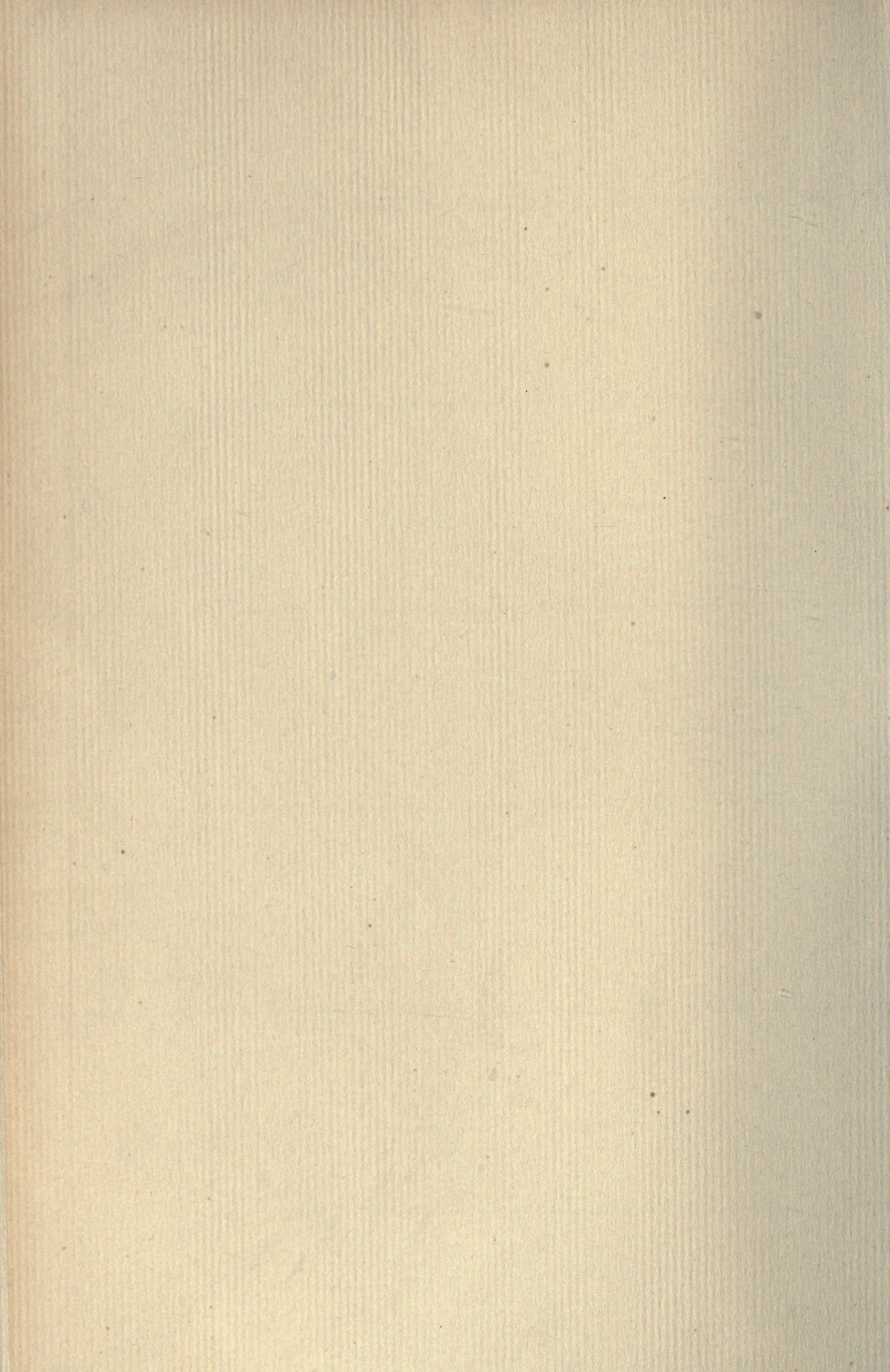










Deutsches Sagenbuch

In Verbindung mit Friedrich Ranke
und Karl Wehrhan

herausgegeben von

Friedrich von der Leyen

Dritter Teil:
Karl Wehrhan, Die deutschen Sagen des Mittelalters



München 1919
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

Die deutschen Sagen des Mittelalters

von

Karl Wehrhan

Erste Hälfte



München 1919
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck



Printed in Germany

Dem Gedächtnis meines einzigen Sohnes

Karl Wehrhan

stud. nat. et phil.

geb. 20. April 1898, gefallen im Kampfe fürs Vaterland
am 27. November 1917 bei Cambrai



Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Der Inhalt des vorliegenden Bandes ist im Rahmen des ganzen Werkes genau vorgezeichnet. Er soll die geschichtlichen Sagen des Mittelalters, das heißt die im Mittelalter selbst entstandenen oder niedergeschriebenen Sagen über mittelalterliche Ereignisse bringen, wobei die im sechzehnten Jahrhundert verzeichneten Sagen über Vorgänge aus dem Mittelalter mit herangezogen werden, da bei ihnen Überlieferung aus jener Zeit anzunehmen ist. Der beschränkte Raum zwang dazu, eine größere Anzahl Sagen zurückzustellen und die Anmerkungen stark einzuschränken.

Da das frühe Mittelalter schon im zweiten Bande bei den Heldensagen berücksichtigt wurde, so ist an die Spitze dieser Sammlung die Zeit und Persönlichkeit Karls des Großen gestellt, der auch auf dem Sagengebiet einen ganz besonderen Platz behauptet. Dann folgen die Sagen in geschichtlicher Reihenfolge, zusammengefaßt nach den regierenden Kaisergeschlechtern, bis auf Maximilian I., den letzten Ritter. Den Schluß des ersten Teiles bildet die in gewissen Grundzügen schon uralte, im deutschen Mittelalter aber in besonders greifbare und nationale Gestalt gegossene und deutsches Wesen, deutsche Art, deutsches Sein und deutsches Hoffen so recht kennzeichnende Kaisersage, deren glänzende Ausläufer bis in die neueste Zeit hineinstrahlen. Endlich schließen sich im zweiten Teile die übrigen deutschen geschichtlichen Sagen nach Landschaften gruppiert und die hervorragendsten ritterlichen Sagen an. Eine beschränkte Reihe von Sagen ist in ihrer Entwicklung verfolgt, um ihr Werden und Wachsen, ihre Änderung und Umgestaltung, ihre Anpassung an die Zeitumstände und ihr Anschmiegen an neue Verhältnisse darzustellen.

Die deutsche Sage des Mittelalters ist im Vergleich zu der anderer Völker außerordentlich reichhaltig. Nicht nur die ursprüngliche eigene Überlieferung, sondern auch fremde Gaben sind in den Sagenreichtum verwoben, sind innerlich angeeignet, verarbeitet und der deutschen Eigenart entsprechend gestaltet worden. Leider ist nur ein Bruchteil der ursprünglichen Fülle auf uns gekommen, da die Zeitgeschichte im allgemeinen der Sage nicht besonders günstig war; aber doch ist dieser Bruchteil des alten Sagenreich-

tums so groß, daß hier nur eine Auswahl davon geboten werden konnte.

In den Sagen und den oft in sie hineingreifenden Legenden lassen sich durchweg drei Grundzüge unterscheiden, ein geschichtlicher, ein religiöser (mythischer) und ein poetischer.

Zunächst stellt die Sage mancherlei geschichtliche Vorgänge dar, allerdings nicht in der Art der eigentlichen Geschichte. Vor allen Dingen darf man keine Einzelheiten der Geschichte nachzuweisen versuchen. Wenn ein einzelner Zug mit der wirklichen Geschichte übereinstimmt, so ist die Sage wohl unschuldig daran, und selbst das geschichtlich Mögliche, scheinbar Nüchterne und Tatsächliche in der Sage ist häufig genug erdichtet oder entlehnt, verdreht und entstellt. Die Geschichte der Sage ist eben poetischer Art. Sie will uns tiefere Blicke in die Seele tun lassen; als Überrest oder Niederschlag des schaffenden Volksgeistes will sie uns zeigen, „wie die Menschen einer bestimmten Zeit sich ihre Vergangenheit dachten, wie sie geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten erfaßten und wiedergaben, . . . welchen Eindruck das Geschehene im Bewußtsein des Volkes hinterlassen hat".

Die Eigenart der Sage veränderte sich im Laufe des Mittelalters sehr. Im Gegensatz zu den früheren Jahrhunderten, in denen die Sagen zu einer größeren Einheit verschlungen waren, zeigt sich die Sage im späteren Mittelalter mehr und mehr vereinzelt, beschränkt sich auf wenige herrschende Häuser, auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten und nähert sich sehr der Anekdote.

Nicht gering ist auch der mythische Einschlag der Sagen. Sie übermitteln uns mancherlei, allerdings meist sehr veränderte und sehr entstellte Vorstellungen vom Glauben unserer Altvordern, so z. B. die Sagen vom bergentrückten Kaiser, von dem nach jahrelanger Abwesenheit wiederkehrenden Helden, von der Vorstellung der Seele als Maus, von dem Aufenthalt Tannhäusers im Berge u. a.

Die hervorstechendste Eigenart der Sage ist, wie schon angedeutet wurde, die poetische Seite. Die Sage beleuchtet das Tatsächliche durch die dichterische Einbildungskraft, erwärmt es durch das Gemüt. Das Äußere ist und bleibt für die Sage nebensächlich. Es kommt nur soweit in Betracht, als es für die Fortführung der Handlung notwendig ist. Die innere Entwicklung,

das Empfinden und Denken, das Fühlen und Wollen der seelischen Kämpfe und das menschliche Schicksal — das ist der Sage als poetische Geschichte vor allem von Wichtigkeit.

Die Sagen sind zweifachen Ursprungs. Sie entstammen entweder dem Kreise der Gelehrten oder volkstümlicher Überlieferung. Aber selbst die Sagen letzterer Art sind durch die Arbeit der Gelehrten beeinflußt, weil sie von lateinkundigen Männern, meistens Geistlichen, mit bewußter Absicht für ein bestimmtes Ziel oder einen gewissen Zweck aufgezeichnet wurden. Die sogenannten gelehrten Sagen brauchen nun aber nicht unbedingt Volksfremdes zu enthalten; sie schließen sich oft an echte Sagen an und umranken einen wahren Kern mit allerlei unechten Zutaten.

Die Sage mischte das sinnlich Natürliche und Begreifliche mit dem Übernatürlichen und Unbegreiflichen; sie gestaltete sich auf ihrer Wanderung von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund ständig um, wobei sich gewisse Einzelheiten (einer Schlacht z. B.) so heraushoben, daß sie als das Wichtigste des ganzen Vorgangs erscheinen; die Berichterstatter änderten selbständig und merzten aus oder fügten hinzu, wobei auch künstlerische Gesichtspunkte in der Formgebung mitspielten.

Zahlreich sind die Grundlagen, auf denen sich die vorliegenden Sagen aufbauen und die Beweggründe, von denen sie sich in ihrer Gestaltung leiten lassen: Wunder und Vorzeichen, Träume und übernatürliche Erscheinungen, Verleumdungen Unschuldiger und Gottesgerichte, merkwürdige Errettungen vom Tode, hervorragende Heldentaten, Weissagungen usw. usw. Die meisten Sagen haben einen Einschlag nach der Wunderseite hin, die uns bei den Menschen des Mittelalters, die sozusagen nach Wundern lechzten und die auf Märkten, an Kreuzwegen, Gerichtsstätten, in Herbergen und Gasthäusern nichts anderes als Wundergeschichten hören wollten, natürlich erscheinen muß. Die Menschen waren eben Kinder ihrer Zeit mit allen Schwächen, vom dunkelsten Aberglauben erfüllt; ihr Wille und ihr Tun waren beeinflußt durch Träume und andere Vorzeichen. Eine Sage war deshalb um so willkommener, je merkwürdiger sie klang und je mehr sie die Einbildungskraft in Anspruch nahm. Die leichtgläubigen Menschen nahmen unbesehen und unbefangen, harmlos und im kindlichen Glauben alle Nachrichten von längst vergangenen Tagen, von

fremden Landen und deren wunderbarlichen Bewohnern, von Ungetümen und merkwürdigen Ereignissen auf. Sie verstanden noch nicht, einen prüfenden Maßstab an die wirklichen Verhältnisse zu legen.

Und auch nach Ablauf des Mittelalters war die große Vorliebe für dichterisch und übernatürlich ausgeschmückte Berichte, für Merkwürdigkeiten und selbst Wundererzählungen durchaus nicht erloschen. Darum hat sich auch später noch die geschichtliche Sage an große Ereignisse gelehnt und von hervorragenden Persönlichkeiten Besitz ergriffen, wie von einzelnen Heerführern des Dreißigjährigen Krieges, dem Großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen, Zieten, Napoleon u. a. Und selbst heute noch wirkt die geschichtliche Sage neubildend. Der große Weltkrieg bietet uns die greifbarsten Beispiele dafür. Von Hindenburg z. B. fabelt die Sage, er habe schon vor Jahrzehnten in der ostpreußischen Seengegend jährlich besondere Übungen abgehalten, Kanonen in den Sumpf versenkt usw. und so die Schlacht bei Tannenberg 1914 vorbereitet. Von den Völkern Innerasiens ist Kaiser Wilhelm II. im Weltkriege zum gewaltigen Sagenhelden erhoben. Da werden die glänzenden Taten der Deutschen in grellen Farben dargestellt; die Flugzeuge sind zu Fabeltieren geworden, die siegreichen deutschen Heere zu einem vieltausendköpfigen Reiterschwarm; den Reitern selbst vermag nichts zu widerstehen, alles ist ihnen möglich, selbst im Galopp treffen sie totsicher usw.

Auch die gelehrte Sage ist heute noch nicht verschwunden; so nimmt z. B. die neuere Dichtung noch durchaus das Recht für sich in Anspruch, Sagen zu schaffen und auf diese Weise sagenerhaltend und fortbildend, anregend und belebend zu wirken. „Roland Schildträger“ z. B. ist nach Uhlands eigener Mitteilung eine Erfindung, angeregt durch die Beschäftigung mit der karolingischen Heldensage. Zu desselben Dichters „Schenk von Limburg“ liegt ebenfalls „kein bestimmter Sagengrund“ vor; Uhland ist bloß durch eine Figur in der Kirche zu Gailsdorf und deren Deutung durch Justinus Kerner zu dieser Dichtung veranlaßt worden. Ähnlich ist die „Loreley“ von Heinrich Heine neugeschaffen.

Die Quellen und Vorlagen für unsere Sagen sind sehr verschieden. Die meisten sind von Geschichtschreibern verzeichnet und

festgehalten worden. Viele alte Erzähler und Berichterstatter stützten sich auf vorhandene Lieder und Heldensänge, die seitdem zum Teil verloren gegangen sind. Auf diese Weise ist der Nachwelt durch die Sage kostbares Gut übermittelt worden, von dem wir sonst überhaupt keine Nachricht haben würden; in verschiedenen Sagen wird unmittelbar auf solche alten Lieder hingewiesen. Andere Quellen sind gangbare Volkslieder, ferner Dichtungen bekannter und unbekannter Dichter, die vaterländische Sagenlieder leider nur zu selten zum Gegenstande ihrer Kunst gemacht haben. Hin und wieder hat uns der Anekdotenschatz unseres Volkes die Kenntnis einer Sage vermittelt. Die Anekdote hat ja im wesentlichen dieselbe Eigenart wie die Sage und kann wohl ihre jüngere Schwester genannt werden. Sie löst die Sage am Ende des Mittelalters mehr und mehr ab.

Die mittelalterlichen Sagen verdienen auch heute noch große Beachtung. Sie beleben die Geschichte, gestalten deren sonst für weite Kreise trockenen Stoff volkstümlich, bieten manch herrliches Beispiel für edle Nacheiferung, sind ein unmittelbares Denkmal der gemütvollen Teilnahme des Volkes am Gange der eigenen Geschichte und ein herrliches Kleinod deutscher Volksdichtung. Und schließlich: Orte wie Ereignisse empfangen eine hohe und schöne Weihe, wenn die Sage sie mit dem unverwelklichen Grün ihrer Kunst umrankt und die Spuren derer verklärt, die einst gewirkt haben.

Die hier vereinten Sagen bilden einen Teil der Weisheit des Mittelalters. Sie haben die Menschen jener Zeit mit ihrer Schönheit erfreut und begeistert, angezogen und für sich eingenommen, Stolz und Bewunderung hervorgerufen; sie waren redende Beispiele, die zur Warnung und Mahnung, aber auch zur Nachfolge und Nacheiferung anfeuerten. Kraftvolle Stärke wohnte ihnen inne, die sie Jahrhunderte überdauern ließ. Darum vermögen sie auch heute noch ihren Einfluß auszuüben; sie können noch anregen und beleben, erfreuen und begeistern, vor allem Liebe zur Geschichte und Sagenkunde und zur großen Vergangenheit unseres Volkes wachrufen und lebendig erhalten. Möge dazu auch diese Sammlung beitragen, die gerade ein Jahrhundert nach dem Erscheinen der Sagen der Brüder Grimm ins Land zieht. —

Zum Schlusse bleibt mir nur noch die angenehme Pflicht übrig, Herrn Professor von der Leyen für die freundliche und allzeit

bereitwillige Förderung meiner Arbeit, der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M., der Freiherrlich Carl von Rothschildschen öffentlichen Bibliothek in Frankfurt a. M. wie der Großherzoglich Hessischen Hofbibliothek in Darmstadt für die Unterstützung bei der Beschaffung der Hilfsmittel und dem Verlage für das weite Entgegenkommen bei der äußeren Gestaltung des Werkes auch an dieser Stelle verbindlichst zu danken.

Frankfurt a. M.

K. Wehrhan.

I. Kaiser und Herren.

1. **Die Karolinger** (768—911).

Karl der Große (768—814).

Mit Karl dem Großen beginnt nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der Sage ein neuer Abschnitt und zwar verschmilzt sie in ihren Berichten französische und deutsche Überlieferung.

Die Geburt und die erste Jugend Karls des Großen sind in ein gewisses Geheimnis gehüllt, weshalb schon Karls früheste Lebenszeit dem Spiele der Sagendichtung ausgeliefert wurde.

Karls Mutter Berta wurde in der Sage, die mancherlei Heidnisches in den karolingischen Sagenkranz verflocht, zur Spinnerin, zur Berta mit dem großen Fuße, zur guten Frau, zur Hulde. (Einhard berichtet, daß Karls des Großen Töchter fleißig spannen.)

Die Sage läßt Karl den Großen unter merkwürdigen Umständen in einem Walde geboren werden.

1. Die falsche Berta. Auf dem Schlosse Weihenstephan bei Freising wohnte eine Zeitlang der Frankenkönig Pipin. Als er sich zu vermählen gedachte, ließ er die Tochter des Königs von Britannien durch seinen Hofmeister für sich werben. Die Werbung war von Erfolg, und die Königstochter Berta zog mit Geleite nach Deutschland. Der Hofmeister aber war ein böser, betrügerischer Mann und hatte auf seiner Burg in Schwabenland eine Tochter, die er an die Stelle Bertas zu setzen gedachte. Zwischen Würm- und Ammersee zog er der fremden Braut die königlichen Gewänder aus, nahm ihr den von Pipin geschenkten Verlobungsring, schmückte seine Tochter damit und befahl seinen Knechten, die fremde Braut in das Dickicht zu führen und zu töten. Von der Schönheit und den Tränen des unglücklichen Fürstenkindes gerührt, schenkten ihr die Knechte das Leben und töteten statt ihrer ein Hündlein, dessen Zunge sie ihrem Herrn zum Wahrzeichen vorzeigten. Des Hofmeisters Tochter aber nahm der König zum Weibe, weil er den Betrug nicht ahnte.

Berta hatte den Knechten geloben müssen, sie nicht zu verraten und nicht wieder heimzuziehen. Ein Müller nahm sie aus Mitleid auf und behielt sie sieben Jahre bei sich. Sie hatte ihre

Werkzeuge zum Wirken mit sich geführt, auch Seide und Goldfäden, und wirkte deshalb so schöne Borten, daß der Müller sie nach Augsburg in die Stadt trug und zwei Denare dafür erhielt. Weil er soviel Geld löste, kaufte er neue Seide und Goldfäden und ließ die Jungfrau weiter arbeiten. Das ging drei Jahre so fort, und die Käufer hätten gern gewußt, wer so künstlerische Börtchen wirkte, die niemand im Lande machen konnte; aber der Müller antwortete, wenn sie nicht nachließen, danach zu fragen, was ihm zu sagen verboten sei, so gehe er weiter. Durch die Arbeit der Jungfrau wurde er reich; sie selbst aber begehrte nichts dafür als ihre Nahrung und Wohnung und tat auch des Hauses Dienste gern und willig.

Nach sieben Jahren jagte König Pipin im Walde zwischen Gauting und Starnberg und kam von seinem Gefolge ab, so daß nur ein Sterndeuter und ein Knecht bei ihm blieben. Die Umherirrenden wurden von einem Köhler zur Reismühle geführt, wo sie sich für Kaufleute ausgaben. Der Müller gewährte ihnen Herberge. In der Nacht trat der Sterndeuter vor die Hütte, schaute zum Himmel, kam hocherstaunt zurück und meldete dem Könige: „Herr, in den Sternen steht geschrieben, daß du heute noch bei deinem Gemahl sein sollst und sie dir einen Sohn schenken wird, vor dem sich Christenkönige und Heidenfürsten neigen werden!"

Der König erstaunte ebenfalls, verstand aber die Worte nicht. Als der Sterndeuter noch einmal hinausging und ihm die Botschaft des Himmels in gleicher Weise wieder verkündete, stürmte Pipin auf den Müller ein, ihm zu sagen, ob jene Frau nicht bei ihm wäre. Der Müller gestand mit Zittern und Zagen, er habe eine engelschöne Jungfrau im Hause, von der er nicht wisse, woher sie sei. Der König ließ sie holen, und es war viel Frage und Antwort zwischen ihnen, bis dem König endlich offenbar wurde, wer sie war und wie ihm der tückische Hofmeister die rechte Gemahlin bisher vorenthalten hatte. Pipin gebot allen das tiefste Schweigen bei Leib und Leben. Als er wieder fortzog, ließ er seine Gemahlin noch in der Mühle. Sie gebar ihm hier einen Sohn, den der Müller am selben Tage zur Taufe brachte und Karl nannte. Der König hatte dem Müller befohlen, ihm einen Pfeilbolzen zu bringen, wenn das Kind ein Knabe, eine Kunkel (einen Spinnrocken), wenn es ein Mädchen sei. Deshalb begab

er sich zu Pipin und brachte ihm nach der Verabredung einen Pfeilbolzen. Da saß der König mit seinen Räten zu Gericht, ließ den ungetreuen Hofmeister und dessen Weib, das ihm den teuflischen Ratschlag gegeben, eines schmählichen Todes sterben und ihre Tochter in Gewahrsam bringen. Frau Berta aber holte er aus der Reismühle mit großem Gepränge heim und zog frohgemut mit Weib und Kind ins Frankenreich, nachdem er den Müller reichlich belohnt hatte.

Bertas Sohn aber wuchs und ward stark im Geiste, und das war Karl der Große.

*

Dem karolingischen Sagenkreise gehören auch die Sagen über Karls Kämpfe mit den Longobarden an. Es sind „die Überreste eines longobardischen Sagenkreises von den letzten Schicksalen des longobardischen Königshauses, und es wiederholt sich hier die Erscheinung . . ., daß die Untergehenden in der Sage ihrer Überwältiger zum letzten Male aufleuchten". Gott soll übrigens Karl dem Großen die Unterwerfung Italiens im Traumgesichte gezeigt haben.

2. Der lombardische Spielmann. Auf seinem siegreichen Kriegszuge nach Italien weilte Karl der Große in dem hochberühmten Kloster Novalicium, dem heutigen Novalesa. Als nun der Longobardenkönig Desiderius die Kunde vernahm, daß Karl gegen ihn ziehe, gaben ihm die Großen seines Reiches den Rat, alle Täler und Zugänge, die von Gallien nach Italien führten, durch eine starke Mauer zu verschließen und durch Bollwerke und Türme den Zugang zu verwehren. Das geschah denn auch, und Karl konnte mit seinen vielen tausend Söldnern nirgends einen Übergang finden. Dabei erlitt sein Heer manche Verluste durch den Sohn des Königs Desiderius, Algis mit Namen, einen riesenstarken Jüngling. Er pflegte mit einer eisernen Stange herumzureiten und damit die Feinde kühnen Mutes zu Boden zu schlagen. Tag und Nacht hielt er Wache, und wo er Franken sah, die sich der Ruhe überließen, fiel er von links und rechts mit seinen Mannen über sie her und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Das ereignete sich Tag für Tag, und Karl wußte nicht, wie er die Verluste verwinden sollte. Da kam von ungefähr ein longobardischer Spielmann zu ihm und sang ein kleines Lied mit dem Inhalt: „Welcher Preis gebührt dem Manne, der Karl ins Reich Italien

führt, auf solchen Wegen, wo sich keine Lanze wider ihn erhebt, wo kein Schild zurückgestoßen wird und keiner von den Seinen Schaden erleidet?" Als der König diese Worte vernahm, rief er den Sänger zu sich und versprach, ihm nach erlangtem Siege alles zu geben, was er fordern würde. Der Spielmann führte ihn nun über die Berge auf einem geheimen Pfade, der noch bis auf den heutigen Tag Frankensteig genannt wird. In der Ebene stellte Karl die Seinen in Kampfordnung auf. Der Longobardenkönig hatte erwartet, daß Karl sein Heer von vorn angreifen würde. Als er sich nun plötzlich im Rücken bedroht sah, floh er eilends nach Pavia. Den Franken stand das Land weit und breit offen, und Karl nahm es in Besitz. Jetzt kam der Spielmann und forderte seine Belohnung. Karl sagte: „Fordere, was du willst, ich werde mein Versprechen einlösen!" Jener antwortete: „Gut denn, ich werde auf diesen Berg steigen und ins Horn stoßen. So weit man meinen Hornruf hört, soll alles mir gehören mit Männern, Weibern und Kindern; das soll mein Lohn sein!" Der König wunderte sich ob solchen Verlangens, aber er erwiderte: „Es geschehe nach deinen Worten!"

Der Spielmann stieg auf einen hohen Berg und blies gewaltig ins Horn, dann ging er in die Dörfer und Felder und fragte jeden, den er traf: „Hast du ein Horn blasen hören?" Und wenn ihm nun einer antwortete: „Ja, ich habe es gehört," gab er ihm einen Backenstreich und sagte: „Du bist mein eigen!" Davon hat man die Untertanen des Spielmannes, der von nun an das Land beherrschte, die Zusammengeblasenen genannt. —

Karl wollte Pavia belagern, aber eine Fügung des Himmels hinderte ihn daran, die Stadt einzunehmen, solange der heilige Theodor, der Bischof der Stadt, noch seines Amtes waltete. Darum zog Karl vorerst weiter und eroberte alle übrigen Städte. Erst als jener Bischof gestorben war, zog Karl mit einem großen Heere vor die Stadt Pavia und schloß sie ein. In der Stadt weilte der flüchtige König Desiderius mit seinem Sohne Algis und einer Tochter. Desiderius aber war fromm und beachtete die kirchlichen Gebote sehr genau, und wenn er sich um Mitternacht erhob, um mit den Seinen zur Kirche des heiligen Michael oder an eine andere heilige Stätte zu gehen, wie er jede Nacht zu tun pflegte, öffneten sich bei seinem Anblick die Tore sogleich von selbst.

Als die Stadt schon lange belagert wurde, schrieb die Königstochter einen Brief an Karl und schoß ihn mit einer Armbrust über den Tizinusfluß in das Lager Karls des Großen, dem sie mitteilte, sie würde ihm die Stadt samt allen Schätzen des Vaters ausliefern, wenn er sie zur Ehe nehmen wolle. König Karl antwortete ihr in einer Weise, daß ihre Liebe zu ihm noch heftiger wurde. Daraufhin stahl sie heimlich die Schlüssel zum Stadttore, die zu Häupten des schlafenden Vaters lagen und benachrichtigte davon wieder durch die Armbrust den Frankenkönig, damit dieser sich für die Nacht bereithielte. Als sich Karl der Große mitten in der Nacht dem Stadttore näherte und in die Stadt hineindrang, war das Mädchen glücklich und sprang dem Frankenkönig entgegen; aber es geriet unter die Hufe der eindringenden Rosse und wurde im Dunkel der finsteren Nacht zertreten.

Durch das Wiehern der Rosse wurde des Königs Sohn Algis aufgeweckt. Er riß das Schwert aus der Scheide und erschlug eine Menge Franken. Als Desiderius sah, daß er verloren war, verbot er seinem Sohne, den Kampf weiter fortzuführen. Algis aber, der sich nicht ergeben wollte, floh. König Karl bemächtigte sich der Stadt und war nun siegreich in ganz Italien.

3. Der Eiserne Karl. Nach einer anderen Sage soll sich die Eroberung von Pavia so zugetragen haben:

Als Karl die Longobarden besiegt hatte, nahm er zur Sicherheit die Tochter des Longobardenfürsten Desiderius zur Frau, verließ sie aber später wieder, weshalb sich Desiderius gegen Karl auflehnte und dieser veranlaßt wurde, mit einem mächtigen Heere gegen seinen früheren Schwiegervater zu Felde zu ziehen. Als Desiderius von der Ankunft des großen Frankenheeres hörte, floh er davon. Sobald Karl näherkam, stieg er mit einem anderen Fürsten, Otker, der ebenfalls vor Karl geflohen war, auf einen hohen Turm, von dem man weit ins Land hinausblicken konnte. Zuerst kam der Troß des Frankenheeres, und Desiderius sprach: „Ist Karl vielleicht in diesem großen Heere?" Doch Otker, der früher an dem Hofe Karls des Großen gelebt hatte, gab zur Antwort: „Noch nicht." Darauf kam das Heer der Völker, im ganzen Reiche gesammelt, und Desiderius wandte sich an Otker: „Wahrscheinlich ist Karl unter diesem Kriegsvolke?" Doch Otker erwiderte: „Noch nicht

und auch jetzt noch nicht." Da begann jener zu zittern und zu beben und sprach: „Was sollen wir denn tun, wenn noch immer mehr kommen?" Otker aber sagte: „Du wirst sehen, wenn er kommt; was jedoch mit uns geschieht, ich weiß es nicht." Und als sie noch so redeten, erschien die große Menge des Hausgesindes, und Desiderius rief voll Furcht aus: „Das ist Karl!" Doch Otker entgegnete: „Noch ist er es nicht und immer noch nicht!" Hierauf erblickte man die Bischöfe, Äbte und Geistlichen, die Kapläne mit ihren Begleitern, und stammelnd brachte Desiderius die Worte hervor: „Laß uns hinabsteigen und unter die Erde verbergen gegen die Wut eines so entsetzlichen Feindes!" Doch Otker, der die Kriegsrüstung des unvergleichlichen Karl kennen gelernt hatte, sagte: „Das ist Karl immer noch nicht. Wenn du siehst, daß das Gefilde von einer eisernen Saat starrt und der Po und Tizinus mit den von Eisen dunklen Meereswogen gegen die Mauern heranströmen, dann kannst du Karl erwarten!"

Kaum hatte er seine Worte beendet, als es von Westen her wie eine dunkle Wetterwolke heraufstieg; es waren die Franken und bei ihnen der eiserne Karl, bedeckt mit eisernem Helm und mit eisernen Armschienen umkleidet, den eisernen Panzer um die eherne Brust und die beiden Schultern. In der Linken hielt er eine eiserne, hochragende Lanze, denn die Rechte war immer bereit, den unbesiegten Stahl zu führen. Die Schenkel waren mit eisernen Schuppen geschützt; an seinem Schilde sah man nichts wie Eisen, und auch sein Roß war mit Eisen gepanzert. Wer voranzog und nachfolgte, trug die gleiche Rüstung. Eisen erfüllte die Straßen und Felder, daß die Strahlen der Sonne sich in dem Glanze des Eisens widerspiegelten. Und Otker wandte sich zu Desiderius und stammelte die Worte: „Siehe, das ist Karl, den du solange eifrig gesucht hast!" Bei diesen Worten stürzte der König fast leblos nieder. Am andern Tage wurden Karl die Tore der Stadt freiwillig geöffnet.

4. Der starke Adelgis. Als Karl schon längst Italien beherrschte und er einstmals in der Stadt Pavia Hof hielt, wagte es der in der Verbannung lebende Algis, des Desiderius Sohn, allein auf Kundschaft zu kommen, um zu sehen, was man hier tat und sagte und ob er noch Hoffnung auf das Reich hegen dürfte. Der kühne und furchtlose Jüngling kam auch heimlich in

die Stadt; zuletzt erkannte ihn am Königshofe ein Mann, der ihm früher sehr vertraut gewesen war. Als Algis sah, daß er nicht länger verborgen bleiben konnte, flehte er den früheren Freund an, ihn nicht zu verraten. Dieser gewährte ihm die Bitte und sagte: „Bei meiner Treue, ich werde dich nicht verraten, solange ich dich zu verheimlichen vermag."

Dieser Freund hatte aber die Aufgabe, dem König die Speisen auf den Tisch zu setzen, darum sagte Algis: „Setze mich heute, wenn der König speist, an das Ende des Tisches und sorge dafür, daß mir alle Knochen vorgelegt werden, die vom Tische kommen, einerlei, ob sie noch mit Fleisch bedeckt sind oder nicht." Das geschah. Aber Algis brach alle Knochen, aß das Mark heraus und warf sie dann unter den Tisch. Schließlich stand er auf und ging davon, ehe der König die Tafel aufhob. Als aber der König das Mahl beendete und beim Hinausgehen den Haufen Knochen unter dem Tische sah, fragte er: „Wer, um Gotteswillen, hat denn so viele Knochen zerbrochen?" Da antwortete einer: „Ich sah hier einen starken Kriegsmann sitzen, der alle die Knochen von Hirschen, Bären und Ochsen zerbrach, als wären es dünne Halme." Der König ahnte, daß jener starke Kriegsmann nur Algis gewesen sein könnte, und geriet in Zorn, weil er ungestraft davongekommen war. Da sagte einer von den Seinen: „Auf einem Schiff ist er gekommen, o Herr, und ich denke, er wird auf ihm wieder davonfahren." Und ein anderer von des Königs Mannen fragte: „Willst du, Herr, daß ich ihn verfolge und töte, dann gib mir deinen Armring." Als Karl ihm seine goldene Armspange gegeben hatte, eilte er zu Lande hinter Algis her, rief ihn an und sagte, Karl sende ihm seinen goldenen Armring, warum er sich heimlich davongemacht habe. Da näherte sich Algis mit seinem Fahrzeuge dem Ufer, doch als er merkte, daß der Franke ihm die Gabe auf der Spitze einer Lanze herüberreichen wollte, erkannte er sogleich die Gefahr, die ihm drohte. Rasch warf er sich den Panzer über, griff zur Lanze und rief: „Wenn du mit einer Lanze die Gabe herlangst, werde ich sie auch mit der Lanzenspitze empfangen. Wenn übrigens dein Herr in arger List Geschenke sendet, damit du mich zu töten vermagst, will ich nicht geringer erscheinen als er und auch meinerseits eine Gabe bieten." Darauf gab er ihm seine Armspange für den König.

Getäuscht mußte der Franke zurückkehren. Als er dem König die Armspange des Algis brachte, zog Karl sie sogleich an, aber sie fiel ihm bis auf die Achseln zurück. Erstaunt rief er aus: „Wahrlich, bei solchen Armen ist es nicht zu verwundern, wenn jener Mann so gewaltige Kraft hat!"

5. Herzog Arichis von Benevent. Als Karl der Große den Longobardenkönig Desiderius endlich überwunden hatte, blieb als alleiniger Gegner in Italien nur noch Arichis, der Herzog von Benevent übrig, der sich durchaus nicht unterwerfen wollte. Er verachtete Karls Gebote, weil er selbst eine kostbare Krone auf seinem Haupte trug.

Als Karl solches vernahm, wurde er höchst erzürnt und schwur hoch und teuer: „Wenn ich mit dem Zepter, das ich in meiner Hand trage, dem Arichis nicht die Brust einstoße, will ich nicht mehr leben!"

Als sich später die Verhältnisse änderten und die Großen des Reiches ihn baten, dem Arichis Gnade zu geben, meinte er: „Wie kann ich das, da ich doch einen Schwur getan habe, ich wollte nicht leben, wenn ich mit dem Zepter, das ich in meiner Hand führte, dem Arichis nicht die Brust durchstieße!" Aber die Bischöfe und anderen Großen fanden einen Ausweg. Sie zeigten ihm ein großes Bild seines Gegners, das in der Ecke einer Kirche stand. Anfangs meinte Karl, man wollte mit ihm seinen Spott treiben, aber schließlich befolgte er den Rat seiner Diener, ging auf jenes Bild zu und zerschlug mit dem Zepter die Brust des Bildes, ließ die gemalte Krone zerstören und sprach dabei die Worte: „Also ergehe es jedem, der sich aufsetzt, was ihm nicht zukommt!"

Nun schloß der König einen festen Frieden mit den Beneventanern und ließ sich von ihnen Geiseln stellen, worauf er wieder in sein Land zog.

6. Grimoald. Karl hatte sich das Longobardenreich dienstbar gemacht (774), doch im Süden des Reiches, in Benevent, saß noch immer der Herzog Arichis, der sich mit dem griechischen Kaiser in Konstantinopel verbunden hatte und sich gegen Karl auflehnte. Der Sohn des Herzogs Arichis, Grimoald mit Namen, lebte als Geisel an Karls Hofe, und Karl glaubte, sobald dessen Vater ge-

storben wäre, würde seine Herrschaft auch in Benevent gesichert sein. Als Herzog Arichis nun starb, ließ Karl der Große Grimoald zu sich rufen und teilte ihm mit, daß sein Vater tot sei, doch der schlaue Grimoald erwiderte: „Großer König, soviel ich weiß, ist mein Vater vollkommen gesund, und sein Ruhm steht in der besten Blüte; ich wünsche nur, daß er alle Jahrhunderte hindurch noch wachsen möge!“ Karl erwiderte: „Ich rede im Ernst, Grimoald, dein Vater ist wirklich tot.“ Darauf antwortete Grimoald: „Großer König, von dem Tage an, wo ich in deine Gewalt gekommen bin, habe ich weder an Vater, Mutter, noch Verwandte gedacht; denn du, Herr, bist mir alles!“

Karl der Große war über solche Rede sehr erfreut; denn er fühlte sich nun seiner Herrschaft vollständig sicher. Da die Beneventaner ihn gebeten hatten, Grimoald zurückzusenden, erfüllte er ihre Bitte und gab diesen frei. Doch vorher mußte er versprechen, daß er ihm treu bleiben wolle. Als Zeichen der Treue sollte auf den Münzen und auf öffentlichen Urkunden der Name König Karls allen anderen voranstehen; auch sollten die Longobarden keine langen Bärte mehr tragen dürfen; endlich verlangte Karl, daß Grimoald die Festungen der Städte schleifen ließe. Grimoald gab das Versprechen und zog heim. Die Longobarden strömten ihm in großer Zahl entgegen und hießen ihn freudig willkommen. Er übernahm die Herrschaft über das Erbe seines Vaters, konnte es aber nicht übers Herz bringen, die festen Mauern zerstören zu lassen, weil ihn die Bürger mit Tränen in den Augen baten, die schönen Städte doch zu verschonen. Als Grimoald unschlüssig war, riet ihm ein Mann, er möge nur ruhig die Mauern niederreißen, dann habe er ja sein Versprechen erfüllt; er solle dafür aber sofort stärkere und dauerhaftere Mauern an ihrer Stelle errichten. So geschah es; der Mann, der ihm den Rat gegeben hatte, erhielt als Belohnung seinen Wunsch erfüllt, und Grimoald schenkte ihm den ausbedungenen reichen Hermelinpelz. Grimoald verbündete sich ebenfalls, wie sein Vater, mit dem griechischen Kaiser, wurde allerdings dafür von Karls Sohn Pipin, der von Karl dem Großen zum Könige in Italien ernannt worden war, mit Krieg überzogen. Doch ist es den Franken niemals gelungen, in Süditalien festen Fuß zu fassen.

*

Die sächsischen Kriege Karls des Großen sind in der älteren Sage wenig bedacht, wenigstens stehen uns keine so reich fließenden Quellen der Überlieferung zu Gebote, wie z. B. für die italienischen und spanischen Kämpfe Karls. Daß aber auch sie schon die Sage vielfach beschäftigten, zeigen uns einzelne Bruchstücke der Überlieferung.

7. Widukinds Taufe. Karl der Große zog mit gewaltiger Heeresmacht gegen Widukind in den Krieg. Als sie zusammengetroffen waren, kamen beide Fürsten überein, daß sie allein miteinander zum Zweikampfe schreiten wollten und daß demjenigen das gesamte Kriegsvolk unbedenklich gehorchen sollte, dem das Geschick den Sieg gewähren würde. Nun griffen sie einander an und stritten lange und wacker, bis Karl der Große endlich den Erfolg davontrug.

Hierauf ließ sich Widukind mit seinem gesamten Heere taufen. Der Kaiser nahm ihn gnädig bei sich auf, ließ vom Bischof Bonifatius die Taufe an ihm vollziehen und hob ihn selbst aus dem geweihten Wasser empor. Ein so erbitterter Feind und Vernichter der Kirche Widukind vorher war, ein so gläubiger Eiferer wurde er jetzt.

Heinrich von Herfort erzählt uns das Ende von Widukinds Kampf anders. Er sagt, als Karl gegen Widukind zog, schlug er die Sachsen in dreitägiger Schlacht so vollständig, daß Widukind keinen Widerstand mehr leisten konnte. Der Frankenkönig berief ihn dann zu sich und ließ ihn im christlichen Glauben unterrichten, bis er die Taufe nahm und wieder heimkehrte.

Nach wieder einer anderen Erzählung hatten sich die Sachsen an der Ohre bei Wolmirstädt versammelt, um den Franken Widerstand zu leisten. In einer Nacht aber bestieg Widukind einen Kahn, fuhr an das andere Ufer hinüber und suchte Karls Streitkräfte zu erforschen. Es war am Tage des Osterfestes; Widukind bemerkte, daß sich die Franken feierlich versammelten und mischte sich unter die Menge, wurde jedoch an seinem krummen Finger erkannt. Vor den König Karl geführt und gefragt, warum er hergekommen sei, antwortete er frei und offen: „Ich kam, um das Heer zu erkunden." Der Kaiser forschte weiter, was er gesehen habe. Widukind sagte: „Gestern kamt ihr mir verstört vor, trostlos und traurig, und mein Herz war deshalb voller Freude. Heute aber sah ich euch mit reichem Schmucke bekleidet, und vor jenem kleinen Tische (er meinte den Altar) erblickte ich einen Mann in Purpur gekleidet, der von

dem Tische einen herrlichen Knaben nahm und euch in den Mund gab, einem nach dem anderen. Aber den Mund einiger verschmähte er, mit zornigem Antlitz blickend; in den Mund anderer ging er mit Freuden."

Als Karl der Große solches hörte, ließ er ihn im christlichen Glauben unterrichten und bekehrte dann das ganze Sachsenvolk.

Es war aber das Wunder des heiligen Abendmahles, das Widukind hier am Osterfeste geschaut hatte und das den sächsischen Häuptling zur Annahme des Christentums bewog.

8. Widukind und die Armen beim Mahle. Karl der Große soll fünfzehnmal gegen den König der Sachsen zu Felde gezogen sein und fünfzehnmal verloren haben. Erst in weiteren drei Schlachten siegte er und bekam den Sachsenführer in seine Gewalt.

Einst saß nun Karl bei der Mahlzeit, wie es Sitte war, auf einem erhöhten Platze, während die Armen demütig auf dem Boden saßen. Der gefangene König Widukind, der ferne vom Kaiser an einer anderen Tafel speiste, ließ ihm deswegen durch einen Boten sagen: „Euer Christus spricht, in den Armen habt ihr mich aufgenommen! Mit welcher Stirn redet ihr uns denn ein, daß wir unsern Nacken beugen sollen vor dem, den ihr so verächtlich behandelt und dem ihr nicht die geringste Ehrerbietung erweiset?" Bei diesen Worten wurde der Kaiser in seinem Herzen getroffen und errötete, weil die evangelische Lehre aus dem Munde eines heidnischen Mannes zu ihm drang.

9. Frankfurts Gründung. Unter der Regierung Karls des Großen entstand ein Krieg zwischen den Seinen und den Sachsen. Die Franken sahen sich in einer Schlacht besiegt und mußten über den Main gehen, an dem sie umherirrten, ohne eine sichere Furt zu wissen. Da aber ging eine Hirschkuh vor ihnen her und zeigte ihnen vermöge der Barmherzigkeit Gottes den Weg; ihr folgten sie also und fanden hocherfreut das rettende Ufer. Daher wurde die Stelle die Frankenfurt genannt.

Auf diesem Zuge ging der Kaiser, als er sich vom Feinde überwunden sah, fliehend voran und sagte: „Es ist mir lieber, daß die Leute schmähend sagen, ich sei hier geflohen, als daß ich

falle, weil ich hoffen kann, die zugefügte Schmach zu rächen, falls ich das Leben behalte."

*

In der Sage werfen die Normannen, die erst im 9. Jahrhundert der Schrecken des Frankenreiches wurden, schon zu Zeiten Karls des Großen ihre Schatten voraus.

10. Gold und Eisen. Einst brachten einige Könige der Normannen Gold und Silber vor Karl den Großen, um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen, und wollten auch ihre Schwerter überreichen. Der König ließ das Gold verächtlich zu Boden werfen, aber die Waffen erprobte er, faßte selber ein Schwert an beiden Enden und versuchte, die Spitze so herumzubiegen, daß Griff und Spitze sich berührten; aber es zerbrach in seiner Hand. Ein fränkisches Schwert, das er sich nunmehr reichen ließ, bestand jedoch die Probe. Stumm und ängstlich blickten die Normannen einander an und sagten dann zu sich: „Möchte doch auch in unserem Lande das Gold so gemein und das Eisen so kostbar erscheinen!"

11. Die Normannen. Während Karl einst an der Küste im Süden Frankreichs weilte, kamen normannische Schiffe. Einige meinten, es seien Fahrzeuge jüdischer Handelsleute, andere sagten, es wären Afrikaner, wieder andere glaubten, es segelten britische Schiffe heran, doch Karl erkannte schnell die Seeräuber an der leichten Bewegbarkeit ihrer Schiffe und wollte sie verfolgen, aber in kurzer Zeit schon waren sie verschwunden.

Als Karl sich bald mit den Seinen wieder versammelte und zu Tische setzte, erhob er sich vom Mahle, trat ans Fenster, blickte in die Ferne und ließ dicke Tränen aus seinen Augen strömen. Von seinem Gefolge ängstlich gefragt, was ihn so betrübe, sagte er: „Ich sehe voraus, daß meinen und euren Nachkommen von jenen schnellen Räubern bittres Leid geschehen wird!"

Von dem Tage ab ließ er alle Küsten seines Reiches bewachen, baute Leuchttürme und Schiffe und besichtigte seine Flotte, so oft es nur möglich war.

*

12. Der Riese Eisheere. In Karls Heer war ein Riese mit Namen Eisheere; er stammte aus der Landschaft Thurgau

am Bodensee. So oft er an den Thurfluß (Dura) kam, nahm er sein Roß beim Zügel und zog es schwimmend nach sich mit den Worten: „Du sollst mir folgen, du magst wollen oder nicht!“ Selbst wenn der Fluß durch Gießbäche aus den Alpen angeschwollen war und über seine Ufer trat, achtete er der Strömung nicht. Der Riese Eisheere, d. h. schrecklicher Mann, mähte die Feinde wie das Gras auf der Wiese und spießte sie wie Vögel auf seine Lanze. Wenn er siegreich nach Hause zurückkehrte und die Leute nach seiner Beute fragten, sagte er voll Verachtung von den Feinden: „Was soll ich mit diesen Kröten! Sieben oder acht oder auch neun von ihnen spießte ich auf meine Lanze und trug sie hierhin und dorthin, weiß nicht, was sie dazu brummten; unnützerweise haben der Herr König und wir uns gegen solche Bürger abgemüht.“

*

Der hauptsächlichste und in sich am vollständigsten abgeschlossene Sagenkreis Karls des Großen ist uns im Rolandsliede erhalten; es ist um die Mitte des 12. Jahrhunderts einem Zeitgenossen Karls des Großen, dem Erzbischof Turpin, fälschlich beigelegt worden.

Wie sehr im Rolandsliede das Bild des Kaisers schon ins Riesenhafte geht, zeigt uns die Beschreibung der Person des Kaisers selbst. Es heißt nämlich: Karl war acht seiner Füße hoch, sein Bart eine Elle lang, seine Stirn einen Fuß breit, sein Löwenauge funkelte wie Kohlen; er aß wenig Brot, aber täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels oder zwei Hühner, eine Gans oder ein Spanferkel oder einen Hasen, dazu trank er täglich einen Eimer Wein. Er war so stark, daß er mit einem Schlage seines scharfen Schwertes einen bewaffneten Reiter vom Scheitel bis an den Sitz spaltete und mit dem Schwerte noch tief in das Pferd hineinhieb. Einen bewaffneten Mann stellte er auf seine flache Hand, hob ihn bis an sein Haupt empor und stellte ihn dann wieder nieder.

13. **Die Helden Karls des Großen.** Der Umfang der karolingischen Heldenüberlieferung des fränkischen Sagenkreises ist im allgemeinen folgender. Nachdem Karl, der in früher Jugend durch die Ränke seines Stiefbruders vom Erbe verstoßen und in die Dienste eines sarazenischen Königs in Spanien eingetreten war, sich den väterlichen Thron wieder erkämpft hatte, erwarb er sich in zahllosen Kriegen zwölf treue Genossen, die ihm fortan tapfer zur Seite standen; zu ihnen gehörten u. a. Roland, Oliver, Erzbischof Turpin, Hayms von Bayern, Milon von Anglant. Sie zogen mit ihm zum heiligen Grabe, wurden als Streiter Gottes anerkannt und durch einen Strahlenkranz geweiht,

der im Tempel über ihren Häuptern erschien. Als solche Gottesstreiter kämpften sie in vielfachen Feldzügen gegen die heidnischen Sachsen und die Ungläubigen in Spanien, bis sie endlich nach vielen wunderreichen Taten und Schicksalen im Tale Roncesval gemeinsamen Helden- und Märtyrertod erlitten, verraten durch Ganelo. Karl selbst blieb mit wenigen seiner Getreuen zwar noch am Leben, aber doch nur, um jene Helden zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern.

Nur einige Ausschnitte aus diesem Sagenkreise mögen hier Platz finden.

14. Der Schäftewald. Als Karl nach Spanien zog, belagerte er Arl. Diese Belagerung dauerte über sieben Jahre; denn die Feinde erhielten durch Wassergänge unter der Erde Wein zugeführt. Als Karl endlich die Ursache bemerkte, warum ihm die Eroberung nicht gelingen wollte, schnitt er ihnen die Zufuhr ab. Nun machten sie einen verzweifelten Ausfall, und es kam zu einem heißen Kampfe, in dem auf beiden Seiten unsäglich viel erschlagen wurden, so viel, daß man Christen und Heiden nicht mehr unterscheiden konnte. Über Nacht aber fand man die Christen alle in wohlgezierten Särgen begraben, während die Heiden unbedeckt auf der Walstatt lagen.

Nun ließen sich die Feinde taufen, und Karl konnte seinen Siegeszug fortsetzen. Endlich zog er wieder zurück, doch wurden ihm auf dem Rückzuge alle seine Christen von dem im Hinterhalte liegenden Feinde erschlagen, so daß nur er allein entkam und weinend auf einem Steine saß. Der Stein ist noch heute naß. Ein Engel mußte den Kaiser trösten, und dieser riet ihm, statt der erschlagenen Männer Jungfrauen kommen zu lassen. Das geschah auch, und es kamen 50366, die sich im Karlstal versammelten.

Als die Feinde durch ihre Späher Nachricht über die neuen Kämpfer erhielten, erstaunten sie nicht wenig über die breitbrüstigen Männer und meinten, die erschlagenen Christen seien vom Tode wieder auferstanden. Sie gaben dem König Karl Geiseln und ließen sich taufen. Als aber die Jungfrauen abends auf grüner Wiese lagerten und ihre Schäfte oder Lanzen in den Boden steckten, grünten diese während des Schlafes, und es bildete sich ein Wald, der seitdem der Schäftewald heißt.

Karl ließ an dieser Stelle eine Kirche bauen zum ewigen Angedenken an die Hilfe des Himmels.

15. Rolands Heldentod. In der Nähe von Saragossa, so erzählt die Sage, lebten zwei Könige der Sarazenen, Marsilius und sein Bruder Beligand. Sie unterwarfen sich äußerlich Karls Macht; ihre Treue aber war erheuchelt. Karl ließ ihnen durch seinen Gesandten Ganelo sagen, sie möchten sich taufen lassen und Tribut geben. Sie gingen auf Karls Vorschlag ein, bestachen aber Ganelo mit vielem Gelde, daß er dem Könige Karl sagte, Marsilius wollte Christ werden und rüste sich, ihn zu besuchen, um sich in Gallien taufen zu lassen.

Karl glaubte Ganelos Worten und entschloß sich, sofort nach Gallien zurückzukehren. Beim Marsche durch die Pyrenäen befahl er einigen tausend Rittern, unter anderm seinem Neffen Roland, mit den besten Streitern und zwanzigtausend Mann die Wacht zu halten, bis er mit dem übrigen Heer das Gebirge überschritten hätte. Und so geschah es. Als Karl aber schon eine große Strecke weitergezogen war, stürmten plötzlich Marsilius und Beligand mit fünfzigtausend Sarazenen im Morgengrauen aus dem Walde und aus den Bergen hervor, wo sie sich auf Ganelos Rat zwei Tage und zwei Nächte verborgen gehalten hatten. Die zwanzigtausend Franken konnten dem ungestümen Ansturm der Übermacht wohl eine Zeitlang Widerstand leisten, wurden aber dann niedergemacht, und nur wenige konnten sich retten, darunter auch Roland.

Aber Held Roland ging nicht gleich zu seinem Könige, sondern kehrte noch einmal zurück, um die Heiden auszukundschaften. Er fand einen vom Streite erschöpften Sarazenen im Walde liegen, den er fesselte und so liegen ließ. Als er dann von fern die Feinde sah, stieß er in sein elfenbeinernes Horn, und auf seinen Ruf kehrten etwa hundert Christen, die sich zerstreut hatten, zu ihm zurück. Mit diesen wenigen zog er gegen die Sarazenen, kam zu dem gefesselten Manne, löste ihm seine Bande, erhob sein entblößtes Schwert über das Haupt des Gefangenen und sagte: „Kommst du mit mir und zeigst mir den Marsilius, dann will ich dich unbeschädigt am Leben lassen, wenn nicht, dann erleidest du den Tod!"

Der Gefangene war willig und zeigte ihm Marsilius von der Ferne, wie er mitten unter den Seinen auf feuerfarbenem Rosse ritt, gedeckt mit einem runden Schilde.

Da ließ Roland den Gefangenen gehen und warf sich auf die

Sarazenen. Mitten unter den anderen erblickte er einen Mann, der größer war als alle. Er hieb ihn samt seinem Rosse von oben bis unten mit seinem Schwerte durch, so daß man zur Rechten wie zur Linken je eine Hälfte des Sarazenen und seines Rosses fallen sah. Als die Feinde das erblickten, wurden sie von Grauen ergriffen, ließen Marsilius mit wenigen auf dem Felde zurück und flohen nach allen Seiten. Roland stürzte dem bald fliehenden Marsilius nach und erschlug ihn.

In diesem Kampfe aber fielen die hundert Genossen, und nur er allein blieb übrig, schon von vier Lanzen getroffen und durch Speer- und Steinwürfe wund und auf den Tod matt.

Als Beligand von seines Bruders Tode hörte, kehrte er mit den anderen Sarazenen auf das Schlachtfeld zurück. Matt und müde von Kampfesmühe, traurig um die Christen und wackeren Helden, auch durch Schwerthieb und Lanzenstoß zum Tode wund, so ritt Roland verlassen durch den Wald. Endlich hielt er ermüdet unter einem Baume an, neben einem Marmorfelsen, der sich auf einer herrlichen Wiese über Roncesvall erhob. Er sprang von seinem Rosse, und sein Blick fiel auf das klirrende Schwert. Das war von schöner Arbeit, von unvergleichlicher Schärfe, von unzerbrechlicher Härte, von wunderbarem Glanze und hieß Duranda nach seiner Härte; denn eher erlahmte der Arm als das harte Schwert zersprang. Roland zog es aus der Scheide, hielt es in der Hand, schaute es an und sagte mit tränenerstickter Stimme: „O Schwert, so schön und glänzend, so lang und von erprobter Härte! Ein elfenbeinerner Griff ziert dich, mit goldenem Kreuz bist du geschmückt, vergoldet ist dein Stahl, scharf ist deine Schneide, und durch jede edle Eigenschaft zeichnest du dich aus. Wer dich besitzt, wird unbesieglich sein, keine Furcht vor dem Feinde wird ihn scheuchen, kein Wahnbild ihn schrecken, Gottes Kraft ist mit ihm. Wer soll dich fortan besitzen, halten und führen? O, du glückseliges Schwert, schärfer als die schärfsten Degen, nie mehr gleicht ein anderes dir! Derjenige, dem du eine Wunde schlugst, vermochte nicht mehr zu leben, sollte dich deshalb ein Sarazene oder ein anderer Ungläubiger führen? Es wäre mir leid um dich!“ Und da er fürchtete, sein Schwert möchte in die Hände der Feinde fallen, ergriff er es mit beiden Händen, schlug dreimal mit mächtigem Hieb auf den Marmorblock, und da er das dritte Mal schlug, war der Stein von oben

bis unten gesprungen, aber das Schwert blieb unverletzt in seiner Hand.

Dann begann er zu blasen und stieß mit solcher Kraft in das Horn von Elfenbein, daß es in der Mitte zerbrach und die Adern seines Halses zersprangen. Engel aber trugen den Klang herüber zu Karls Ohr, der in seinem Lager war, acht Meilen von Roland entfernt. Sofort sprang der König auf und wußte, daß sein treuer Held in Todesgefahr war. Aber der Verräter Ganelo wußte ihn zu betören und sagte: „Kehre nicht zurück, mein König! Täglich stößt Roland um nichtiger Dinge willen ins Horn; vielleicht verfolgt er jagdeifrig ein Wild durch den Wald!“ Da ließ sich Karl abhalten, sofort aufzubrechen. Roland aber lag auf der Wiese, nach Wasser verlangend, um den brennenden Durst zu löschen. Da kam ein treuer Diener zu ihm, der seinen Todesruf gehört hatte. Wohl suchte dieser nach Wasser, doch er fand es nicht, und als er sah, daß der Tod über den Helden kam, segnete er ihn. Weil er fürchtete, er könnte in die Hände der Feinde fallen, bestieg er Rolands Roß und sprengte zu seinem Könige, den tiefe Klagen über den Tod seines treuen Helden erfüllten.

* *

Merkwürdig sind in der Sage die Beziehungen Karls des Großen zum Morgenlande.

16. Der Ruf zur Befreiung des heiligen Landes. Im Jahre 808 kamen zwei Mönche zu Karl dem Großen und brachten ihm die Schlüssel des heiliges Grabes, des Kalvarienberges, des Ölberges und der Schönen Pforte, die sich dem Petrus von selbst geöffnet hatte, ferner die heilige Lanze und Fahne. Sie wünschten, daß dem Kaiser seine Aufgabe zur Befreiung des Christenvolkes völlig klar würde. Karl der Große, der ein Freund der Pilger war, ließ in Jerusalem ein Schutzhaus für die Wallfahrer erbauen, dem er Gärten, Ländereien und Weinberge im Tale Josaphat zuwies, wie außerdem eine Büchersammlung.

17. Der Zug ins Morgenland. König Karl befahl eine starke Flotte zu bauen, ließ die ganze Menge der Schiffe versammeln, sich vom Papste Leo den Segen geben und trat dann seine Reise ins Morgenland an. Er kam an das Meer, das sich

zehnmal hundert und noch mehr Meilen in die Länge erstreckte; aber Brücken ließ er schlagen über die weite Meeresfläche, und soviel Volk schickte er vor sich her, daß niemand die Menge zählen konnte. Sobald Harun al Raschid, der König des Morgenlandes, von seiner Ankunft hörte, zog er ihm entgegen und richtete ein Freundschafts- und Eintrachtsbündnis mit ihm auf. Als Karl zum heiligen Grabe in Jerusalem kam, zierte er die heilige Stätte mit Gold und Edelsteinen und richtete dort ein goldenes Banner von wunderbarer Größe auf. Nicht allein schmückte Karl alle heiligen Orte, sondern König Harun al Raschid stellte auch die Krippe und das Grab des Herrn unter seine Gewalt, wie er es gewünscht hatte. Unendliche Schätze und Heiligkeiten des Morgenlandes an Gewändern, Spezereien und andern Kostbarkeiten hat Harun al Raschid dem Könige Karl dargebracht. Von hier wandte sich der weise Karl und gelangte mit Harun al Raschid bis nach Alexandrien, und die Franken und die Morgenländer lebten so in Freude zusammen, als wären sie Blutsverwandte.

Endlich wurde König Karl von seinem Freunde entlassen, und er kehrte in sein Reich heim. Als er nach Konstantinopel kam, errichtete er mit dem griechischen Kaiser einen Frieden und festen Bund. In Rom brachte er dem heiligen Petrus reichliche Gaben, und an Siegen und Ehren reich kehrte er nach dem Frankenlande zurück.

18. Die griechischen Gesandten. Karl der Große sandte einst einen Bischof und einen Herzog an den griechischen Hof, die aber beide von dem griechischen Kaiser schlecht behandelt und lange aufgehalten wurden und erst nach langer Zeit und mit großem Schaden an ihrem Schiff und Gepäck nach Hause zurückkehren konnten.

Nicht lange nachher schickte der griechische Kaiser Gesandte an den glorreichen Karl. Als sie ankamen, mußte sich der Marschall in der Mitte seiner Diener auf einen hohen Sessel setzen, so daß man ihn gar nicht für einen anderen als den Kaiser halten konnte. Die Gesandten warfen sich vor ihm auf den Boden und wollten ihn begrüßen, wurden aber von den Dienern genötigt, weiter vorzugehen. Da sahen sie den Pfalzgrafen in der Mitte der Großen zu Gericht sitzen, hielten ihn für den Kaiser und warfen sich auf den Boden. Auch hier mußten sie weiter vorgehen und fanden

nun den königlichen Truchseß mit schön geschmückten Dienern. Wieder hielten sie ihn für den Kaiser, warfen sich zur Erde nieder, gingen bestürzt weiter und fanden im inneren Gemache die Kämmerer des Kaisers und ihren Herrn, von dem es gar nicht zweifelhaft schien, daß er der Gebieter der Sterblichen wäre. Doch auch der Kämmerer leugnete, daß er der Kaiser sei, versprach aber, sich mit den Ersten des Palastes zu bemühen, um die Gesandten vor die Augen des erhabenen Kaisers gelangen zu lassen. Von seiten des Kämmerers wurden nun einige Fürsten abgeschickt, um sie ehrenvoll hereinzuführen. Der glorreiche Karl stand an einem Fenster, strahlend wie die helle Sonne, mit Gold und Edelsteinen geschmückt und gestützt auf den Bischof, der früher in Konstantinopel gewesen und schmählich behandelt worden war. Von allen Seiten umgab es ihn wie die himmlischen Heerscharen, nämlich seine drei jungen Söhne, die schon Teil am Reiche erhalten hatten, und die Töchter mit ihrer Mutter, nicht weniger mit Weisheit und Schönheit, als mit Geschmeide geziert; Bischöfe, unvergleichlich an Gestalt und Tugend, und die durch hohe Abkunft und Heiligkeit vorzüglichsten Äbte; Herzöge aber so, wie einst Josua im Lager von Galgala erschienen und Kriegsleute wie diejenigen, die die Syrer mit den Assyrern aus Samaria verjagten. Da wurden die Gesandten bestürzt, warfen sich stumm zu Boden und erhoben sich erst nach langer Zeit.

*

Karl der Große ist nicht nur der gewaltige Held in Krieg und Sieg, der erfolgreiche, gefürchtete und gepriesene Kriegsmann. Er ist nach der deutschen Sage auch der Hüter und Heilige des deutschen Rechts, der Urquell und Schöpfer aller Gesetzgebung und Rechtspflege.

19. Die Friesen. Als König Karl aus Franken und König Radbod aus Dänemark in Friesenland widereinander stießen, behauptete jeder, das Land wäre sein. Weise Leute versuchten den Streit zu schlichten; aber die Herren wollten es ausfechten. Endlich legte man die Entscheidung in die Hand der beiden Könige selber: wer von ihnen den andern an Stillstehen überträfe, der sollte gewonnen haben. Die Herren standen ein Etmal (Zeit von Tag und Nacht) in der Runde, von ihren Getreuen umgeben. Da ließ König Karl seinen Handschuh fallen. König Radbod hub ihn auf

und reichte ihn König Karl, der sprach: „Ha, ha, das Land ist mein!“ und lachte; darum hieß der Ort Hachense. „Warum?“ sagte Radbod. Und Karl erwiderte: „Ihr seid mein Mann worden.“ Da sprach Radbod: „O wach“ (o weh); darum hieß sein Ort Wachense. Und er mußte das Land verlassen.

König Karl wollte nun ein Ding (Gericht) halten; das vermochte er nicht, denn es war nicht soviel lediges Landes da, um darauf zu dingen. Da sandte er in die sieben Seelande und befahl ihnen, ihm eine freie Stelle zu geben, auf der er dingen möchte. Sie kauften mit Schatz und Schilling Deldemanes. Hier dingte er und lud die Friesen ein, dahin zu fahren und sich ihr Recht und Gesetz geben zu lassen. Sie aber erlangten die Bestätigung ihres angestammten Rechtes und erbaten Frist zu ihrer Besprechung. Des andern Tages ließ er sie wiederkommen. Sie erwählten zwölf alte und weise Männer als Vorsprecher, die begehrten eine neue Frist. Des dritten Tages hieß er sie ebenfalls wiederkommen. Da zogen sie Notschein (beriefen sich auf gesetzliche Hindernis), des vierten Tages ebenso, des fünften auch so. Dies sind die zwei Fristen und die drei Notscheine, die die freien Friesen mit Recht haben sollen. Des sechsten Tages hieß er sie Recht kören. Sie sprachen, sie könnten nicht. Da sagte der König: „Nun gebe ich euch dreierlei zur Wahl. Was ist euch lieber, daß man euch töte, oder daß ihr alle eigen (leibeigen) werdet, oder daß man euch ein Schiff gebe, so fest und so stark, daß es eine Ebbe und eine Flut ausstehen mag, aber ohne Riemen und Ruder und Tau ist?“ Sie erkoren das Schiff und fuhren mit der Ebbe aus und so fern weg, daß sie kein Land mehr sehen mochten. Da war ihnen leid zumute. Und einer, der aus Wittekinds Geschlecht war, sprach: „Ich habe gehört, daß unser Gott, als er auf Erden war, zwölf Jünger hatte und er selbst der dreizehnte war, und zu ihnen kam bei verschlossenen Türen und sie tröstete und lehrte. Warum bitten wir nicht, daß er uns einen dreizehnten sende, der uns recht lehre und zu Lande weise?“ Da fielen sie alle auf ihre Knie und beteten inniglich. Und als sie vom Gebet aufstanden, sahen sie einen dreizehnten am Steuer sitzen und eine Achse auf seiner Achsel, mit der er gegen Strom und Wind ans Land steuerte. Als sie zu Land kamen, warf er mit der Achse auf das Land und warf einen Erdwasen auf. Da entsprang auf der Stelle ein Born, der Achsen=

hof genannt wurde. Bei Eschwege kamen sie zu Land und wohnten um den Born herum; und was der dreizehnte sie lehrte, das nahmen sie zu Recht an. Doch wußte niemand, wer der dreizehnte war, so gleich war er jedem unter ihnen. Als er ihnen das Recht gewiesen hatte, waren ihrer nur noch zwölf. Der König wunderte sich sehr, als er sie wieder vor sich kommen sah und tat nach ihren Wünschen. Darum sollen in dem Land allzeit dreizehn Richter sein, und ihr Urteil sollen sie fällen zu Achsenhof und zu Eschwege, und wenn sie entzwei sprechen (verschiedener Meinung sind), dann geben sieben den Ausschlag. So ist das Landrecht aller Friesen.

20. Die Glocke. Damit die Untreue vermieden und die Gerechtigkeit gefördert würde, ließ Karl der Große eine helle Glocke aufhängen und ein Haus darüber machen, auch zwei Männer anstellen, die die Glocke hüteten. Wenn ein armer Mann das Recht von ihm begehrte, sollte er die Glocke klingen lassen, dann wußte jeder, wer Recht gesprochen haben wollte. Wer die Glocke zog, wurde vor den König geführt, selbst dann, wenn dieser zu Tische saß. So lieb war ihm das Recht von Jugend auf bis an seinen letzten Tag.

Es fügte sich eines Tages, daß er mit seinen Fürsten und Herren an der Tafel saß. Da hörte man die Glocke läuten. Der König sprach: „Geht hin und laßt den armen Mann herein! Hat ihm jemand ein Leids getan und er ist im Recht, so soll ihm sein Recht hier werden!“ Die Hüter gingen zum Glockenhause, doch es war geschlossen, und sie sagten das dem Kaiser. Alsbald aber hörte man die Glocke von neuem erklingen. Der Kaiser wurde zornig über die Hüter und sprach: „Es ist doch ein armer Mann draußen und ihr laßt ihn nicht vor mich kommen, ihr sollt des Todes sterben!“ Die Hüter eilten von neuem hin und sahen wieder niemanden, schlossen die Tür auf und fanden auch keinen Menschen in dem Hause. Sie verschlossen das Haus von neuem und legten sich auf die Lauer, ob sie niemand erspähten, aber kurze Zeit darauf erklang die Glocke von neuem. Sie sprangen herzu, erblickten aber wieder keine Seele. Da ging des Kaisers Marschall selber hinaus und wollte die Hüter gefangen nehmen lassen. Als er in das Haus kam, sah er eine große Natter am Glockenseile hängen. Die Hüter sprangen herzu und wollten sie töten, doch der Marschall

rief: „Tut es nicht, wenn euch euer Leben lieb ist, laßt uns nachsehen, was sie will!“ Da kroch die Natter hin zu dem Marschall, legte ihr Haupt auf seinen Fuß und ließ sich vor ihm nieder. Der Marschall sandte seinen besten Diener zum Kaiser und ließ ihm berichten, was geschehen war. Der Kaiser sprach: „Laßt den Wurm hereinkommen!“ Der Marschall ging zum Kaiser, und das Tier kroch ihm nach. Da sprach der Kaiser: „Laßt den Wurm gehen und tut ihm kein Leid, wenn euch meine Huld lieb ist, denn es muß ein besonderes Zeichen von Gott sein. Die Natter kroch zu ihm, legte ihr Haupt auf seinen rechten Fuß, kam dann näher heran und streckte sich vor dem Kaiser nieder. Dieser sprach: „Ich gebiete dir bei dem Namen Gottes, dem nichts verborgen ist, daß du mir deinen Kummer klagst!“ Die Natter neigte ihr Haupt, dankte ihm und ging dann in einen Baumgarten. Vier Männer folgten ihr nach und sahen, wie sie unter ein Strohdach kroch, das in dem Baumgarten war. Hier sah man ein Nest, doch eine große Kröte hatte sich hineingelegt und wollte den Platz nicht verlassen. Als die vier Männer das sahen, nahm einer einen Stein und warf die Kröte aus dem Neste heraus, brachte sie auch vor den Kaiser, der nun der Natter Recht sprach nach ihrer Klage. Er hieß die Kröte spießen und zu dem Strohdach hinausstecken. Da kam die Natter hervor, neigte ihr Haupt und kroch dann wieder in ihr Nest zurück. Der Kaiser ließ dann gebieten, wer einem anderen nicht wolle Recht tun, der solle darum gestraft werden an Leib und Gut.

*

Hervorragend war Karls Fürsorge für Wissenschaft und Kunst, für Kirche und Schule. Gelehrte und Künstler, besonders Baukünstler, rief er an seinen Hof; viele Sorgfalt widmete er der Bildung der Geistlichen, die er häufig ganz aus eigenem Willen und aus der Eingebung des Augenblicks heraus berief; bekannt sind seine eifrigen Bemühungen um das Schulwesen. All diese Richtungen der Regierungstätigkeit des großen Kaisers beleuchtet auch die Sage in eigener Weise.

21. Alcuin. Einer der eifrigsten und gebildetsten Männer an dem Hofe Karls des Großen war Alcuin. Als Karl einmal bekümmert ausrief: „Hätte ich doch nur zwölf so gelehrte Männer, wie Hieronymus und Augustin es gewesen sind!“ sagte Alcuin:

„Großer König, das dünkt mir nicht bescheiden zu sein. Bisher hat der Schöpfer Himmels und der Erden nur zwei solcher Männer hervorgebracht, und du willst gleich zwölf davon haben!"

Nach der Sage ist Alcuin auf folgende Weise an den Hof Karls des Großen gekommen:

Einst landete an der fränkischen Küste ein Schiff mit vier Männern, die das Aussehen von Kaufleuten hatten und zu denen deshalb die Einwohner kamen und fragten, was für Waren sie hätten. Die Fremden waren Angelsachen und antworteten: „Wir bieten Weisheit feil!" Das schien den Leuten lächerlich, sie gingen enttäuscht fort und machten sich über die vermeintlichen Händler lustig. Endlich gelangte das Gerücht von den merkwürdigen Kaufleuten, die Weisheit feilboten, bis zu Karl dem Großen. Er ließ die Angelsachsen sofort holen und faßte eine besonders große Zuneigung zu Alcuin, den er fortan an seinem Hofe hielt.

22. Bischof Hildebold. Hildebold, der 19. Bischof von Köln, wurde im Jahre 784 gewählt. Als sein Vorgänger Ricolfus gestorben war, entstand ein langer Streit über den Nachfolger. Karl der Große weilte in Aachen; er setzte sich auf sein Pferd und ritt gen Köln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur Messe läuten, stieg ab und trat an den heiligen Ort. Er war gekleidet wie ein Jäger, hatte wie diese ein Hornfaß umhängen und opferte auf dem Altare einen Gulden. Als die Messe zu Ende war, nahm der Priester des Kirchleins, der Hildebold hieß, den Gulden und sprach zu dem Kaiser, den er nicht kannte: „Freund, nehmt den Gulden zurück, hier opfert man keine Gulden!" Er glaubte nämlich, der Kaiser habe seiner spotten wollen. Doch dieser antwortete: „Behaltet den Gulden, ich gebe ihn euch gern!" worauf Hildebold erwiderte: „Ich sehe wohl, ihr seid ein Jäger; schickt mir lieber die Haut von dem ersten Rehe oder einem anderen Wilde, das ihr erjagt, denn mein Meßbuch hat einen Überzug sehr nötig. Euern Gulden aber behaltet!" Als der Kaiser diese offene, gerade Rede hörte, fragte er die Umstehenden über des Priesters Lebensweise aus und vernahm, daß er ein frommer und rechtschaffener Mann war. Dann ritt er weiter gen Köln, hörte den Streit an und sagte, da sich die Wähler nicht einig werden konnten: „Ich will euch einen Bischof wählen!" ließ den Priester

herbeiholen und erhob ihn zum Bischof. Hildebold regierte vierunddreißig Jahre.

Als Kaiser Karls Sohn, Ludwig, Kaiser wurde, krönte Hildebold ihn.

Nach seinem Tode wurde Hildebold in St. Gereon zur rechten Hand neben dem ersten Altar begraben.

23. Der Aachener Kaiserpalast. Rings um das Schloß zu Aachen ließ Karl nach seiner Anweisung die Wohnungen für seine Leute so erbauen, daß er durch das Gitter seines Söllers alles sehen konnte, was einging und ausging und was anscheinend verborgen vor ihm geschah. Auch die Wohnungen seiner Vornehmen waren so eingerichtet, daß diese sich vor den Augen des scharfsichtigen Kaisers nicht verbergen konnten.

Ein ungetreuer Hausmeister, Liutfried mit Namen, der die Bauten des Kaisers sorgfältig herstellen, auch die Arbeiter und anderen Leute nähren und lohnen mußte, wurde für seine Untreue durch einen plötzlichen Tod bestraft, der im Traum von einem armen Manne vorhergesehen worden war. Als dem Kaiser der Tod des ungetreuen Hausverwalters gemeldet wurde und die Werkleute seinen Geiz und seine Habsucht ohne Scheu an den Tag brachten, ließ er dessen Schätze unter die Bauleute und Armen verteilen.

24. Das Aachener Münster. Nachdem Kaiser Karl nun zu Rom gekrönt und Kaiser geworden war, baute er unserer lieben Frauen zu Aachen ein Münster mit Zierde und Würdigkeit. Er bezwang den bösen Geist, daß er selbst marmelsteinerne Säulen von Rom und Ravenna herbeitragen mußte. Karl sah keine Kosten noch Arbeit an, und als das Münster eingeweiht wurde, kam eine solch große Menge von Herren, daß davon viel zu sagen wäre. Der Papst selbst war mit 365 Bischöfen anwesend, mit Fürsten und Herren aller Länder, und einstimmig wurde beschlossen, das Münster zu Aachen zur Hauptkirche in deutschen Landen zu machen und zur Stätte, wo der Kaiser seine erste Krone empfangen sollte.

Denn es ist zu wissen, daß ein Kaiser drei Kronen in Empfang nehmen muß. Die erste Krone ist eisern, sie bedeutet, daß

ein Kaiser stark und mutig sein soll; diese empfing er von dem Bischofe von Köln in unserer lieben Frauen Münster zu Aachen. Die andere Krone ist silbern und bedeutet, er solle lauter und gerecht sein; er empfing sie von dem Bischofe von Mailand in der Kirche zu Monza bei Mailand. Die dritte Krone ist golden und bedeutet, daß ein Kaiser an Adel, Gerechtigkeit und andern Tugenden alle Herren übertreffen solle, wie das Gold alles andere Geschmeide; diese Krone empfing er von dem Papste zu Rom.

Und diese drei Kronen nahm der würdige Kaiser Karl mit Andacht und Demütigkeit, daß davon viel zu sagen wäre.

25. Kirchen- und Brückenbauten. Es ist zu wissen, daß König Karl vierundzwanzig Kirchen gebaut hat, nämlich soviel, als Buchstaben in dem Abc sind, und jeder Kirche gab er einen Buchstaben, der war golden und wog hundert Pfund Gold.

Er mehrte auch insonderheit vier Bistümer, nämlich Trier, Mainz, Köln und Salzburg, und baute zehn Jahre an einer Brücke bei Mainz über den Rhein. Und als er sie gemacht hatte und meinte, sie sollte ewig währen, da kam von Ungeschick ein Feuer und verbrannte sie, daß sie zerfiel. Aber für alles, was er baute, hatte er nicht soviel Liebe wie für Aachen.

26. Karls Sünde. Nach diesen Kämpfen und Siegen und nach so großer irdischer Herrlichkeit beging Kaiser Karl eine Sünde, so groß, daß er sie niemandem als dem heiligen Ägidius beichten wollte. Er bat den Heiligen, er möchte doch für ihn zu Gott beten, damit er sich über ihn erbarme. Da geschah es, als der heilige Ägidius die Messe las und für den König betete, daß ein Engel vom Himmel erschien und einen Brief brachte, in dem die Sünde verzeichnet stand. Der heilige Ägidius ging zu Karl und las ihm die Sünde aus dem Briefe vor, und nun bekannte und beichtete der König, und Gott der Herr vergab ihm seine Sünde.

27. Die feinen Hofleute. Die feinen Leute kleideten sich in seidene Gewänder, zierten sich mit Pfauenfedern, verbrämten sich mit bunten Streifen oder hüllten sich in goldgeschmückte Hermelinfelle. Karl durchstreifte mit ihnen den Wald, so daß die feinen Kleider von Baumzweigen und Dornen zerfetzt wurden, und schickte sie erst in später Nacht wieder heim, befahl ihnen aber, am nächsten

Tage vor ihm in derselben Kleidung zu erscheinen, die nunmehr in farbloser Häßlichkeit und in Fetzen am Körper hing.

28. Die Schulprüfung. Einmal ging Karl, nachdem er siegreich nach langer Abwesenheit von einem Feldzuge zurückgekehrt war, in die von ihm errichtete Schule und ließ sich die Knaben vorstellen. Als er merkte, daß die von geringen und niederen Leuten abstammenden Knaben über alles Erwarten fleißig und weise gewesen waren, die Vornehmen aber faul und nichts gelernt hatten, stellte er jene zur Rechten, dankte ihnen und versprach ihnen eine schöne Zukunft in seinen Diensten; gegen die anderen aber war er streng, weil sie die Zeit mit Wohlleben, Spiel und Nichtstun verbracht hatten, und rief, er gebe auf ihren Adel und ihr hübsches Aussehen nichts, sie würden von ihm nichts Gutes zu erwarten haben, wenn sie sich nicht besserten.

29. Das Reisegeld. Einen der trefflichsten unter den armen Schülern, die sich bei der Schulprüfung hervorgetan hatten, machte er später zum Bischof. Dieser Schüler hatte nämlich eines Tages beim Tode des alten Bischofs, der nur zwei Pfund Silber für die Armen bestimmt hatte, geäußert: „Ein dürftiges Reisegeld für einen so langen und weiten Weg!“ Karl hörte die Worte und meinte: „Glaubst du, daß du mehr Sorge tragen würdest, für die lange und weite Reise zu verwenden, wenn du ein Bistum erhalten würdest?“ Der junge Mann fiel ihm zu Füßen und sprach: „Herr, das liegt in Gottes Macht und in eurer Gewalt!“ Der König gab ihm das Bistum und meinte, er möge dafür sorgen, daß er dermaleinst ein besseres Reisegeld für ihn und sich bestimmt habe.

*

Vielfach sind auch die nächsten Angehörigen Karls durch die Sage verewigt worden, so Mutter, Vater, Geschwister, Gemahlin und Töchter. Von seiner zweiten Gemahlin Hildegard singt die Sage das Hohelied der Treue.

30. Die Heimkehr aus Ungarland. Als König Karl nach Ungarn und der Wallachei fahren wollte, die Heiden zu Christen zu machen, gelobte er seiner Frau, in zehn Jahren heimzukehren. Wäre er nach Verlauf dieser Zeit ausgeblieben, so solle sie seinen Tod für gewiß halten, würde er ihr aber durch einen Boten sein

goldenes Fingerlein zusenden, dann möge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch den Mann entbieten lasse. Nun geschah es, daß der König schon über neun Jahre fort gewesen war und sich zu Aachen Raub und Brand über alle Länder erhob. Da gingen die Herren zu der Königin und baten, daß sie sich einen andern Gemahl auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete: „Wie möchte ich so wider König Karl sündigen und meine Treue brechen! Er hat mir auch das Wahrzeichen nicht gesandt, das er mir kund tat, als er von hinnen schied.“ Die Herren aber redeten ihr so lange zu, weil das Land in dem Kriege zugrunde gehen müsse, daß sie ihrem Willen endlich zu folgen versprach. Nun wurde eine große Hochzeit angestellt, und die Königin sollte auf den dritten Tag mit einem reichen Könige vermählt werden.

Gott der Herr aber, der dies hindern wollte, sandte einen Engel als Boten nach Ungarland. Als König Karl die Kundschaft vernommen hatte, sprach er: „Wie soll ich in dreien Tagen heimkehren, einen Weg, der hundert Raste lang ist und fünfzehn Raste dazu, bis ich in mein Land komme?“ Der Engel versetzte: „Du weißt, Gott kann tun, was er will, denn er hat viel Gewalt. Geh zu deinem Schreiber, der hat ein gutes, starkes Pferd; das soll dich in einem Tage über Moos und Heide bis in die Stadt zu Rab tragen; das sei deine erste Tagweide. Den andern Morgen sollst du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Passau; das sei deine andere Tagweide. Zu Passau sollst du dein Pferd lassen; der Wirt, bei dem du einkehrst, hat ein schönes Füllen; das kaufe ihm ab, es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen!“

Der Kaiser tat, wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab und ritt in einem Tage aus der Bulgarei bis nach Rab, ruhte über Nacht und kam den zweiten Tag bei Sonnenschein nach Passau. Abends, als die Viehherde einging, sah er das Füllen, ergriff es bei der Mähne und sprach: „Herr Wirt, gebt mir das Roß, ich will morgen über Feld reiten!“ „Nein“, sagte dieser, „das Füllen ist noch zu jung und du bist ihm zu schwer, als daß es dich tragen könnte.“ Der König bat ihn von neuem; der Wirt sagte: „Ja, wenn es gezäumt oder geritten wäre!“ Der König bat ihn zum drittenmal, und weil der Wirt sah, daß es

Karl so lieb war, wollte er das Roß ablassen; der König verkaufte ihm dagegen sein Pferd, das er die zwei Tage geritten hatte und von dem es ein Wunder war, daß es den Ritt ausgehalten hatte.

Also machte sich der König des dritten Tages auf und ritt schnell und unaufhaltsam bis gen Aachen vor das Burgtor, wo er bei einem Wirt einkehrte. Überall in der ganzen Stadt hörte er großen Schall von Singen und Tanzen und fragte, was da wäre. Der Wirt sprach: „Eine große Hochzeit soll heute gefeiert werden, denn unsere Königin wird einem reichen König vermählt; da wird große Kost gemacht und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht und ungemessen Futter vor die Rosse getragen.“ Der König sprach: „Hier will ich mein Gemach haben und mich wenig um die Speise bekümmern, die sie in der Stadt austeilen; kauft mir für meine Guldenpfennige, was ich bedarf, schafft mir viel und genug!“ Als der Wirt das Gold sah, sagte er bei sich selbst: „Das ist ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten!“ Nachdem die Speise köstlich und reich zugerichtet und Karl zu Tisch gesessen war, forderte er einen Wächter vom Wirt, der sein des Nachts über pflegte, und legte sich zu Bette. Im Bette liegend, rief er den Wächter und mahnte ihn teuer: „Wann man im Dom läuten wird, sollst du mich wecken, daß ich das Läuten höre; dies gülden Fingerlein will ich dir geben!“ Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er vor den schlafenden König ans Bett: „Wohlan, Herr, gebt mir meinen Ring, eben läuten sie im Dom!“ Schnell stand Karl auf, legte ein reiches Gewand an und bat den Wirt, ihn zu geleiten. Dann gingen sie vor das Burgtor; aber es lagen starke Riegel davor. „Herr,“ sprach der Wirt, „du mußt unten durchkriechen, doch dann wird dein Gewand kotig werden!“ „Daraus mach ich mir wenig und würde es ganz zerrissen!“ Nun krochen sie zum Tor hinein. Der König, voll weisen Sinnes, hieß den Wirt um den Dom gehen, während er selber hineinging. Nun war es altes Recht in Franken, daß, wer auf dem Stuhl im Dom saß, König sein mußte. Das deuchte ihm gut; er setzte sich auf den Stuhl, zog sein Schwert und legte es bar über seine Knie. Da trat der Meßner in den Dom und wollte die Bücher vortragen; als er aber den König mit barem Schwert und stillschweigend sitzen sah, begann er zu

zagen und verkündete eilends dem Priester: „Als ich zum Altar ging, sah ich einen greisen Mann mit bloßem Schwert über die Knie auf dem gesegneten Stuhle sitzen.“ Die Domherrn wollten dem Meßner nicht glauben; einer von ihnen griff ein Licht und ging unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit sah, wie der greise Mann auf dem Stuhle saß, warf er das Licht aus der Hand und floh erschrocken zum Bischof. Dieser ließ sich zwei Kerzen von Knechten tragen, die ihm leuchten mußten; da sah er den Mann auf dem Stuhle sitzen und sprach furchtsam: „Du sollst mir sagen, was für ein Mann du bist, geheuer oder ungeheuer, und wer dir ein Leids getan, daß du an dieser Stätte sitzest!“ Da hob der König an: „Ich war dir wohl bekannt, als ich König Karl hieß, an Gewalt war keiner höher als ich!“ Mit diesen Worten trat er dem Bischof näher, daß er ihn recht ansehen könnte. Da rief der Bischof: „Willkommen, liebster Herr! Solcher Kunde will ich froh sein!“ umfing ihn mit seinen Armen und leitete ihn in sein reiches Haus. Alle Glocken wurden geläutet, und die Hochzeitsgäste fragten, was der Schall bedeute. Als sie aber hörten, daß König Karl zurückgekehrt wäre, stoben sie auseinander und jeder suchte sein Heil in der Flucht. Doch der Bischof bat, daß ihnen der König Frieden gäbe und der Königin wieder hold würde, es sei ohne ihre Schuld geschehen. Karl gewährte die Bitte und gab der Königin seine Huld.

31. Hildegard. Während Kaiser Karl auf einem Heereszuge war, mutete Karls Stiefbruder, Taland, der schönen Gemahlin Hildegard zu, daß sie ihm zu Willen sein möchte. Aber die tugendhafte Frau wollte lieber den Tod leiden, als ihrem Herrn die Treue brechen; doch verstellte sie sich und gelobte dem Bösewicht, in sein Begehren zu willigen, sobald er ihr dazu eine schöne Brautkammer habe bauen lassen. Alsbald baute Taland ein kostbares Frauengemach, ließ es mit drei Türen verwahren und bat die Königin, hineinzukommen und ihn zu besuchen. Hildegard tat, als ob sie ihm nachfolgte, und bat ihn, vorauszugehen; als er fröhlich durch die dritte Tür gesprungen war, warf sie diese schnell zu und legte einen schweren Riegel vor. In diesem Gefängnis blieb Taland eine Zeitlang eingeschlossen, bis Karl siegreich aus Sachsen heimkehrte; da ließ sie ihn aus Mitleiden und auf vielfältiges er-

heucheltes Flehen und Bitten los und dachte, er wäre genug gestraft. Sobald Karl ihn erblickte, fragte er, warum er so bleich und mager aussähe. „Daran ist eure gottlose, unzüchtige Hausfrau Schuld!“ antwortete Taland; „sie hat bald gemerkt, wie ich sie sorgsam gehütet habe, daß sie hat keine Sünde begehen dürfen, und darum einen neuen Turm gebaut und mich darin gefangen gehalten.“ Der König betrübte sich heftig über diese Nachricht und befahl im Zorn seinen Dienern, Hildegard zu ertränken. Sie floh und barg sich heimlich bei einer ihrer Freundinnen; sobald der König ihren Aufenthalt erfuhr, verordnete er aufs neue, sie in einen Wald zu führen, zu blenden und so, beider Augen beraubt, des Landes zu verweisen. Was geschah? Als die Diener sie hinausführten, begegnete ihnen ein Edelmann des Geschlechts von Freudenberg, den ihre Schwester, Gräfin Adelgund, gerade mit einer Botschaft zu Hildegard abgesandt hatte. Als dieser die Gefahr und Not der Königin sah, entriß er sie den Henkersknechten und gab ihnen seinen mitlaufenden Hund. Dem Hunde stachen sie die Augen aus und hinterbrachten sie dem König zum Zeichen, daß sein Befehl geschehen wäre. Hildegard aber zog, als sie mit Gottes Hilfe gerettet war, in Begleitung einer Edelfrau nach Rom und übte die Heilkunst, die sie ihr Lebtag gelernt und getrieben hatte, so glücklich aus, daß sie bald in großen Ruhm kam. Mittlerweile strafte Gott den bösen Taland mit Blindheit und Aussatz. Niemand vermochte ihn zu heilen, und endlich hörte er, zu Rom lebe eine berühmte Heilfrau, die diesem Siechtum abhelfen könnte. Als Karl nach Rom zog, war Taland auch im Gefolge, erkundigte die Wohnung der Frau, nannte ihr seinen Namen und begehrte Arznei und Hilfe für seine Krankheit; er wußte aber nicht, daß sie die Königin war. Hildegard gab ihm auf, seine Sünden dem Priester zu beichten und Buße und Besserung zu geloben, dann wollte sie ihre Kunst erweisen. Taland tat es und beichtete; darauf kam er wieder zu der Frau hin, die ihn frisch und gesund machte. Über diese Heilung wunderten sich Papst und König über die Maßen, wünschten die Ärztin zu sehen und bestellten sie zu sich. Allein sie erbot sich, Tags darauf in das Münster St. Petri zu gehen, wo sie dem König alsbald die ganze Geschichte berichtete und wie man sie verraten hatte. Karl erkannte sie mit Freuden und nahm sie wieder zu seiner Gemahlin; seinen Stiefbruder verurteilte er zum Tode. Doch

bat die Königin sich sein Leben aus und er wurde bloß in das Elend (aus dem Lande) verwiesen.

Von einer andern Gemahlin, Fastrada, weiß die Sage für die Zuneigung des Kaisers zauberhafte Ursachen zu berichten, was noch häufiger von einer Verbindung des Kaisers mit einer nicht ebenbürtigen Frau erzählt wird.

Der berühmte italienische Dichter Petrarca (1304—1374) hörte auf seiner Reise durch Deutschland von den Priestern zu Aachen eine Geschichte erzählen, die sie für wahrhaft ausgaben und die sich von Mund zu Munde fortgepflanzt haben soll.

32. Der Zauberring. Vorzeiten verliebte sich Karl der Große in eine gemeine (nicht adelige) Frau so heftig, daß er alles andere vergaß, seine Geschäfte liegen ließ und selbst seinen eigenen Körper darüber vernachlässigte. Sein ganzer Hof war verlegen und mißmutig über diese Leidenschaft, die gar nicht nachließ; endlich verfiel die geliebte Frau in eine Krankheit und starb. Vergeblich hoffte man, daß der Kaiser nunmehr seine Liebe aufgeben würde; aber er saß bei dem Leichnam, küßte und umarmte ihn und redete zu ihm, als ob er noch lebendig wäre. Die Tote hub an zu riechen und in Fäulnis überzugehen; nichtsdestoweniger ließ der Kaiser nicht von ihr ab. Nun ahnte der Erzbischof Turpin, es müsse eine Zauberei dabei walten. Als Karl eines Tages das Zimmer verlassen hatte, befühlte er deshalb den Leib der toten Frau allerseits, ob er nichts entdecken könnte; endlich fand er im Munde unter der Zunge einen Ring, den nahm er weg. Sowie nun der Kaiser wieder ins Zimmer zurückkehrte, tat er erstaunt, wie ein Aufwachender aus tiefem Schlafe und fragte: „Wer hat diesen stinkenden Leichnam hereingetragen?“ und befahl zur Stunde, daß man ihn bestatten sollte. Das geschah, aber nunmehr wandte sich die Zuneigung des Kaisers auf den Erzbischof, dem er allenthalben folgte, wohin er ging. Wie der weise, fromme Mann das merkte und die Kraft des Ringes erkannte, fürchtete er, daß er einmal in unrechte Hände fiele, nahm ihn und warf ihn in einen See nahe bei der Stadt. Seit der Zeit gewann der Kaiser den Ort so lieb, daß er nicht mehr aus der Stadt Aachen weichen wollte, hier ein kaiserliches Schloß und ein Münster bauen ließ und in jenem seine übrige Lebenszeit zubrachte, in diesem aber nach seinem Tode begraben sein wollte. Auch verordnete er,

daß alle seine Nachfolger sich in dieser Stadt salben und weihen lassen müßten.

Die Königin Fastrada, die dritte Gemahlin Karls des Großen, die den Kaiser aus Herrschsucht mit einem Zauberring an sich zu fesseln wußte, starb 794 in Frankfurt a. M. und wurde in Mainz begraben; ihren Leichnam soll der Kaiser aber vorher lange Zeit selbst auf Reisen mit sich geführt haben, weil er sich nicht von ihm zu trennen vermochte, bis der in ihrem Haar versteckte Stein oder Ring gefunden und in ein Gewässer bei Aachen geworfen wurde.

33. Eginhard und Emma. Ein eigentümliches Verhältnis herrschte in der Familie Karls des Großen. Hroutrud, die älteste Tochter Karls, war dem griechischen Kaiser zur Gemahlin bestimmt, der sie aber nie erhalten hat. Die zweite Tochter, Berta, gebar dem Angilbert zwei Söhne. Durch die Einwilligung Karls wurde diese Verbindung zu einer rechtmäßigen Ehe. Die Sage, die seit jeher in Liebschaften einen willkommenen Stoff vorfand, verwischte auch hier die wirklichen Tatsachen und übertrug die Rolle Angilberts auf Einhard. Diese Geschichte ist unzählige Male in Gedichten und Liedern, in gebundener und ungebundener Rede gefeiert worden. Die ursprüngliche Form geht auf einen Mönch von Lorsch zurück, der sie ums Jahr 1070 bei Erwähnung einer von Einhard gemachten Schenkung mitteilt.

Einhard, der Erzkaplan und Geheimschreiber Karls des Großen, wurde wegen seiner großen Verdienste von allen geliebt, am meisten aber von des Kaisers Tochter, die Imma hieß und mit dem König der Griechen verlobt war; ihre gegenseitige Liebe wuchs von Tag zu Tag, aber die Furcht vor dem Zorn des Königs hielt sie ab, die Gefahr einer Zusammenkunft zu wagen. Heftige Liebe jedoch siegt über alles, und als der treffliche Mann von unheilbarer Liebe glühte und sich nicht durch einen Boten dem Ohr der Jungfrau zu nahen wagte, faßte er zuletzt Mut und schlich sich nächtlicherweile heimlich in das Gemach des Mädchens, klopfte leise an und wurde eingelassen, weil er sagte, er habe an die Jungfrau eine Botschaft vom König zu bestellen. Sobald Einhard aber mit Imma allein war, wechselten sie trauliche Reden, küßten sich und folgten dem Drange ihrer Liebe.

Als Einhard nun vor Anbruch des Tages in nächtlicher Stille auf dem Wege wieder zurückkehren wollte, den er gekommen war, merkte er, daß inzwischen ein starker Schnee gefallen war und wagte nun nicht fortzugehen, um nicht durch seine Fußtapfen ver-

raten zu werden; die Angst, die beiden das Bewußtsein des Geschehenen verursachte, zwang sie, drinnen zu bleiben. Als sie in ihrer Not berieten, was zu tun sei, kam das schöne, durch die Liebe kühn gemachte Mädchen auf den Einfall, ihn auf ihrem Rücken in seine Wohnung zu tragen und dann in ihren eigenen Fußtapfen wieder zurückzukehren.

Der Kaiser hatte die Nacht schlaflos zugebracht. Als er in der ersten Dämmerung aufstand und aus seinem Palaste schaute, sah er, wie seine Tochter unter der Last einherschwankte, daß sie kaum gehen konnte, kurze Zeit darauf aber schnellen Schrittes zurückkehrte. Er sagte nichts von dem, was er gesehen hatte. Dem Einhard aber schlug das Gewissen, und er wurde sich bewußt, daß der nächtliche Besuch auf keinen Fall verborgen bleiben konnte. In seiner Not trat er vor den Kaiser und bat ihn kniefällig um seine Entlassung, indem er verwirrt erklärte, seine vielen und großen Verdienste würden nicht so belohnt, wie es sein müßte. Auch jetzt hielt der Kaiser mit jeder Anklage zurück und versicherte nur, er würde seiner Bitte bald entsprechen.

Kurze Zeit darauf ließ er alle Räte und Großen des Reiches zu sich entbieten und sagte, er sei in seiner kaiserlichen Würde schwer beschimpft und mißachtet worden; denn einer seiner Schreiber habe eine unwürdige Verbindung mit seiner Tochter angeknüpft. Als er die Räte aufforderte, ihm ihre Meinung darüber kundzutun und zu sagen, was er tun solle, meinten einige, es müsse eine Strafe ohne Beispiel erfolgen; andere waren der Ansicht, der Verführer müsse in die Verbannung geschickt werden; wieder andere wollten so gegen ihn verfahren wissen, wie es dem Kaiser gerade in den Sinn käme. Nur wenige hatten ein mildes Herz und baten den König inständig, doch die Sache genau zu prüfen und dann erst eine Entscheidung zu treffen. Da sagte der Kaiser, er wolle wegen der betrübenden Tat über seinen Schreiber keine Strafe verhängen, denn dadurch werde die Schande seiner Tochter eher vergrößert als verringert; er wolle vielmehr beide durch rechtmäßige Ehe miteinander verbinden und so eine schimpfliche Sache mit dem Schleier der Ehrbarkeit verdecken.

Über diesen Spruch entstand eine große Freude, und die Größe seiner Seele und seine Milde wurden laut gepriesen. Inzwischen wurde Einhard herbeigerufen. Als er eintrat, begrüßte ihn der

König unerwartet freundlich und sprach mit heiterem Gesicht zu ihm: „Schon neulich ist deine Klage zu mir gekommen, daß du nicht belohnt würdest, wie du es verdientest. Aber um dir die Wahrheit zu sagen, fällt die Hauptschuld auf deine eigene Nachlässigkeit; denn hätte ich etwas von deinem Wunsche erfahren, würde ich deine Verdienste gebührend geehrt haben. Doch um nicht viel Worte zu machen, will ich deine Beschwerde durch das köstlichste Geschenk abhelfen, das ich dir bieten kann und dir meine Tochter zum Weibe geben, deine Trägerin nämlich, die sich schon neulich willfährig genug gezeigt hat, dein Joch auf sich zu nehmen."

Dann wurde auf des Kaisers Befehl die Tochter herbeigeführt und hocherrötend aus der Hand des Vaters in die Hand Einhards gegeben, zusamt einer reichen Aussteuer mehrerer Landgüter, zahlloser goldener und silberner Geschenke und vieler anderer kostbarer Gerätschaften. Dem allem fügte der fromme Kaiser Ludwig nach dem Tode seines Vaters die Besitzungen in Seligenstadt hinzu.

Erst nach dem 12. Jahrhundert setzten die Mönche von Seligenstadt dem berühmten Stifter ihres Klosters eine Grabschrift, in der es heißt:

Einhard war ich, im Leben berühmt durch der Könige Liebe,
Und vom mächtigen Karl hatt' ich die Tochter zum Weibe.

Nach einem im Schlosse zu Erbach befindlichen Grabsteine soll Einhard der erste Herr zu Erbach gewesen sein und das Kloster Seligenstadt 829 gebaut und gestiftet haben. Auf dieses Zeugnis oder eine damit in Verbindung stehende Überlieferung sich stützend, führen die Grafen von Erbach ihren Ursprung auf Einhard und Karl den Großen zurück.

Mit seinen Verwandten lebte Karl nach der Überlieferung nicht immer im besten Einvernehmen.

34. Tassilo. In Bayern regierte der mächtige Herzog Tassilo, der gegen den Kaiser eine Verschwörung angezettelt haben sollte. Er hatte eine Tochter des von Karl unterworfenen Königs Desiderius zur Frau, die den Kaiser bitterlich haßte. Karl erfuhr von dem Plane der Verschwörung und lud Tassilo auf den großen Reichstag der Franken zu Ingelheim, um sich zu verantworten; selbst die bayerischen Großen traten gegen ihn auf, weil der Herzog in allen Dingen dem bösen Rate seiner Frau Liutberga folgte. Karl wollte seinem Schwager Tassilo das Leben nicht nehmen, ließ ihn aber dadurch blenden, daß er ihn zwang, ganz nahe auf einen im Feuer glühend gemachten Schild zu sehen. Sein langes

Haar wurde abgeschnitten und er in das Kloster Lorsch gesteckt. Auch die Herzogin Liutberga mußte den Schleier nehmen, wie auch ihr Sohn verurteilt wurde, sein Leben lang im Kloster zuzubringen.

Nach langen Jahren kam Karl einmal in das Kloster Lorsch, hatte aber den dort weilenden Tassilo längst vergessen. Als er zur Nachtzeit einmal betete, sah er durch den Kreuzgang einen blinden Mönch wandeln, von einem Engel Gottes geleitet. In der nächsten Nacht bemerkte Karl ihn wieder, ging ihm aber mit dem aufmerksam gemachten Abte in seine Zelle nach. Der Abt wußte nicht, wer der Mönch war, doch als dieser nunmehr erzählen mußte, erkannte der Kaiser ihn, und auch der blinde Greis wußte jetzt, wer vor ihm stand, küßte des Kaisers Hand, sank zur Erde und verschied.

35. Der bucklige Pipin. Nach dem Siege über die gewaltigen Feinde wurde Karl von den Seinen mit listigem, aber doch vergeblichem Truge umgarnt. In Regensburg wäre er von seinem eigenen Sohne Pipin fast gefangen genommen worden. Als dieser sich mit den Verschwörern in der Peterskirche beriet, war zufällig unter einem Altar ein Geistlicher verborgen, der nunmehr den Plan der Verschwörer erfuhr und ihn dem Kaiser offenbarte, so daß die Verschwörer gefangen genommen und bestraft werden konnten. Der kleine bucklige Pipin wurde unbarmherzig gegeißelt und dann in ein Kloster gesteckt.

*

Wunderbar, wie Karls Leben, war auch sein Tod und sein Begräbnis.

36. Vorzeichen auf Karls Tod. Als das Ende Karls des Großen herannahte, trugen sich mancherlei Ereignisse zu, die nicht bloß von andern, sondern auch von ihm selbst auf seinen nahen Tod gedeutet wurden, und vor allem kundgaben, daß einer der größten Menschen die Erde verlassen würde. Die letzten drei Jahre hindurch kamen häufiger Sonnen- und Mondfinsternisse vor, und in der Sonne sah man einmal einen großen schwarzen Fleck sieben Tage lang. Der Säulengang, der zur Verbindung seines Palastes und der Kirche mit großen Kosten erbaut worden war, stürzte am Himmelfahrtstage bis auf die Grundmauern in sich zusammen. Die Brücke über den Rhein bei Mainz, die er in zehn Jahren

mit unsäglicher Mühe und Anstrengung aus Holz so erbaut hatte, daß sie Jahrhunderte hindurch zu überdauern schien, war innerhalb dreier Stunden so völlig vom Feuer verzehrt, daß außer demjenigen, was das Wasser bedeckte, auch nicht ein einziger Balken übrig blieb. Auf seinem letzten Zuge nach Sachsen gegen den Dänenkönig Gottfried sah Karl eines Tages, als er schon vor Sonnenaufgang aus dem Lager gegangen war, wie eine große Feuerkugel bei heiterer Luft vom Himmel fiel und von der rechten Seite nach der linken flog. Seine Begleiter starrten das Schauspiel verwundert an und fragten nach seiner Bedeutung, des Kaisers Pferd wurde von dieser Erscheinung scheu und warf ihn so heftig zur Erde, daß seine Mantelspange zerbrach und sein Degengehänge zerriß. Der Wurfspieß, den er zufällig in der Hand gehabt hatte, war mehr als zwanzig Schritte weggeschleudert. Dazu kam, daß sein Palast in Aachen häufig erzitterte und die hohen Leuchter in seinem Hause beständig knarrten, ferner, daß in der Kirche, in der er nachher begraben wurde, der Blitz einschlug und einen goldenen Apfel, der die Spitze des Daches zierte, bis über die Priesterwohnung, die an die Kirche stieß, fortschleuderte.

37. Turpins Gesicht. Es war ein seliger Bischof, Turpin genannt, der war Karl sehr vertraut. Und als die zwei einst beieinander waren, da gelobten sie sich gegenseitig, wer eher sterbe, sollte es dem anderen anzeigen, daß der Tod zu ihm käme. Und als nun Gott zuerst an Karl herantrat, sandte er einen Boten zum Bischof Turpin und ließ ihm sagen, daß er sterben wollte. Nun war der Weg lang, so daß Karl schon tot war, als der Ritter zu Turpin kam. Dieser aber war gerade zu der Zeit, als Karl starb, im Gebete begriffen und sah eine Unmenge schwarzer Ritter mit einem wilden Geschrei vorbeieilen; hinter ihnen kam unwillig und hinkend ein einziger, der mit sich selber redete und sprach: „Ich weiß wohl, daß wir nichts schaffen.“ Als der Bischof diese Worte hörte, beschwor er ihn, daß er ihm sage, wohin seine Gesellen und er wollten. Der Teufel antwortete: „Der große Kaiser Karl liegt im Tode, und wir wollen versuchen, ob er uns werden möge.“ Turpin antwortete: „So gebiete ich dir in der Kraft Gottes, daß du hier zu mir kommst und mir kundtust, was ihr geschafft habt!“ Damit ging der selige Bischof Turpin wieder an sein Gebet, und

über eine Weile sah er, wie die Teufel traurig wieder zurückkehrten. Er fragte den einen, was sie geschafft hätten, und dieser sprach: „Wir haben nichts ausgerichtet; wir legten seine bösen Werke auf eine Wagschale und die guten auf die andere, und unser Teil hätte die Wagschale schier niedergezwungen, aber es kam ein Mann ohne Haupt von Galizien, Jakobus genannt, und legte soviel Steine und Holz auf die andere Schale, daß diese niederging. Da eilten die Engel herbei, nahmen Karl und entführten ihn mit Freuden in das Paradies, und wir sind um ihn gekommen." Als das der Bischof hörte, lobte er Gott. Gleich darauf kam der Ritter und sagte, Karl läge im Sterben. Turpin antwortete: „Seine Seele ist schon im Paradies", und erzählte ihm, was er gesehen hatte.

38. Karls des Großen Beisetzung. Der kenntnisreiche Ademar von Chabannes in Angoulême (gest. 1035) schrieb eine Geschichte, in der zum Jahre 814 folgende Aufzeichnung über Karls des Großen Begräbnis zu finden ist:

Karl wurde zu Aachen in der Basilika der Gottesmutter, die er selbst gebaut hatte, begraben. Sein Körper wurde einbalsamiert und auf goldenem Sessel in der Wölbung des Grabmals hingestellt, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium in den Händen und auf den Knien haltend, die Schultern an den Thron gelehnt und das Haupt würdevoll erhoben, indem man es mit einer goldenen Kette an das Diadem befestigte. In das Diadem wurde ein Stück vom Kreuze Christi gelegt. Das Grab wurde mit Wohlgerüchen, Salben, Balsam, Moschus und mit Schätzen gefüllt, der Körper mit den kaiserlichen Gewändern und das Antlitz unter dem Diadem mit einem Schweißtuch bedeckt. Das goldene Zepter und der goldene Schild, den Papst Leo geweiht hatte, wurden vor ihn hingestellt und das Grabmal versiegelt. Niemand kann erzählen, wie groß die Trauer um ihn im ganzen Lande war. Selbst von den Heiden wurde er wie der Vater des Erdkreises beklagt.

Ademars Werk wurde später von vielen abgeschrieben, aber auch viel verändert. Ein Mönch z. B. schob folgende Stücke eigener Erfindung ein, die sich dann der Sage zufügten: Auf den Leib wurde das härene Büßergewand gezogen, das der Kaiser stets heimlich trug, und über die kaiserlichen Gewänder die goldene Pilgertasche gelegt, die er auf der Romfahrt zu tragen pflegte.

Ein anderer Geschichtsschreiber, Vincentius von Beauvais (gest. 1264), berichtet über die Grablegung Karls des Großen in folgender Weise:

Karl wurde also zu Aachen in der runden Kirche begraben, der schönsten und ehrenvollsten Kapelle im ganzen römischen Erdkreise. Über seinem Grabe wurde ein vergoldeter Bogen errichtet. Papst Leo war mit den römischen Fürsten, mit Herzogen, Grafen, Äbten, Bischöfen u. a. zugegen. Sie bekleideten den Körper des Toten mit den kaiserlichen Gewändern und setzten ihm wie bei hohen Festen die goldene Krone aufs Haupt. Dann ließen sie ihn wie einen lebenden Richter auf goldenem Throne sitzen. An der Krone brachten sie eine goldene Kette an und verbanden sie mit dem Throne, damit das Haupt des Toten nicht herabhinge. Auf seine Knie legten sie den mit goldenen Buchstaben geschriebenen Wortlaut der vier Evangelisten, so daß die rechte Hand das Evangelium, die linke aber das goldene Zepter hielt. Den goldenen Schild, den ihm die Römer gemacht hatten, stellten sie vor ihm auf, erfüllten das steinerne Gewölbe mit kostbaren Wohlgerüchen und verschlossen und versiegelten das Grabmal sorgfältig.

39. Das Steinbild. Es war ein Ritter, der hatte etwas wider Kaiser Karl getan, so daß er seine Huld verloren hatte und nicht mehr vor sein Angesicht kommen durfte. Nachdem der Kaiser nun gestorben war und man ein Bild von ihm gemacht hatte, das man noch zu Aachen sehen kann, ging derselbe Ritter mit frevelhaftem Spott vor das steinerne Bildnis des heiligen Karl und sprach: „Nun bist du von Gottes Gnaden tot und magst mir nichts mehr tun, des freue ich mich!“ Und er sah ihn fest an und spottete seiner. Das aber wollte Gott nicht zulassen, und das steinerne Bild des heiligen Karl zog das Schwert halb heraus. Als das der Ritter sah, erschrak er so sehr, daß er niederfiel und starb.

Ludwig der Fromme (814—840).

Nach der Hochwelle der Sagenbildung, die um Karl den Großen flutet, folgt eine Zeit der Ebbe. Die anderen Karolinger „waren nicht geeignet, durch ihre Persönlichkeit der Sagenpoesie weiten Schwung zu geben“. Ludwig der Fromme, der nächste Nachfolger des großen Kaisers, kam weniger für die Sagendichtung als die Legendenbildung in Betracht, die sich auch nur in der Richtung seiner Frömmigkeit und seines kirchlichen, selbst klösterlichen Lebens bewegt.

Aus der Jugendzeit Ludwigs des Frommen wird uns eine Geschichte berichtet, die schon seine spätere Eigenart anzeigt:

40. Ludwig der Fromme und Erzbischof Paulinus. Einstmals befand sich der Bischof Paulinus im Dome zu Aachen, als zufällig die drei Söhne Karls ihren Weg durch diese Kirche nahmen. Zuerst kam der älteste Sohn, der nach seinem Vater Karl hieß; er setzte seinen Weg ruhig fort und kümmerte sich weder um die Kirche, noch um den Bischof. Ähnlich war es mit Pipin, dem zweiten Sohne, der von einer Anzahl von Hofleuten umgeben war; der Bischof verbeugte sich ehrerbietig, aber auch Pipin ging vorüber und kümmerte sich um nichts. Schließlich erschien Ludwig, der damals (794) schon König von Aquitanien war; er ging aber nicht vorbei wie seine Brüder, sondern kniete nieder und verrichtete mit größter Andacht sein Gebet. Paulinus erfuhr den Namen des jungen Fürsten und schritt auf Ludwig zu, der sich seinerseits erhob, um den Bischof zu begrüßen; der fromme Jüngling wurde von diesem umarmt.

Als der Bischof Paulinus einige Tage später von König Karl an seinen Hof geladen wurde, fragte ihn dieser, warum er solch großen Unterschied zwischen seinen Söhnen gemacht hätte. Der Bischof antwortete, er habe das deshalb getan, weil, wenn nach Gottes Willen einer von den Söhnen zur Regierung gelangen sollte, Ludwig sich am besten dazu eignen würde.

Selbst die Bestimmung des späteren Herrschers wird gleichsam durch höhere Einwirkung zu erkennen gesucht.

41. Der Hahnenkampf. Einst kam Karl der Große auf sein Schloß bei Kempten zu seiner Gemahlin Hildegard. Als sie nun eines Tages über Tische saßen und mancherlei von der Vorfahren Regierung redeten, während ihre Söhne Pipin, Karl und Ludwig daneben standen, hub Pipin an und sprach: „Mutter, werde ich dann König, wann einmal der Vater im Himmel ist?“ Karl aber wandte sich zum Vater und sagte: „Nicht Pipin, sondern ich folge dir nach im Reich!“ Ludwig, der jüngste, bat beide Eltern, daß sie ihn doch König werden lassen möchten. Als die Kinder so stritten, sprach die Königin: „Euren Zwist wollen wir bald ausmachen; geht hinab ins Dorf und laßt euch jeder einen Hahn von den Bauern geben!“ Die Knaben stiegen mit ihrem Lehrmeister und den übrigen Schülern die Burg hinab und holten

die Hähne. Hierauf sagte Hildegard: „Nun laßt die Hähne aufeinander los. Wessen Hahn im Kampfe siegt, der soll König werden!“ Die Vögel stritten, und Ludwigs Hahn überwand die beiden andern. Dieser Ludwig erlangte nach seines Vaters Tode auch wirklich die Herrschaft.

Weit bekannter ist die Sage, die Ludwig mit Hildesheim in Verbindung bringt.

42. Die Gründung Hildesheims. Die Gegend, in der heute Hildesheim liegt, war früher von häßlicher Wildheit entstellt, von Sümpfen bedeckt, von Wäldern starrend und gut zur Jagd.

Kaiser Ludwig der Fromme, der Sohn Karls des Großen, hatte die Absicht, die Kirche zu Elze zum Haupt und Sitz eines Bistums zu erheben und besuchte diesen Ort häufig. Einmal überschritt er in der Leidenschaft der Jagd die Leine und ließ an der Stelle, die jetzt die Kirche von Hildesheim einnimmt, sein Zelt aufschlagen, hörte dort auch bei den herübergebrachten Heiligtümern aus der königlichen Kapelle die Messe. Nach Gottes Vorsehung waren das aber die Heiligtümer der Gottesmutter Maria.

Als der König nach Elze zurückkehrte und dort die Messe hören wollte, erinnerte sich der Kaplan, daß er die Heiligtümer im Walde vergessen hatte. Vom Stachel der Angst getrieben, ging er zurück und fand sie da, wo er sie hingehängt hatte, nämlich am Ast eines Baumes, der eine sehr klare Quelle beschattete. Aber, o Wunder, die Heiligtümer, die er leicht mit der Hand aufgehängt hatte, vermochte er mit keiner Anstrengung wieder abzunehmen. Er lief zurück, um dem Kaiser die wunderbare Nachricht zu melden; dieser eilte schnell herbei und ließ eine Kapelle an der Stelle errichten. Den Ort, von dem dadurch erwiesen war, daß er der Gottesmutter so sehr gefallen hatte, begann König Ludwig mit allem Eifer zu fördern und machte ihn anstatt Elze zum Hauptsitz des Bistums.

Bei einem so kirchlich frommen Kaiser kann es uns nicht wundern, daß die Sage von manchen himmlischen Zeichen berichtet, die mit ihm und seinen Taten wie seinem Leben in Verbindung stehen, besonders mit seinem Tode.

43. Ludwigs Tod. Am Tage vor Himmelfahrt, am 12. Mai 840, trat eine Sonnenfinsternis ein, die so bedeutend war, daß selbst

die Sterne sichtbar wurden und auf der Erde sich die Farbe der Dinge veränderte. Kaiser Ludwig wurde in diesen Tagen von einer Krankheit ergriffen und begann zu siechen. Zu Schiffe nach Frankfurt am Main gebracht und von dort nach einigen Tagen auf eine Rheininsel nahe bei Ingelheim, nahm seine Krankheit stets zu, bis er am 20. Juni sein Leben endete.

Ludwig der Deutsche (840—876).

Unter Ludwig dem Frommen schon hatte der unselige Kampf der Söhne Ludwigs gegen den unglücklichen Vater begonnen, nach seinem Tode tobte er unter den Brüdern weiter. Durch den Vertrag von Verdun (843) wurde das große Frankenreich geteilt und der Grund zum eigentlichen Deutschland gelegt. Kampf und Streit, Hader und Zwietracht aber durchwühlten Fürstenhäuser und Volksstämme, Aberglauben und Wahnvorstellungen nahmen überhand, Hungersnöte und außergewöhnliche Vorgänge wurden als Strafe des Himmels betrachtet. Der Hunger raffte in Verbindung mit Seuchen Tausende dahin; Hinterlist und Verschlagenheit suchten sich gegenseitig zu überbieten, Haß und Neid trachteten zu schaden, wo sie nur vermochten, am meisten am Königshofe selbst.

44. Die Hungersnot. Im Jahre 850 zog ein Mann mit seinem Weibe und seinem kleinen Sohne von Grabfelden nach Thüringen, um das Elend seiner Not zu lindern. Auf dem Wege machte er in einem Walde halt und redete sein Weib also an: „Ist es nicht besser, daß wir den Knaben hier töten und sein Fleisch essen, als daß wir alle vom Hunger umkommen?“ Als sie jedoch widersprach, daß er ein solches Verbrechen nicht begehen sollte, riß er endlich, weil der Hunger drängte, den Sohn gewaltsam aus den mütterlichen Armen. Und er hätte seinen Willen durch die Tat erfüllt, wenn ihm Gott nicht in seiner Erbarmnis zuvorgekommen wäre. Wie der Mann nachher in Thüringen erzählte, als er den Degen aus der Scheide gezogen hatte und schwankend den Mord aufschob, sah er von ferne zwei Wölfe bei einer Hirschkuh stehen und ihr Fleisch zerreißen. Sogleich lief er, den Sohn verschonend, zu dem Aas der Hirschkuh, trieb die Wölfe fort, nahm von dem angefressenen Fleisch und kehrte mit dem unversehrten Sohne zu der Frau zurück. Er war nämlich, als er den Sohn aus den Armen der Mutter genommen hatte, etwas seitwärts ge-

gangen, damit sie den Knaben nicht sterben sähe oder hörte. Als die Frau nun den Mann mit dem frischen, blutüberströmten Fleisch kommen sah, glaubte sie, ihr Sohn sei getötet und fiel rücklings fast leblos nieder. Ihr Mann aber kam herzu, tröstete sie, richtete sie auf und zeigte ihr den lebenden Knaben. Da atmete sie auf und dankte Gott, daß sie für wert geachtet sei, ihren Sohn wieder zu bekommen. Nicht weniger auch dankte der Mann dem Schöpfer, der ihn vom Mord des Kindes rein zu erhalten gewürdigt habe.

*

45. Das Unwetter zu Worms. Als Ludwig der Deutsche einst einen Hof nach Worms geboten hatte und zu Gericht saß, geschahen Zeichen am Himmel, daß ihm alle seine Mannen entwichen: eine große Wolke zog heran, und ein so gewaltiger Donnerschlag kam, daß alle Leute zur Erde fielen; noch andere gewaltige Feuerblitze und Donnerschläge folgten, und die halbe Stadt verbrannte. Die Herren kamen nicht wieder zusammen, der König mußte gehen, und es stand übel im Lande.

*

46. König Ludwigs Rippe kracht. Von König Ludwig des Deutschen Härte und Stärke wird folgendes erzählt. Es geschah auf einem Heerzug, daß eine Laube oder Kammer unter ihm nachgab, er hinunterstürzte und eine Rippe brach. Allein er verbarg den Schaden vor jedermann, vollbrachte seine Reise, und es heißt, diejenigen, die ihn begleiteten, hätten seine Rippe klappern hören. Wie alles ausgerichtet war, zog er nach Aachen, ließ sich recht verbinden und lag zwei Monate im Bett.

47. Der vom Teufel besessene Sohn. Im Monat Januar des Jahres 873 beschloß Kaiser Ludwig der Deutsche in Frankfurt a. M. Tag zu halten. Hier geschah etwas Merkwürdiges. Als er am 26. Januar in die Versammlung getreten war, fuhr in seiner Gegenwart und vor den Edlen, Bischöfen und Grafen der böse Geist in seinen Sohn Karl und quälte ihn gewaltig, so daß er von sechs der stärksten Männer kaum konnte gehalten werden. Das geschah verdientermaßen; denn derjenige, der den von Gott erwählten und eingesetzten König täuschen wollte, wurde selber getäuscht. Und der seinem Vater hinterlistig Stricke zu legen ge-

sonnen war, fiel selber in die Stricke des Teufels, damit er aus der teuflischen Qual erkennen sollte, daß kein Anschlag wider Gott besteht. Aber der König und alle, die mit ihm waren, vergossen Tränen vor heftiger Betrübnis. Und als der Sohn zur Kirche geführt wurde, damit die Bischöfe für seine Genesung den Herrn anflehten, schrie er bald mit schwacher, bald mit lauter Stimme und drohte diejenigen, die ihn hielten, zu beißen. Nachdem aber der Anfall des Teufels vorüber war, erzählte der Sohn mit lauter Stimme, daß er ebensooft der feindlichen Gewalt überliefert gewesen, so oft er gegen den König eine Verschwörung eingegangen sei.

*

48. Der schlafende Landsknecht. Als Heinrich, König Ludwigs Bruder und Erzbischof zu Reims, einst im Sommer über Land reiste und der Hitze wegen um Mittag ein Schläfchen tat, ruhten sich auch einige seiner Landsknechte aus. Die übrigen aber, die Wacht hielten, sahen aus dem offenen Munde einer der schlafenden Landsknechte ein kleines weißes Tierlein, gleich einem Wiesel, herauskriechen und auf das nächste Bächlein zulaufen. Am Gestade des Bächleins lief es hin und wieder und konnte nicht hinüberkommen. Da ging einer von denen, die dabeistanden, hinzu und legte sein entblößtes Schwert wie eine Brücke hin; das Tierlein eilte hinüber und entschwand. Über eine kleine Weile kam es jenseits wieder zurück und suchte emsig die vorige Brücke, die der Kriegsknecht mittlerweile weggetan hatte. Darum brückte er sein Schwert von neuem über das Bächlein, das Tierlein benutzte es, näherte sich dem noch aufgetanen Munde des schlafenden Landsknechtes und kehrte in seine alte Herberge ein. Nun erwachte der Landsknecht. Seine Spießgesellen fragten, was ihm im Schlafe begegnet sei. Er antwortete: „Mir träumte, ich wäre arg müde wegen eines weiten Wegs, den ich zog, und auf diesem Wege mußte ich zweimal über eine eiserne Brücke gehen." Die Landsknechte konnten daraus abnehmen, daß ihm im Traum wirklich vorgeschwebt hatte, was sie mit eigenen Augen gesehen.

49. Die Königin im Wachshemd. Ludwig der Deutsche hinterließ drei Söhne, Karl, Ludwig und Karlmann. Unter diesen nahm sich König Karl eine schöne und tugendsame Gemahlin,

deren reines Leben ihr bald Neider am Hofe erweckte. Als der König eines Morgens früh in die Mette ging, folgte ihm sein Dienstmann Siegerat und sprach: „Herr, was unsere Frau und Herrin begeht, geziemt sich nicht, mehr darf ich nicht sagen.“ Der König blickte ihn an und sagte traurig: „Sage mir schnell die Wahrheit, wo du irgend etwas gesehen hast, was wider des Reiches Ehren verstößt!“ Der listige Alte versetzte: „Leider, ich werde nimmermehr froh, seit ich gesehen habe, daß unsere Frau andere Männer minnet; lüge ich, so heißt mich an einen Baum hängen!“ Der König eilte schnell in seine Schlafkammer zurück und legte sich stillschweigend an der Königin Seite. Da sprach die Frau: „Des bin ich ungewohnt, warum bist du schon wieder gekommen?“ Er gab ihr einen Faustschlag und sagte: „Weh mir, daß dich meine Augen je gesehen und ich meine Ehre durch dich verloren habe; das soll dir ans Leben gehen!“ Die Königin erschrak und weinte: „Schone deine Worte und halte auf deine Ehre! Ich sehe, daß ich verlogen worden bin; ist es aber durch meine Schuld, so will ich den Leib verloren haben!“ Karl zwang seinen Zorn und antwortete: „Du pflegst unrechter Minne, wie möchtest du länger dem Reiche zur Königin taugen!“ Sie sprach: „Ich will auf Gottes Urteil dingen, daß ich es nimmermehr getan habe, und vertraue, seine Gnade wird mir beistehen!“

Die Frau sandte nach vier Bischöfen, die ihre Beichte hören und immer bei ihr sein mußten; sie betete und fastete, bis der Gerichtstag kam. Bischöfe, Herzöge und eine große Volksmenge hatten sich versammelt, und die Königin bereitete sich zu der schweren Arbeit vor. Als die edelen Herren vermitteln wollten, sprach sie: „Das wolle Gott nicht, daß man solche Reden von mir höre und ich länger die Krone trage!“ Da jammerte es alle Fürsten.

Die Frau zog mit erhobenen Augen und unter manchem guten Segen ein Hemd an, das dazu gemacht worden war. Gebete wurden gesungen und gelesen und an vier Ecken zu Füßen und Händen zündete man ihr Hemde an. In kurzer Stunde brannte es von ihr ab, das Wachs floß auf das Steinpflaster nieder, unversehrt und ohne Arg stand die Königin. Alle sprachen: „Gott lob!“ Der König ließ die Lügner an einen Galgen hängen. Die Königin aber schied fröhlich von dannen, zog sich von der Welt zurück und diente Gott ihr übriges Leben.

Karl der Dicke (876—887).

Karl der Dicke war der unwürdigste der Karolinger. Ein tüchtiger Mann hätte an seiner Stelle Großes leisten können; manche Erfolge fielen dem Kaiser sogar trotz seiner trägen Art und seiner Untüchtigkeit in den Schoß, so daß er fast das ganze Reich Karls des Großen noch einmal in seiner Hand vereinigte. Gleich nach seinem Regierungsantritt gewann er die Schlacht bei Andernach (876). An Stelle der Avaren, mit denen Karl der Große zu tun gehabt hatte, waren die Ungarn in die Ebenen der Theiß und Donau eingedrungen und bedrängten unter Karl dem Dicken zum ersten Male das deutsche Reich ebenso wie die Normannen zum ersten Male deutsches Reichsgebiet verheerten und brandschatzten.

Um die für das Geschick Deutschlands so wichtige Schlacht von Andernach ranken sich mehrere Sagen.

50. Die Rosse bei Andernach. Als König Ludwig im Jahre 876 in Frankfurt sein Leben beschlossen hatte, sammelte sein Bruder Karl der Kahle, römischer Kaiser und westfränkischer (französischer) König, mit großer Schnelligkeit ein Heer, um die Herrschaft an sich zu reißen. Der Sohn des verstorbenen Königs, der jüngere Ludwig (III.), dem von Rechts wegen die Krone zufiel, mußte ebenfalls ein Heer versammeln, um sein Recht zu sichern. Bei Andernach trafen die Gegner aufeinander. Trotzdem Karl ein größeres Heer hatte, gelang es ihm nicht, den Sieg davonzutragen. Den Ausgang der Schlacht soll ein Wunder bewirkt haben. Danach blieben die Rosse der Westfranken, obgleich man sie blutig spornte, wie angewurzelt stehen und konnten sich nicht bewegen. Niemand wurde durch die fränkischen Waffen verletzt, die wie abgestumpft erschienen. So vermochte Ludwig mit den Seinen über die anderen herzufallen und die dichtgedrängte Schlachtreihe zu durchbrechen. Wie der ins Stroh geworfene Feuerbrand im Augenblick alles verzehrt, so vernichteten die Mannen Ludwigs mit dem Schwerte des Feindes kriegerische Kraft. Karls Heer wandte sich zur Flucht, und dem rechtmäßigen Erben blieb das angestammte Reich.

51. Gottesgericht vor der Schlacht bei Andernach. Als Ludwig der Deutsche gegen Karl den Kahlen zog, der ihm das Erbe seines Vaters streitig machen wollte, ließ er vorher das Recht oder Unrecht seiner Sache durch ein Gottesgericht entscheiden.

Zehn Männer gaben sich der Probe des heißen Wassers hin, zehn trugen das glühende Eisen, zehn unterwarfen sich der Prüfung durch das kalte Wasser. Während dieses Gottesgerichtes lag das Heer auf den Knien und betete zu Gott, er möge durch sein Urteil offenbaren, ob dem Westfrankenkönig Karl dem Kahlen nach Recht und Gerechtigkeit ein größerer Teil des streitigen Landes Lothringen zukomme, als er schon besitze oder ob er sich mit seinem bisherigen Anteil begnügen müsse.

Nach dem Gottesurteil fand man alle dreißig Männer unversehrt; das gab dem deutschen Heere neuen Mut, und die Schlacht bei Andernach wurde gewonnen.

52. Chorknabe sagt die Feinde an. Im Jahre 881 waren die Normannen wieder in das deutsche Reich eingefallen. Sie überfluteten Franken und Lothringen und plünderten Lüttich, Köln, Bonn und alle benachbarten Städte. Aus der kaiserlichen Pfalz zu Aachen machten sie einen Stall für ihre Pferde, und als sie, nachdem sie alles ausgeraubt hatten, wieder abzogen, zündeten sie Stadt und Pfalz an. Sie kamen schnell und unerwartet, wie uns folgende Geschichte aus Tongern erzählt:

Es war in der Christnacht, als ein Chorknabe in der Frühmesse die Worte sagen sollte: „Gebeut, Herr, deinen Segen . . .“ Da vernahm sein scharfes Ohr in der Ferne ein Geräusch und statt weiter zu lesen, rief er, als wüßte er selber nicht, was er täte: „Feinde, Feinde am Tor!“ Der Lehrer schlug den Knaben um seiner vermeintlichen Unachtsamkeit willen und befahl ihm, recht zu lesen, aber wieder schrie er: „Feinde, Feinde auf der Mauer!“ Von neuem gestraft und ernstlich angehalten, jetzt das Rechte zu lesen, rief er als neue Warnung: „Feinde, Feinde auf dem Markte!“ Und plötzlich erscholl von allen Seiten das Jammergeschrei; bald loderten die Flammen hoch auf und strahlten in die Kirche hinein. Da blieben von den Menschen nur wenige übrig und von den Wohnungen keine.

*

53. Die Vorfahren Karls in der Hölle und im Paradiese. Während Karl (der Dicke) am Weihnachtstage frühmorgens nach der Mette ruhen wollte und fast schlummerte, vernahm er eine schreckliche Stimme, die zu ihm sprach: „Karl, jetzt soll dein

Geist aus deinem Leibe gehen, das Gericht des Herrn zu schauen und dann wieder zurückkehren!“ Und alsobald wurde sein Geist entzückt, und der ihn wegzuckte, war ein ganz weißes Wesen, das einen leuchtenden Faden hielt, ähnlich dem fallender Sterne, und sagte: „Fasse das Ende dieses Fadens, binde ihn fest an den Daumen deiner rechten Hand, ich will dich daran zu dem Ort der höllischen Pein führen!“ Nach diesen Worten schritt das geisterhafte Wesen vor ihm her, indem es den Faden von dem leuchtenden Knäuel abwickelte, und leitete ihn durch tiefe Täler voll feuriger Brunnen; in diesen Brunnen war Schwefel, Pech, Blei und Wachs. Karl erblickte darin die Bischöfe und Geistlichen aus der Zeit seines Vaters und seiner Ahnen und fragte furchtsam, warum sie also leiden müßten. „Weil wir“, sprachen sie, „Krieg und Zwietracht unter die Fürsten streuten, statt sie zum Frieden zu mahnen.“ Während sie noch redeten, flogen schwarze Teufel auf glühenden Haken heran, die sich sehr mühten, den Faden zu sich zu ziehen und den König zu Fall zu bringen; allein der, welcher ihn führte, warf ihm den Faden doppelt um die Schulter und hielt ihn stark zurück.

Hierauf bestiegen sie hohe Berge, zu deren Füßen glühende Flüsse und Seen lagen. In diesen befanden sich die Seelen der Leute seines Vaters, seiner Vorfahren und Brüder, einige bis zu den Haupthaaren, einige bis zum Kinn, andere bis zum Nabel. Sie huben an, ihm entgegen zu schreien und heulten: „Karl, Karl, weil wir Mordtaten begingen, Krieg und Raub, müssen wir in diesen Qualen bleiben!“ Und hinter ihm jammerten andere; da wandte er sich um und sah an den Ufern des Flusses Eisenöfen voller Drachen und Schlangen, in denen er bekannte Fürsten leiden sah. Einer der Drachen flog herzu und wollte ihn schlingen, aber sein Führer wand ihm den dritten Schleif des Fadens um die Schulter.

Nächstdem gelangten sie in ein ungeheuer großes Tal, das auf der einen Seite licht, auf der andern dunkel war; in der dunklen Gegend lagen einige Könige, seine Vorfahren, in schrecklicher Pein. An dem Lichte, das der Faden warf, erkannte Karl in einem Faß mit siedendem Wasser seinen eigenen Vater, König Ludwig, der ihn kläglich ermahnte und ihm links zwei gleiche Kufen zeigte, die ihm selber zubereitet wären, wenn er nicht Buße

für seine Sünden tun würde; da erschrak er heftig. Der Führer brachte ihn deshalb schnell auf die lichte Seite des Tales; da sah Karl seinen Oheim Lothar auf einem großen Edelstein sitzen, andere Könige um ihn her, gekrönt und in Wonnen. Sie ermahnten ihn und verkündigten, daß sein Reich nicht mehr lange dauern würde; denn es sollte an Ludwig fallen, Lothars Tochtersohn. Und im gleichen Augenblick sah Karl dieses Kind vor sich stehen. Sein Ahnherr Lothar sprach: „Hier ist Ludwig, das unschuldige Kind, dem übergib jetzt deines Reiches Gewalt durch den Faden, den du in deiner Hand hältst!“ Karl wand den Faden vom Daumen und übergab dem Kinde das Reich; augenblicklich knäuelte sich der Faden, glänzend wie ein Strahl der Sonne, in des Kindes Hand zusammen.

Hierauf kehrte Karls Geist in den Leib zurück, ganz müde und abgearbeitet.

*

54. Richardis. Die Gemahlin Kaiser Karls des Dicken, Richardis, war so weise und fromm, daß sie von allem Volke geliebt wurde. Doch die Höflinge hatten des Kaisers Sinn betört und klagten sie der Untreue gegen ihn an. Diese schmachvolle Verleumdung ging Richardis so zu Herzen, daß sie darüber erkrankte. Da trat eines Tages ein junger Rittersmann hervor und erbot sich nach der Sitte jener Zeit, für die Unschuld der Kaiserin gegen die Verleumder zu kämpfen. Doch keiner wagte es, den Kampf aufzunehmen. Die Kaiserin aber wollte die Schmach nicht länger tragen, zog ein weißes, seidenes und mit Wachs bestrichenes Hemd an und wanderte damit bekleidet durch die Flammen. Hemd und Körper blieben unversehrt, und so wurde ihre Unschuld vor der Welt erwiesen und sie in Ehren gehalten. Ihre Widersacher wurden zuschanden gemacht.

Richardis aber war ihres ungerechten, finstersinnigen Gemahls, sowie alles Glanzes, der sie in ihrer hohen Würde umgab, recht müde und gelobte, Gott allein bis zum Ende ihrer Tage zu dienen und zu seinen Diensten ein Kloster zu bauen. Das aber sollte sich in einer recht wilden Gegend erheben, damit sie ganz entfremdet von der Welt leben könnte. Sie schickte daher den jungen Ritter, der sie so mutig verteidigt hatte, ins vogesische Gebirge hinaus, um tief in der Wildnis, weit entfernt von jeder menschlichen

Wohnung, eine Stätte als Zufluchtsort zu suchen. Während dieser Zeit zog sie sich in das Kloster St. Stephan in Straßburg zurück und wies alle Aufforderungen des Kaisers, wieder am Hofe zu erscheinen, mit Entschiedenheit zurück.

Der Rittersmann durchstreifte, getreu dem Befehle seiner Herrin, das Gebirge und kam schließlich in ein einsames, tannenbewachsenes Tal, durch das ein wildes Bächlein rauschte. An dem Wasser trank ein Bär, der seine Jungen in einer Höhle in der Nähe hatte. Das deuchte dem Ritter Einsamkeit und Wildnis genug, und er kehrte mit seiner Kunde zu Richardis zurück. Auch der Kaiserin gefiel der Ort, und sie ließ hier deshalb ein Kloster erbauen, in das nur Fürstinnen, Gräfinnen und Freifrauen aufgenommen wurden. Der junge Ritter aber mit Namen Andelo wurde des Klosters Schirmvogt und der Stammvater der Herren von Andlau. Darum zeigt sein Wappen ein Kreuz auf goldenem Felde und darüber einen Helm mit einem Diadem.

Richardis wurde in der Klosterkirche begraben. In der Gruft zeigt man heute noch die Vertiefung, in der die Bärin mit ihren Jungen lag. Ihr Fell wird als heilkräftig gegen Beinschäden angesehen. Lange Zeit hielt man lebendige Bären in der Kirche und schaffte sie erst ab, als einer von ihnen ein Kind gefressen hatte. Seitdem steht ein in Stein gehauener Bär hinter der Kirchentür, und das zum Unterhalt der lebendigen Bären bestimmte Geld wird an einem gewissen Tage unter die Armen verteilt. Bis in die neueste Zeit erhielt auch jeder vorüberziehende Bärenführer ein Brot und drei Gulden.

Arnulf von Kärnten (887—899).

Das karolingische Geschlecht neigte seinem Ende zu; es war, als ob der Würgengel durch Karls des Großen Haus schritte, denn in wenigen Jahren starben alle Zweige der Karolinger fast vollständig aus. Aber vor dem vollständigen Verlöschen strahlte das Haus noch einmal in prächtiger Frische. Arnulf von Kärnten war ein stattlicher und tapferer Mann voll heiteren Sinnes und offenen Gemütes, mit den schönsten Herrschertugenden geziert. Er war Herzog von Kärnten und Steiermark, nahm aber, zur Regierung des Reiches berufen, sofort als starke Persönlichkeit die Zügel fest in die Hand, wischte die Schmach wieder aus, die dem deutschen Reiche von seinem Vorgänger durch den jammervollen Vertrag mit den Normannen zugefügt worden war und besiegte diese.

Nun ließ er sich, wie viele seiner Nachfolger, vom Glanz der römischen Kaiserkrone verlocken und zog nach Italien, wo er glückliche Kämpfe führte, aber von wo er todkrank zurückkam, wie man sagt, von einem Gifttranke.

Aus Arnulf von Kärntens Leben sind nur seine Kriegszüge in Italien von der Sage bedacht worden.

55. Eroberung Roms. Nach Karls des Großen Tode war Italien der Schauplatz vieler Kämpfe zwischen den einzelnen Reichen. Zuletzt schien Wido die Oberhand zu behalten; er wurde 895 zu Pavia gekrönt. Seine Gegner riefen König Arnulf aus Deutschland gegen ihn zu Hilfe, der mit seinem Heere mühelos bis nach Rom gelangen konnte. Doch die Tore dieser Stadt waren ihm verschlossen, da die Stadt von Agiltrude, der Witwe des mittlerweile verstorbenen Wido, besetzt war. Arnulfs Heer war in großer Not; an eine Eroberung der Stadt war nicht leicht zu denken, sie wurde kräftig verteidigt. Plötzlich aber kam den Deutschen ein merkwürdiger Zufall zu Hilfe.

Eines Tages entstand nämlich vor den Mauern der Stadt ein großer Lärm; ein Hase wurde aufgescheucht, der im vollen Laufe der Stadtmauer zueilte. Wie es ähnlich überall zu geschehen pflegt, liefen einige deutsche Krieger mit lautem Geschrei hinter dem Tiere her. Die Römer auf der Mauer aber meinten, es sei das Geschrei der heranstürmenden Kämpfer und verließen erschreckt ihre Posten, da sie diese Stelle für unhaltbar hielten. Als die Deutschen das sahen, holten sie eiligst Leitern herbei, stiegen auf die Mauer, öffneten die Tore und zogen in die Stadt ein, ohne einen Blutstropfen vergießen zu müssen. Agiltrude floh, und bald war ganz Rom in Arnulfs Gewalt.

56. Der Zaubertrank. Weil Arnulf die Truppen der Witwe Widos verfolgte und sie in eine Burg eingeschlossen hatte, begann die Frau mit Schlangenlist darauf zu sinnen, wie sie den König ums Leben bringen könnte. Sie ließ einen der vertrautesten Diener Arnulfs zu sich kommen und suchte ihn durch große Geschenke für sich zu gewinnen, schenkte ihm Gold und Geld und beauftragte ihn, seinen Herrn aus einem Becher, den sie ihm reichte, zu trinken zu geben; der Trunk werde des Königs Leben nicht gefährden, sondern nur der Seele Wildheit mildern. Um ihren Worten

Glauben zu verschaffen, ließ sie in seiner Gegenwart aus dem Becher einen ihrer Diener trinken, der eine Stunde lang vor seinen Augen verweilte und dann gesund hinwegging. Daraufhin nahm der Diener den tödlichen Trank und reichte ihn dem Könige. Kaum hatte dieser ihn genommen, als er in einen so tiefen Schlaf verfiel, daß er selbst von dem gewaltigen Lärm des ganzen Heeres während dreier Tage hindurch nicht aufgeweckt werden konnte. Seine Diener suchten ihn bald durch großen Lärm, bald durch kräftiges Rütteln zu wecken; der König aber blieb mit offenen Augen gefühllos liegen, ohne ein vernehmliches Wort reden zu können. Man hörte ihn nicht sprechen, sondern nur wie einen Wahnsinnigen brüllen. Dieses Ereignis bewog das Heer, ohne Kampf den Rückzug anzutreten.

57. Arnulfs Tod. Arnulf von Kärnten ist eines schmählichen Todes gestorben. Er wurde vom Ungeziefer, wie man sagt, von Läusen, aufs äußerste gequält, bis er seinen Geist aufgab. Man erzählt, das Ungeziefer habe sich bei ihm in so großer Menge erzeugt, daß es durch kein ärztliches Mittel zu vertilgen gewesen sei.

Ludwig das Kind (899—911).

Der letzte Karolinger war Ludwig das Kind, der mit sieben Jahren auf den Thron kam und schon mit 18 Jahren starb; eine solche junge Persönlichkeit konnte noch nicht aufs Volk wirken. Unter ihm fehlte die starke Gewalt; die Großen handelten ganz nach ihrem eigenen Sinne, und Vorgänge ereigneten sich, wie sie von Bischof Hatto und Adalbert von Bamberg mitgeteilt werden, Vorgänge, die noch in die Zeit des Nachfolgers hinüberspielen. Das Reich hatte jeglichen Halt verloren. Elend und Not, Jammer und Unglück allenthalten. Das war die Zeit, in der das einst so ruhmvolle Geschlecht der Karolinger mit Ludwig dem Kinde zu Tode getragen wurde. In dem wüsten Wirrwarr aber achtete man so wenig auf sein Ende, daß nicht einmal Tag und Ort seines Todes überliefert wurden; wir wissen nur, daß er in Regensburg begraben liegt.

58. Adalbert von Bamberg und Hatto von Mainz. Auf seinem Schlosse zu Bamberg lebte Adalbert in großer Feindschaft mit dem Reiche. Schon oft war König Ludwig mit allen seinen Streitkräften gegen ihn ausgezogen. Adalbert aber stellte sich ihm entgegen, nicht etwa in der Nähe seiner Burg, sondern

fern von seiner Feste. Er wußte seine Feinde so zu überlisten, daß sie ihn nicht eher erkannten, als bis sie sein kampfbegieriges Schwert auf ihren Nacken spürten.

Als König Ludwig, nachdem er Adalbert sieben Jahre verfolgt hatte (in Wirklichkeit waren es ungefähr vier Jahre), einsah, daß er solche Tapferkeit und Kühnheit nicht anders als durch List besiegen könnte, wandte er sich an den Erzbischof Hatto von Mainz um Rat. Hatto versprach auch, ihm zu helfen und sogar zu veranlassen, daß Adalbert selbst zu ihm komme, er möge dann dafür sorgen, daß er nicht wieder heimkehre.

Voll Vertrauen auf seine Klugheit begab sich Hatto nach Bamberg und tat, als ob ihn teilnehmende Freundschaft für Adalbert leitete. Er sprach zu ihm: „Warum führst du Krieg gegen deinen Herrn? Du mußt doch einsehen, daß es auf die Dauer zwecklos ist! Dein Kampf ist um so weniger zu begreifen, als du beim Könige in hoher Gunst stehst. Folge meinem Rate und gehe selbst zu König Ludwig! Ich schwöre dir, daß ich dich unverletzt und wohlbehalten, so wie du deine Burg verläßt, auch wieder hereinführen werde!“

Adalbert ließ sich durch Hattos honigsüße Reden gewinnen oder vielmehr täuschen, nahm den Eidschwur des Bischofs entgegen und war so voller Freude, daß er diesen zum Mahle einlud. Hatto aber weigerte sich, bei ihm etwas zu genießen, und verließ unverweilt die Feste, von Adalbert begleitet. Doch kaum waren sie außerhalb der Burg, als Hatto sagte: „Es tut mir doch leid, daß ich deinem Rate gemäß mich nicht durch etwas Speise gestärkt habe, zumal ich jetzt den langen Weg vor uns sehe.“ Ohne zu ahnen, welches Verderben ihm diese Worte bringen würden, erwiderte Adalbert: „Ei, laß uns doch sofort umkehren, damit du dich stärken kannst!“ Hatto willigte in diesen Vorschlag ein und ging mit Adalbert denselben Weg wieder zurück, auf dem sie die Burg verlassen hatten. Er stärkte sich, und beide eilten noch an demselben Tage ins Lager des Königs. Hier war die Erregung groß, weil es Hatto wirklich gelungen war, den schlimmsten Feind des Königs in dessen Lager zu bringen. Der König berief seine Fürsten zu sich, ließ sie zu Gericht sitzen und sprach: „Ihr wißt, wieviel Blutvergießen Adalbert jetzt fast sieben Jahre lang angerichtet, wieviel Unruhen er herbeigeführt, welchen Schaden

er uns durch Rauben und Brennen verursacht hat. Jetzt sprecht euer Urteil!" Durch einstimmigen Ausspruch wurde Adalbert des Hochverrats für schuldig erklärt und zur Enthauptung verurteilt. Als er gebunden zur Richtstätte geführt wurde, blickte er Hatto an und sagte: „Ein Meineidiger bist du, wenn du zugibst, daß ich sterbe!" worauf Hatto erwiderte: „Ich habe dir gelobt, dich unverletzt aus deiner Burg heraus- und ebenso wieder hineinzuführen, und das meine ich damals erfüllt zu haben, als ich dich, gleich nachdem wir deine Burg verlassen hatten, unverletzt und wohlbehalten wieder in sie hineinführte!" Da beklagte Adalbert seufzend, daß er den hinterlistigen Betrug Hattos zu spät erkannt habe.

59. Die goldene Kette. Auf dem Bischofsstuhle zu Mainz saß Hatto, ein Mann von scharfsinnigem Rate, regem Geiste und durch die ihm eigene Listigkeit vielen Menschen überlegen. In der Absicht, sich König Konrad und zugleich dem Volke der Franken gefällig zu zeigen, machte er sich mit gewohnter Kunst an den Mann, der dessen Feind war, ließ ihm eine goldene Kette machen und lud ihn zu sich zu Gaste, um ihn mit reichen Geschenken zu ehren. Währenddessen ging der Bischof in die Werkstatt des Goldschmiedes, um sich nach der Arbeit umzuschauen, und seufzte beim Anblick der Kette. Der Goldschmied fragte ihn nach der Ursache seines Seufzers, worauf ihm Hatto erwiderte, jene Kette müsse mit dem Blute eines trefflichen und ihm sehr teuren Mannes genetzt werden, nämlich mit dem Blute Heinrichs. Der Goldschmied verbarg in Stillschweigen, was er gehört hatte, vollendete die Arbeit und überreichte sie. Dann erbat er sich Urlaub, eilte dem Herzog Heinrich entgegen und teilte ihm mit, was er gehört hatte. Dieser war heftig erzürnt, rief des Bischofs Gesandten, der schon vor längerer Zeit zu ihm gekommen war, um ihm die Einladung Hattos zu überbringen, und sagte zu ihm: „Geh, sage Hatto, daß Heinrich keinen härteren Hals hat als Adalbert, und daß ich es für besser erachtet habe, zuhause zu bleiben, als ihm jetzt durch die Menge meiner Begleiter beschwerlich zu fallen." Sogleich nahm Heinrich alle Güter Hattos in Sachsen und Thüringen in Besitz, auch Burghardt und Bardo, von denen der eine des Königs Schwager war, setzte er dermaßen zu und bedrängte sie so sehr durch häufige Angriffe, daß sie das Land räumten, worauf er deren ganzes

Besitztum unter seine Vasallen verteilte. Als aber Hatto sah, daß seinen Ränken ein Ziel gesetzt war, starb er durch übergroßen Kummer wie durch Krankheit aufgerieben nicht lange Zeit darauf. Einige Leute erzählten auch, er sei vom Blitzschlage getroffen und sei durch diesen Schlag aufgelöst.

Hatto ist auch der Bischof, von dem die bekannte Mäuseturmsage fabelt.

60. Der Mäuseturm bei Bingen. Bei Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Turm hervor, von dem nachstehende Sage umgeht: Im Jahre 914 (nach anderer Überlieferung 974) entstand in Deutschland eine große Teuerung, so daß die Menschen aus Not Hunde und Katzen aßen und doch viele Leute Hungers starben. Der Bischof von Mainz, Hatto II., ein Geizhals, dachte nur daran, seinen Schatz zu mehren, und konnte mit kaltem Herzen zusehen, wie die armen Leute auf der Gasse niederfielen und haufenweise zu den Brotbänken liefen und das Brot mit Gewalt nahmen. Aber kein Erbarmen kam in den Bischof, der schließlich sprach: „Lasset alle Armen und Dürftigen sich in einer Scheune vor der Stadt sammeln, ich will sie speisen!“ Und wie sie in die Scheune gegangen waren, schloß er die Tür zu, steckte sie mit Feuer an und verbrannte sie samt den armen Leuten, jung und alt, Mann und Weib.

Als die Menschen nun unter den Flammen wimmerten und jammerten, rief Bischof Hatto: „Hört, hört, wie die Mäuse pfeifen!“ Allein Gott der Herr plagte ihn bald, daß die Mäuse Tag und Nacht über ihn liefen und an ihm fraßen. Auch vermochte er sich mit all seiner Gewalt nicht vor ihnen zu hüten und zu bewahren. Endlich wußte er keinen anderen Rat, als daß er bei Bingen, mitten im Rhein, einen Turm bauen ließ, der noch heutiges Tages zu sehen ist. In ihm meinte er sich zu fristen, aber die Mäuse schwammen durch den Strom, erklommen den Turm und fraßen den hartherzigen Bischof bei lebendigem Leibe auf.

Nach anderer Überlieferung soll die Geschichte zur Zeit Kaiser Ottos im Jahre 974 geschehen sein. Der Bischof soll dann von den in der brennenden Scheune jammernden Leuten gesagt haben: „Es ist mit jenen Menschen wie mit den Mäusen, die das Korn fressen und zu nichts nütze sind.“

Konrad I. von Franken (911—918).

Ein kraftvoller Mann kam nach Ludwig dem Kinde auf den Thron, Konrad von Franken. Er hatte die besten Absichten, das Reich wieder stark zu machen, aber ihm fehlte doch die Kraft, das Reich aus dem Elend herauszubringen, indem er die mächtigen Stammesherzöge unterwarf; das war einem Größeren vorbehalten.

Von Konrad I. wird berichtet, er sei einmal zu Gast im Kloster St. Gallen gewesen, habe willig das einfache Gericht, Brot und Bohnen, mit den Brüdern geteilt und sich nachher die Klosterschüler vorführen lassen. Dabei steckte er einem kleinen Buben zur Belohnung ein Goldstück in den Mund, doch der spie es verächtlich aus. Nach der Mahlzeit zogen die Kinder in andächtiger Haltung in der Kirche an ihm vorbei. Der Kaiser warf eine Anzahl Äpfel vor ihre Füße, so daß sie darüber schreiten mußten; aber nicht einmal die Kleinsten reckten ihre Hände danach oder wandten ihren Blick den rotbackigen Früchten zu. Für die gute Zucht und Ordnung der Schüler verordnete der erstaunte Kaiser ihnen jährlich drei freie Spieltage.

Kaiser Konrad war, wie schon aus dieser hübschen Überlieferung hervorgeht, leutselig und freundlich; er war aber auch ritterlich und uneigennützig, vor allem fehlte ihm die Selbstsucht, die so oft hindernd zwischen die deutschen Fürsten und Stämme trat. Wohl führte er scharfe Kämpfe mit den Sachsen, erkannte aber deren Überlegenheit unter den deutschen Stämmen an und sorgte der schönen Sage gemäß bei seinem Tode dafür, daß die Sachsenherzoge den Thron einnahmen.

61. Eberhard von Franken. Kaiser Konrad schickte seinen Bruder Eberhard von Franken mit einem Heere nach Sachsen, um König Heinrich I. mit Krieg zu überziehen. Eberhard lagerte sich vor der Festung Eresburg und berannte sie hart. Heinrich selbst wollte Hilfstruppen herbeiholen, um die Stadt zu entsetzen, übergab deshalb den Oberbefehl an den verständigsten und freudigsten Kriegsmann und befahl ihm, sich bis zu seiner Wiederkehr stille zu verhalten, soviel es sich tun ließe. Weil deshalb die Belagerten nie einen Ausfall machten, ließ Herzog Eberhard höhnische und üppige Worte vernehmen, wo denn nun die stolzen, frechen Sachsen wären; wenn sie Mannesmut hätten, sollten sie sich doch herausmachen und wie zuvor im Felde sehen lassen, denn er hätte Lust, mit ihnen zu streiten, und wollte ihnen Arbeit genug geben.

Doch die Sachsen kamen, ehe er es gedacht hatte, und fielen ihn an, daß er wünschte, sie wären gar ausgeblieben. Als er sich's

am wenigsten versah, überraschten sie ihn und lieferten ihm eine Schlacht, wo so viele Franken tot blieben, daß ein Reim sagte:

Eine so weite Hölle findet man kaum,
Da alle diese Toten haben Raum.

So wurde Herzog Eberhard seine vorigen übermütigen Sorgen los, er mußte mit neuen Sorgen für seine eigene Person die Flucht nehmen. Das geschah im Jahre 916.

Sein königlicher Bruder suchte die erlittene Schmach wieder abzuwischen und eilte selbst mitten im Winter mit einem Heere herbei, worüber folgende Sage geht.

62. Thiadmars Kriegslist. König Konrad I. versammelte nach der Niederlage seines Bruders Eberhard bei Eresburg ein neues Heer und zog den Sachsen selbst entgegen, die sich unter Heinrich in die Festung Grona zurückgezogen hatten. Konrad sandte eine Botschaft an Heinrich, forderte ihn zu freiwilliger Ergebung auf und sagte, er werde ihn als Freund empfangen, nicht als Feind. Während die Gesandten diese Botschaft an Heinrich ausrichteten, kam sein Freund Thiadmar, ein der Kriegskunst kundiger und sehr listiger Mann heran. Er war aus fernen Landen zurückgekehrt und überschaute mit einem Blicke die ganze Lage, wollte aber verhindern, daß sein Herr mit den verhaßten Franken Freundschaft schlösse; darum fragte er in Anwesenheit der Königsboten sogleich, wo sein Heer das Lager aufschlagen sollte. Als Heinrich von einem Heere hörte, wurde er guten Mutes; er war schon willens gewesen, sich den Franken zu ergeben. Aber Thiadmar hatte absichtlich trügerisch gesprochen, in Wirklichkeit hatte er nicht mehr als fünf Mann mitgebracht. Als sich Herzog Heinrich nach der Zahl seiner Mannen erkundigte, sagte Thiadmar, er führe gegen dreißig Haufen herbei. Die Königsboten waren Zeugen der Unterhaltung und mußten enttäuscht zu Konrad zurückkehren, der aus Furcht vor dem nun vermeintlich vergrößerten Heere Heinrichs sein Lager verließ und wieder in die Heimat zog.

63. Konrad von Franken und Heinrich von Sachsen. König Konrad I. hatte in Bayern mit Arnulf gestritten und war verwundet aus dem Kampfe zurückgekehrt. Als er fühlte, daß sein Glücksstern unterging, rief er seinen Bruder zu sich und sprach: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich dieses Leben nicht länger er-

halten kann, da es Gott nach seinem Ratschluß so gebeut und die Macht der Krankheit mich bezwingt. Deshalb rate ich dir, sorge für das ganze Frankenland, indem du auf meine Worte achtest. Wir können, lieber Bruder, Truppen und Heere aufbieten und anführen; wir haben Burgen und Waffen und auch die Zeichen der königlichen Herrschaft und alles, was die königliche Würde erfordert, nur kein Glück und keine Befähigung. Das Glück samt der herrlichsten Befähigung steht aber auf seiten Heinrichs des Sachsen, und darum liegt das Heil des Reiches in der Sachsen Hand. Nimm also die Zeichen der königlichen Würde, die heilige Lanze, die goldene Spange nebst dem Mantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn immer zum Verbündeten haben mögest! Denn warum soll das Frankenvolk samt dir vor Heinrich hinsinken? Er wird in Wahrheit ein König sein und Herrscher vieler Völker!" Eberhard erwiderte unter Tränen, er wollte tun, was sein Bruder ihm gesagt habe, und begab sich nach Konrads Tode (31. Dezember 918) zu Heinrich, stellte sich ihm mit allen seinen Schätzen zur Verfügung, schloß Frieden und erwarb sich dessen Freundschaft, die er bis an sein Ende treu und vertraulich bewahrte.

* * *

2. Die sächsischen Kaiser (919—1024).

Heinrich I. (919—935).

Heinrich I. wurde 919 zum deutschen König erwählt. Die Fürsten, die ihm die Nachricht von seiner Wahl und zugleich die Zeichen der Königswürde brachten, fanden ihn beim Vogelfange, weshalb er später Vogelkönig, Finkler oder Vogelsteller genannt wurde.

64. Der räudige Hund. Als Heinrichs Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen war, kamen die Gesandten abermals zum Könige, um die üblichen Geschenke abzuholen, allein sie wurden höhnisch von ihm abgewiesen und kehrten mit leeren Händen in ihr Land zurück. Jetzt beeilten sich die Ungarn, unverweilt mit einem bedeutenden Heere in Sachsen einzudringen. Ihren Marsch nahmen sie durch Dalamantien und verlangten von diesem Lande

Hilfe. Die Dalamantier aber, die wußten, daß die Sachsen bereitstanden, um mit den Ungarn zu kämpfen, warfen ihnen als Geschenk einen fetten Hund vor. Die Ungarn hatten keine Zeit, die Beleidigung zu rächen, weil sie zu einem anderen Kampfe eilten und wurden noch lange mit gar lächerlichem Spott von den Dalamantiern verfolgt. Nach anderer Überlieferung hat Heinrich selbst den Ungarn einen räudigen Hund statt des Tributs vorgeworfen.

65. Der kühne Kurzbold. König Heinrich der Finkler hatte einen getreuen Helden aus königlichem Geschlecht namens Kuno, klein von Gestalt, aber groß an Herz und Mut. Seines winzigen Ansehens wegen gab man ihm den Beinamen Kurzbold. Gisilbert von Lothringen und Eberhard von Franken hatten sich gegen den König empört und waren gerade im Begriff, das Heer bei Breisach überzuschiffen; aber während sie am Rheinufer Schach spielten, überfiel Kurzbold sie mit nur vierundzwanzig Männern (939). Gisilbert sprang in den Nachen, doch Kuno stieß seine Lanze mit solcher Gewalt in das Fahrzeug, daß er den Herzog mit allen, die im Schiff waren, versenkte. Den Eberhard durchbohrte er am Ufer mit dem Schwerte.

Zu einer andern Zeit stand Kurzbold allein bei dem Könige, als ein Löwe aus dem Käfig brach. Der König wollte dem Kuno das Schwert, das er nach damaliger Sitte trug, entreißen; aber jener sprang ihm zuvor auf den Löwen los und tötete ihn. Diese Tat erscholl weit und breit.

Kuno hatte einen natürlichen Abscheu vor Weibern und Äpfeln, und wo er auf eins von beiden stieß, war seines Bleibens nicht. Es gibt von ihm viele Sagen und Lieder. Einstmals hatte er auch einen Heiden (Slawen) von riesenhafter Gestalt überwunden, auf dessen Herausforderung er aus des Königs Lager erschien.

*

66. Die heilige Lanze. Die heilige Lanze, die Heinrich I. in der Schlacht gegen die Ungarn gebrauchte, war ihm vom Burgunderkönig Rudolf gegeben worden. Dieser hatte einige Jahre lang in Italien geherrscht und die Lanze als Geschenk vom Grafen Samson erhalten. Sie sah nicht aus wie eine gewöhnliche Lanze, sondern war auf ganz besondere Art gearbeitet und auch von ganz eigener Gestalt. Längs des Schaftes befanden sich

Vertiefungen, die zum Einlegen der Daumen schön geeignet waren; sie zogen sich bis zur Mitte der Lanze herunter. An dem mittleren Teile trug sie Kreuze aus den Nägeln, die durch die Hände und Füße des Heilandes geschlagen waren. Ursprünglich hatte sie Konstantin dem Großen gehört.

Als König Heinrich erfuhr, daß Rudolf von Burgund ein so unschätzbares Geschenk des Himmels besäße, bat er ihn, ihm die Lanze um hohen Preis abzutreten. Da Rudolf sich weigerte, schreckte Heinrich ihn durch Drohungen. Erst daraufhin übergab er sie an Heinrich persönlich, der den Geber nicht nur mit Gold und Silber, sondern auch mit einem ansehnlichen Teil des Schwabenlandes beschenkte. Heinrich I. hinterließ die heilige Lanze sterbend seinem Sohne nebst des Reiches Erbschaft. Auch dieser hielt das unschätzbare Kleinod in hohen Ehren, und ganz wunderbare Erfolge in Schlachten wurden ihr in späteren Jahren noch zugeschrieben.

67. Heinrich I. setzt keine Krone auf. Weil Heinrich I. in seinem Vorgänger Konrad das Königtum bekämpft hatte, weigerte er sich als Richter in eigener Sache während der ganzen Zeit seines Königtums, die Krone aufs Haupt zu setzen.

68. Der Dom zu Bamberg. Baba, Heinrich des Voglers Schwester und Graf Albrechts Gemahlin, nach andern aber Kunigund, Kaiser Heinrichs II. Gemahlin, stiftete mit eigenem Gute den Dom zu Babenberg. Solange sie baute, setzte sie täglich eine große Schüssel des Geldes für die Taglöhner auf und ließ einen jeden so viel herausnehmen, als er verdient hatte; denn es konnte keiner mehr nehmen, als ihm zustand. Sie zwang auch den Teufel, ihr große marmelsteinerne Säulen auf den Berg zu tragen, auf den sie die Kirche setzte, die man noch heutiges Tages sieht.

69. Goslars Gründung. König Heinrich I. war ein eifriger Jäger, besonders in den Wäldern des Spessarts oder des Harzes. Oft kam er in die Gegend, in der jetzt Goslar liegt; denn hier hausten Bären und Hirsche, wilde Ziegen und andere Jagdtiere in großer Zahl.

In dieser Gegend wohnte ein armer Bauer namens Gundelkarl, in dessen Hütte der König nach vollbrachter Nacht häufig

auszuruhen pflegte. Dann bereitete ihm der Bauer einen Tisch, so gut er es machen konnte, und dem Könige schmeckte das Essen vortrefflich. Als er häufiger bei dem Bauern eingekehrt war, hatte dieser bald alles ausgegeben und bat deshalb den König, er möge ihm seine Gastfreiheit vergelten, wie es sich für die königliche Würde gezieme. Der König antwortete: „Du sollst gewiß den Lohn für deine Dienstleistung empfangen, wenn es sich einmal paßt.“ Doch wie es zu geschehen pflegt, er hatte die Erinnerung an sein Versprechen vergessen, sobald er den Bauern nicht mehr sah.

Als der König längere Zeit danach wieder in jener Gegend jagte, bei Gundelkarl wiederholt eintrat und aß und trank, so gut es ihm der Bauer nur vorsetzen konnte, warf sich dieser dem Könige von neuem zu Füßen und bat ihn um ein Geschenk. Heinrich sagte jetzt sofort zu und überließ ihm selber die Wahl, worauf der Bauer sprach: „Ich wünsche nichts mehr, als daß der Berg, an dessen Fuße ich wohne, mir zum Eigentum gegeben werde!“ Der König lachte ob dieser Bitte und meinte: „Das ist nicht genug für deine Freundlichkeit; fordere etwas anderes, etwas, was dir mehr Nutzen bringt!“ Aber der Bauer blieb bei seiner Bitte, und der König gab nach und meinte noch zuletzt, er wünschte nur, daß sich der Bauer etwas Besseres ausgebeten hätte.

Da der Bauer von Geburt ein Franke war, zog er bald in seine Heimat zurück und holte eine Reihe von treuen Gefährten, mit denen er begann, die Stadt Goslar zu erbauen und in das Innere des Berges einen Stollen zu graben. Es dauerte nicht lange, so fanden sie Adern von Silber, Kupfer und Blei, und Gundelkarl wurde mit seinen Gefährten über die Maßen reich. Nach und nach siedelten sich aber viele Menschen an, und der Erwerb des Bauern stieg immer mehr. Bald eröffnete er einen Markt und verkaufte den neu Ankommenden die Lebensmittel. Mit seinem Reichtum wuchs aber auch sein und der Seinigen Stolz und Übermut, und die Umwohnenden wurden oft herrisch und hochfahrend von ihnen behandelt. Als diese sich bei den Fürsten des Sachsenlandes beklagten, die Männer zu Goslar sich aber nicht um die Befehle und Drohungen der sächsischen Herren kümmerten, ergrimmten die Fürsten, fielen über sie her, töteten ihrer viele und jagten die anderen fort. Dadurch kam der Ort, in dem früher Franken wohnten, ganz an die Sachsen.

70. Die goldenen Armringe. Als er fühlte, daß die Auflösung des Leibes nahe war, rief Heinrich die Königin zu sich und sprach lange Zeit insgeheim mit ihr. Nach der Unterredung eilte die Königin zur Kirche und fragte, ob ein Priester da wäre, der noch keine Speise zu sich genommen hätte, um eine Messe für ihren Herrn lesen zu können. Das hörte der Priester Adaldag und antwortete: „Herrin, ich habe noch nichts gegessen."

Nun hatte die verehrungswürdige Königin aber einst zwei goldene Armringe von trefflicher Arbeit angelegt, die ihren Arm so fest umschlossen, daß sie ohne Hilfe des Schmiedes nicht entfernt werden konnten. Jetzt in der Kirche berührte sie die Ringe nur mit dem Finger und vermochte sie sogleich vom Arme zu streifen, indem sie sich dem Priester zuwandte und sagte: „Empfange dieses Gold und stimme eine Seelenmesse an!"

Solange die ehrwürdige Herrin lebte, wußte sie diesem Priester vielen Dank und vergaß ihm niemals, daß er die erste Messe für die Seele König Heinrichs angestimmt hatte.

Otto I. der Große (935—973).

71. Prophezeiung Mathildens. Die Königin Mathilde hatte selbst die Größe ihres Sohnes Otto vorausgesehen und vorausgesagt. So oft nämlich sonst ein königlicher Sprößling zur Welt kam und ihr davon Mitteilung zuging, pflegte sie nur „Gott sei Dank!" zu sagen. Als ihr aber ihr Sohn Otto geboren wurde, ließ sie Priester holen, Lobgesänge anstimmen, die Kirchenglocken läuten, empfahl den Neugeborenen dem himmlischen König, wünschte ihm ein beglücktes Leben und sagte: „Dieser wird einst uns Eltern eine Zierde gewähren, die den Ruhm der andern überstrahlt!"

72. Die Schlacht auf dem Lechfelde. Als Kaiser Otto eines Nachts schlafend im Palaste lag, brach unversehens Feuer aus. Seine zitternden Diener wagten nicht, den Schlafenden zu berühren. Da fielen sie auf den Ausweg, ihn durch Saitenspiel zu wecken und mit einem Liede zu begrüßen.

73. Ottos Gegner Bruno und Hugo. Bruno, der Bruder Ottos I., Erzbischof von Köln und zugleich Herzog von Lothringen, war ein mächtiger Herr. Durch böse Ratgeber verleitet, sann er

darauf, seinen königlichen Bruder vom Throne zu stoßen. Er lud nämlich seinen Schwager Hugo zu sich, der dem Kaiser nur zu ungetreu war, um ihm die reich mit Edelsteinen geschmückte Krone aufzusetzen und ihm so das Reich zu verleihen. Die Krönung sollte am heiligen Osterfeste stattfinden, und alle Zeichen der königlichen Würde lagen schon bereit. In der Nacht bevor aber wurde ihm das Herz schwer. Er berief seinen Geheimschreiber Volkmar zu sich und bat ihn dringend um Rat, wie er das Vorhaben noch einmal abwenden könnte, ohne die Zuneigung des Königs wie auch die seines Schwagers Hugo zu verlieren. Der schlaue Volkmar sagte: „Laß morgen die Feier beginnen, wie du angekündigt hast. Die Krone, die du deinem Schwager zu verleihen versprochen hast, werde ich herbeitragen, wenn ihr versammelt dasitzt, so daß niemand an der Treue deines Wortes zweifeln kann. Dann aber will ich scheinbar unwillkürlich hinfallen und dabei die Krone zerbrechen, damit die jetzt erkaltete Bruderliebe in Zukunft wieder an Wärme zunehmen kann." Der Rat gefiel dem Erzbischof, und als am folgenden Tage das scheinbare Unglück in der Kirche geschah, zeigte er sich seinem Schwager gegenüber sehr betrübt. Hugo und die Seinen waren untröstlich in ihrem Schmerze, da ihre so großen Hoffnungen getäuscht waren. Der Erzbischof wußte sie aber mit reichen Geschenken zu vertrösten. Die beiden Brüder, der König und der Erzbischof, söhnten sich wieder miteinander aus.

Otto I. hat schwere Kämpfe gegen die Unzufriedenen im Reiche führen müssen, die sich schließlich empörten. An ihrer Spitze standen Eberhard von Franken und Ottos eigener Bruder Heinrich. Manche Züge dieses Bruderzwistes sind in der Sage von Herzog Ernst aufgegangen, einige haben sich gesondert erhalten, darunter folgende über Ottos Kampf in Lothringen; denn hier hatte sich Herzog Giselbert mit den Empörern verbunden. Verschlagenheit und List spielten dabei eine große Rolle, und beide Seiten gaben sich wohl darin nichts nach.

74. Immos Bienen und Schweine. Wie sehr selbst Kleinigkeiten auf den Gang der Ereignisse einwirken können, sehen wir aus einem Vorkommnis zu Zeiten Ottos I.

Ein kluger und tapferer Ritter, Immo, stellte sich auf die Seite Giselberts, der den Herzog arg bedrängte. Den Unwillen des letzteren vermehrte auch eine List Immos, wodurch er ihm eine Herde Schweine abgewann. Als nämlich die Schweinehirten des

Herzogs an den Toren seiner Burg vorüberzogen, ließ Immo vor dem Eingange ein Ferkel hin und hertreiben, so daß die ganze Schweineherde durch die geöffneten Tore in die Burg lief, worauf diese geschlossen wurden. Eine solche Unbill vermochte der Herzog nicht zu ertragen, sondern sammelte ein Heer und belagerte Immos Burg. Nun hatte dieser sehr viele Bienenstöcke, die er auf die Angreifer und besonders die Reiter herabwarf. Die Bienen stachen mit ihren Stacheln die Rosse und versetzten sie in Wut, so daß die Reiter Gefahr liefen. Überdies drohte Immo, in diesem Augenblicke mit seinen Genossen über sie herzufallen. Da der Herzog durch dergleichen Listen wiederholt von Immo verhöhnt und sein Angriff vereitelt wurde, hob er die Belagerung auf. Beim Abzuge bemerkte er: „Solange Immo mir anhing, hatte ich leichte Mühe, die Lothringer dienstbar zu erhalten; jetzt kann ich mit allen Lothringern nicht einmal ihn allein fangen!"

75. Die Grafen von Eberstein. Als Kaiser Otto seine Feinde geschlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen von Eberstein, die es mit seinen Feinden hielten. Das Schloß stand auf einem hohen Felsen am Walde (unweit Baden in Schwaben), und drittehalb Jahr konnte das kaiserliche Heer es nicht bezwingen, sowohl der natürlichen Festigkeit als der tapferen Verteidigung wegen. Endlich riet ein kluger Mann dem Kaiser folgende List: Er solle einen Hoftag nach Speier ausschreiben, zu welchem jedermann sicher ins Turnier kommen dürfte; die Grafen von Eberstein würden nicht säumen, sich dazu einzufinden, um ihre Tapferkeit zu beweisen; mittlerweile möge der Kaiser durch geschickte und kühne Leute ihre Burg bewältigen lassen.

Der Festtag zu Speier wurde hierauf verkündigt; der König, viele Fürsten und Herren wären zugegen, unter diesen auch die Grafen von Eberstein; manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die Reihen, wobei der jüngste Graf von Eberstein, ein schöner anmutiger Mann mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich den drei Grafen heimlich eine schöne Jungfrau und raunte: „Hütet euch, denn der Kaiser will eure Burg besteigen lassen, während ihr hier seid. Eilt noch heute Nacht zurück!" Die drei Brüder berieten sich und beschlossen,

der Warnung zu gehorchen. Darauf kehrten sie zum Tanz, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen und hinterlegten hundert Goldgulden zum Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber schifften sie über den Rhein und gelangten glücklich heim in ihre Burg.

Kaiser und Ritterschaft warteten am andern Tage vergeblich auf ihr Erscheinen beim Lanzenspiel; endlich erfuhr man, daß die Ebersteiner gewarnt worden waren. Otto befahl, die Burg aufs schleunigste zu stürmen; aber die Grafen waren zurückgekehrt und schlugen den Angriff mutig ab. Als mit Gewalt gar nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, um mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelassen und in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen und roten Wein; Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgesandten wunderten sich über die Vorräte. Allein die Fässer hatten doppelte Böden und waren voll Wasser; unter dem Getreide lagen Spreu, Kehricht und alte Lumpen. Die Gesandten hinterbrachten dem Kaiser, es sei vergeblich, die Burg länger zu belagern, denn Wein und Korn reichten ihr noch auf drittehalb Jahre aus. Da wurde Otto geraten, seine Tochter mit dem jüngsten Grafen von Eberstein zu vermählen und dieses tapfere Geschlecht dadurch auf seine Seite zu bringen. Die Hochzeit wurde in Sachsen gefeiert. Der Sage nach soll es die Braut selber gewesen sein, die die Grafen an jenem Abend gewarnt hat. Otto sandte seinen Schwiegersohn hernachmals in Geschäften zum Papst, der ihm eine Rose in weißem Korbe schenkte, weil gerade Rosenmontag war. Diese nahm Eberhard mit nach Braunschweig, und der Kaiser verordnete, daß die Rose in weißem Felde künftig das Ebersteinsche Wappen bilden sollte.

76. Markgraf Gero. Als Kaiser Otto den Markgrafen Gero zum Oberbefehlshaber seiner Heere gegen die Wenden gemacht hatte, beratschlagten die Vagrier, Heveller, Obotriten, Uchern und Zusiker miteinander, wie sie ihn umbringen möchten, da er allen Heiden wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit sowohl wie seines Kriegsglückes furchtbar war. Es hatte aber Kaiser Otto einen leiblichen Bruder namens Heinrich, der es mit den Widersachern hielt, sich zu den Sorben tat und sie in ihren Vor-

sätzen stärkte. Hierauf beschlossen dreißig Fürsten mit vereinten Kräften und einer großen Anzahl von Kriegern den Markgrafen Gero anzugreifen und niederzuhauen. Aber Gero hatte von ihrer Ankunft Kunde erhalten, stellte sich, als wäre ihm der Anschlag unbekannt und ließ sie zu sich zu Tafel laden. Aus angeborener Frechheit und übermütiger Sicherheit folgten die feindlichen Fürsten der Einladung. Gero ließ sie dann durch einen Hinterhalt bei der Tafel überfallen und töten. Über diese Niederlage der Heidenfürsten haben sich folgende Volksreime erhalten:

Zu Lausnitz ein Fürst war ich,
Dreißig wendische Herren tötete ich,
Stiftete Gernrode von eigener Hab,
Daselbst man sieht noch heut mein Grab.

Und es ward eine große Schlacht geschlagen im Lande Lausitz, wo Markgraf Gero mit den Wendenfürsten kämpfte; er focht mit Verzweiflung, die Krieger traten auf die Körper ihrer gefallenen Mitstreiter, und die Schwerverwundeten selbst verteidigten noch, auf ihre Schilder gelehnt, den letzten Teil des vaterländischen Bodens. Gero selbst wurde schwer verletzt und büßte die Tapfersten seiner Schar, eine ungeheure Anzahl der edelsten Ritter und seinen einzigen Sohn Siegfried ein, einen erst kürzlich verheirateten jungen Mann von achtzehn Jahren. Dieser Verlust beugte ihn so sehr, daß er seiner Würde entsagte, nach Rom wallfahrtete, seine Waffen auf den Altar der Peterskirche niederlegte und dem Papste Johann XII. seine Sünden beichtete.

77. Otto mit dem Barte. Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet; er war strenge und ohne Milde und trug einen schönen roten Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu der geistliche und weltliche Fürsten des Reiches kommen mußten. Am Ostermorgen zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg die Tische zu dem Gastmahl bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe; sein Vater war Herzog in Schwaben und hatte nur den einzigen Erben. Dieser

schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff mit seinen zarten, weißen Händen nach einem Brote, nahm es auf und wollte es essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Teil des weißen Brotes abbrach, sah es des Kaisers Truchseß, der die Aufsicht über die Tafel haben sollte; er wurde zornig und schlug den Knaben so hart und ungefüge aufs Haupt, daß ihm Haar und Haupt blutig wurden. Der Knabe fiel nieder und weinte heiße Tränen, weil der Truchseß es gewagt hatte, ihn zu schlagen. Das sah Heinrich von Kempten, ein auserwählter Held, der mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Erzieher war; es verdroß ihn heftig, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und er fuhr den Truchseß mit harten Worten an. Als dieser sagte, er dürfe kraft seines Amtes allen ungefügen. Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren, nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel und spaltete des Truchseßen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach und der Mann tot zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gott gedient und gesungen und kehrten zurück. Der Kaiser sah den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen! Sam mir mein Bart!“ (d. h. Ich schwöre bei meinem Barte, daß du meine Barte [mein Beil] fühlen [sterben] mußt.) Als Heinrich von Kempten diesen teuren Eid ausgesprochen hörte und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los und ergriff ihn bei dem langen roten Barte, an dem er ihn plötzlich so heftig auf die Tafel schwang, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte fiel. Heinrich zückte sein Messer, als die Fürsten herzusprangen, um den Kaiser von diesem wütenden Menschen zu befreien, und rief laut aus: „Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt tot hier!“ Alle traten zurück, Otto winkte es ihnen mit großer Not zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so tut mir Sicherheit, daß ich genese!“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, hob alsbald die Finger in die Höhe und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Sobald Heinrich diese Gewißheit hatte, ließ er den roten Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Der aber setzte sich ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart und sagte: „Ritter, Leib und Leben hab ich dir zugesagt; damit fahr deiner Wege, hüte dich aber vor meinen Augen, daß sie dich nimmer wiedersehen, und räume mir Hof und Land! Du bist zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müßte dein Schermesser immerdar meiden!" So nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Abschied, zog nach Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, und lebte einsam und in Ehren.

Über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg jenseits des Gebirges führte und vor einer festen Stadt lag. Da mangelte es ihm an Leuten, und er sandte nach deutschen Landen, wer ein Lehen von dem Reiche trage, solle ihm bei Verlust des Lehens und seines Dienstes schnell zu Hilfe eilen. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, um ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt sandte wiederum seine Dienstleute und forderte Herrn Heinrich, dessen er vor allen bedurfte. „Ach, edler Herr, was willst du tun," antwortete der Ritter, „du weißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber gebe ich dir meine zwei Söhne hin und lasse sie mit dir ziehen!" „Du aber bist mir nötiger, als sie beide zusammen," sprach der Abt, „ich darf dich nicht von diesem Zuge entbinden, oder ich leihe dein Land andern, die es besser zu verdienen wissen." „Traun," antwortete der edle Ritter, „ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiele stehen, so will ich deinem Gebote Folge leisten, es komme, was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehen!"

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug und kam bald nach Welschland zu der Stadt, vor der die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn; sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages badete er in einem Zuber, konnte aber aus dem Bade in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen und ihnen entgegen den Kaiser zu einem Gespräch reiten, wie es zwischen beiden Teilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaften im Hinterhalte und überfielen den Herrn mit frechen

Händen, damit sie ihn fingen und erschlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand und lief bloß und nackend auf das Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tötete und verwundete eine große Menge und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser von seiner Bande, lief schnell zurück, legte sich in den Zuber und badete weiter. Als Otto wieder zu seinem Heer gelangte, wollte er wissen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er in seinem Zelte auf seinem Stuhle und sprach: „Ich wäre verraten, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich, damit er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo!"

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war; doch fürchteten sie, den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. „Mit dem Ritter," antworteten sie, „steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; könnte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen." Als nun der Kaiser sagte, ihm solle vergeben sein, wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, ihn herzubringen; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfangen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getrauest du dich, mir unter die Augen zu treten? Du weißt doch wohl, warum ich dein Feind bin, der du meinen Bart gerauft und ohne Schermesser so geschoren hast, daß er noch jetzt ohne Locke steht! Welch hoffärtiger Übermut hat dich jetzt daher geführt?" „Gnade, Herr!" sprach der kühne Degen, „ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seiner Huld. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt getan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen, und wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat!" Da begann Otto zu lachen: „Sei mir tausendmal willkommen, du auserwählter Held! Du hast mein Leben gerettet, das ich ohne deine Hilfe verloren hätte, du seliger Mann!" Damit sprang er auf und küßte ihm Augen und Wangen. Ihre Feindschaft war dahin, und es wurde eine

herzliche Versöhnung gefeiert. Der hochgeborene Kaiser lieh und gab ihm großen Reichtum und brachte ihn zu hohen Ehren.

78. Ottos scharfes Urteil. Otto I. wurde durch den Aufruhr der Mailänder, die die Münze des Königs schimpflich zurückwiesen, nach Mailand gerufen. Auf dem Wege dahin brachte ein Weib eine Klage gegen ihren Verführer bei ihm an, der ihr Gewalt angetan hatte. Der König sagte: „Ich habe jetzt keine Zeit, ich werde aber deinen Schaden für den meinigen achten, wenn ich zurückkehre und noch am Leben bin.“ Sie meinte, er werde es vergessen, doch der König zeigte mit dem Finger auf eine Kirche, die ihm ein Denkzeichen sein sollte.

Als er die Mailänder gedemütigt hatte, kehrte er wieder zurück. Während seiner Abwesenheit war im ganzen Lande diesseits der Alpen der Friede gestört worden, und Gewaltsamkeiten und offene Betrügereien waren eingedrungen, doch als die Rückkehr des Königs bekannt wurde, kehrte die alte Ruhe und Ordnung wieder zurück.

Bei der oben erwähnten Kirche angekommen, erinnerte er sich des Weibes, ließ es vor sich fordern und ihre Klage fortsetzen. Inzwischen hatte sie sich aber mit ihrem Entführer rechtmäßig verbunden und ihm verschiedene Söhne geboren, erzählte auch jetzt nur Gutes von ihm. Doch der König versicherte bei seinem Barte, daß der Entführer, der ihretwegen schon vorher zum Tode durch das Beil verurteilt gewesen sei, es nun auch schmecken müsse gegen ihren Wunsch. Der Entführer wurde hingerichtet, und so tat er wohl gegen den Willen der Frau und richtete ohne ihren Dank.

79. Liutgarde. Die Tochter Ottos I., Liutgarde, wurde von einem gewissen Cono verleumdet. Er behauptete, sie sei insgeheim seine Frau geworden, was er aber nur deswegen tat, weil sie ihn nicht hatte erhören wollen. Otto war über die Anschuldigung empört. Er berief die Fürsten des Reiches und befragte sie, ob sie seine Tochter dieses Vergehens für schuldig erachteten. Wenn einer seiner Freunde sie mit den Waffen verteidigen wollte, so werde er sich ihm auf immer fest verpflichten. Auf dieses Wort sprang sogleich Graf Burchhard hervor und sagte laut: „Cono hat alles erlogen!“ Beide stellten sich nun zum Zweikampfe, allein gleich beim ersten Anlaufe verlor Cono die falsche Rechte, mit der

er seine Unschuld beschworen hatte, und überwunden gab er seine Bosheit zu. So errettete der Graf des Kaisers Tochter von der falschen Anklage.

80. Der Ottensund. Als die Dänen im Jahre 952 ins Deutsche Reich einfielen, warf Otto I. sie bis an das äußerste Meer zurück. Da schleuderte er seine Lanze weit hinaus in die Wellen, und diese Stelle wurde von der Zeit an der Ottensund genannt.

*

Eine merkwürdige Sage wird uns von einer Reise Ottos I. nach Paris zu dem französischen König Ludwig IV. berichtet, in der die schroffe und wilde Art jener Zeit so recht bezeichnend zum Ausdruck kommt.

81. Otto I. und Wilhelm von der Normandie. Kaiser Otto I. hatte sich zum König Ludovich IV. von Franken begeben. Eines Tages beratschlagte sich dieser mit dem Kaiser und den Fürsten in einem verschlossenen Zimmer. Herzog Wilhelm von der Normandie wurde allein von allen Fürsten zu dieser Beratung nicht zugezogen, ob durch Zufall oder durch Absicht, ist ungewiß. Er wartete einige Zeit draußen; weil man ihn aber nicht hineinrief, nahm er die Sache übel, wurde zornig, faßte als ein überaus starker und kühner Mann die verschlossene Tür mit Gewalt an und sprengte sie mit kräftigem Stoße. Als er in den Raum eintrat, erblickte er ein Ruhebett, auf dem Otto am erhöhten Hauptende, König Ludovich aber niedriger am anderen Ende saß. Vor ihnen saßen die Fürsten und warteten, bis die Reihe zu sprechen an sie kam. Dem Herzog Wilhelm schien es unpassend, daß sein König und Herr niedriger saß als der ihm fremde deutsche Kaiser. Diese Mißachtung des Königs nicht ertragend, brach er in die Worte aus: „Bin ich von dieser Versammlung ausgeschlossen? War ich etwa je ein niederträchtiger Verräter?" Und heftig vortretend rief er aus: „Steh einmal auf, o König!" Als der König Ludovich sich erhob, setzte sich Wilhelm an dessen Stelle und sagte, es sei nicht anständig, wenn der König an der niedrigen und ein anderer, wer es auch sei, an der höheren Stelle sitze; daher müsse Otto seinen Platz verlassen und ihn dem Könige einräumen. Da stand Otto schamrot von seinem Sitze auf und überließ ihn König Ludovich, so daß nunmehr dieser am oberen und Wilhelm am unteren Ende des Lagers saß.

Sobald die Beratung beendet war, erhoben sich alle von ihren Sitzen und verließen das Zimmer. Kaiser Otto wußte sein Rachegefühl gegen Wilhelm gänzlich zu verbergen, sprach mit ihm sehr angelegentlich über das zu wahrende gute Einvernehmen, hielt aber später mit seinen Getreuen einen Rat ab und beschwerte sich bei ihnen über den angetanen Schimpf. Seine Freunde empfanden die ihrem Herrn zugefügte Beleidigung und Schmach lebhaft mit und beratschlagten, wie sie Wilhelm töten könnten, der auch bald seinen Untergang fand.

*

Da Otto I. ein durchaus frommer und kirchlicher Mann war, spielt auch die geistliche Sage in sein Leben hinein.

82. Der Türhüter als Bischof. Als Kaiser Otto I. den Tod des Bischofs von Regensburg vernahm, begab er sich dahin und erhielt im Traume die Weisung, das Bistum keinem anderen zu verleihen, als wer ihm zuerst entgegenkäme. Schon in der Frühe des nächsten Morgens nach seiner Ankunft ging er nach dem Kloster St. Emmeran, ohne daß die Mönche davon wußten. Ein alter, verehrungswürdiger Geistlicher, der Türhüter Gunter, ließ ihn ein. Otto ging auf ihn zu, bat um seinen Segen und sagte: „Was gibst du mir, Bruder, wenn du Bischof wirst?“ Als dieser Gunter später mit den übrigen Geistlichen zur Bischofswahl in die Peterskirche kam, setzte der Kaiser seinen Traum auseinander und ernannte Gunter im Einverständnis mit der Geistlichkeit und der ganzen Gemeinde zum Bischof.

83. Der gute Gerhard. Kaiser Otto der Große rühmte sich bei der Einweihung des von ihm gestifteten Domes zu Magdeburg vor dem Altar feierlich seines frommen Werkes und forderte öffentlich von Gott den dafür verdienten Lohn. Ein Engel sagte ihm aber, daß er durch dieses Selbstlob seinen Lohn verwirkt hätte; er brauchte auch nicht so übermütig zu sein, denn er hätte nicht soviel für Gott getan, wie jener Kaufmann in Köln, den man den guten Gerhard nannte, er könnte ihn ja selber darum fragen.

Otto machte sich auf, fand Gerhard und erfuhr nach vielem Drängen seine Lebensgeschichte. Danach war Gerhard mit reichen Kaufmannsgütern in Kastelgunt gelandet und von einem Ritter wohl aufgenommen worden, der ihm vorschlug, ihre Schätze gegen-

seitig zu tauschen. Die Schätze des Ritters aber waren zwölf gefangene junge Ritter, zwölf Greise und zwölf wunderschöne Jungfrauen, von denen eine die andere an Schönheit überragte. Gerhard ging den Tausch ein und erhielt für seine Kaufmannsgüter die Gefangenen, fuhr nach England, der Heimat der Unglücklichen, und ließ sie los. Sie versprachen ihm alle in dankbarer Rührung, ein reiches Lösegeld zu schicken.

Die schönste der Jungfrauen hieß Irene. Sie war eine schwedische Königstochter und nach ihrer Vermählung mit dem Sohne des Königs von England auf der Fahrt von ihrer Heimat nach dem Lande ihres Gemahls in die Hände des Feindes gefallen. Ihr junger Gemahl Wilhelm, der auf einem anderen Schiffe fuhr, erlitt Schiffbruch. Irene selbst ging nach der Auslösung aus der Gefangenschaft zunächst mit Gerhard nach Köln, wurde von ihm länger als ein Jahr beherbergt und machte mit ihm aus, sie wolle Gerhards Sohn zum Gemahl nehmen, wenn sich ihr Gemahl Wilhelm nach einem weiteren Jahre nicht zeige und demnach anzunehmen sei, daß er sich nicht mehr unter den Lebenden befinde. Nach Ablauf der Zeit wurde eine stattliche Hochzeit angerichtet, aber zum Erstaunen aller erschien der verloren geglaubte Wilhelm in Gestalt eines armen Pilgers. Gerhards Sohn trat vom Verlöbnis zurück, und der gute Gerhard selbst führte das wiedervereinte Paar nach England.

In England selbst herrschten große Streitigkeiten; denn der alte König war gestorben, und über seinen Nachfolger konnten sich die Herren nicht einigen. Als Gerhard in die Ratsversammlung zu Lunders trat, was jetzt London ist, fand er die zwölf Greise, die er befreit hatte und die nichts mehr von sich hatten hören lassen. Sie begrüßten ihn jubelnd und erwählten einstimmig den guten Gerhard zum Könige von England. Doch der Kaufmann verzichtete und brachte statt seiner den rechten Erben der Krone. Nun schlug man ihm vor, wenigstens die Herzogswürde von Kent anzunehmen, aber auch das lehnte er ab und kehrte mit seinem Sohne nach Köln zurück. Als Lohn begnügte er sich mit dem Bewußtsein, stets das Rechte getan zu haben.

Als der Kaiser Otto das alles gehört hatte, erkannte er dem schlichten Kaufmanne von Köln den Preis zu, demütigte sich vor Gott und rühmte sich hinfüro seiner guten Werke nicht mehr.

*

Die Anfänge des Harzer Bergbaus werden auch auf Otto I. zurückgeführt.

84. Der Rammelsberg. Als Kaiser Otto I. auf der Harzburg hauste, hielt er an dem Harzgebirge große Jagden. Da geschah es, daß Ramm oder Remme, seiner besten Jäger einer, an den Vorbergen jagte und ein Wild verfolgte. Bald aber wurde der Berg zu steil, darum stieg der Jäger von seinem Rosse ab, band es an einen Baum und eilte dem Wilde zu Fuße nach. Sein zurückbleibendes Pferd stampfte ungeduldig und scharrte mit den Vorderhufen auf dem Boden. Als der Jäger Ramm von der Verfolgung des Wildes zurückkehrte, sah er verwundert, wie sein Pferd gearbeitet und mit den Füßen einen schönen Erzgang aufgedeckt hatte. Er hub einige Stufen auf und trug sie dem Kaiser hin, der alsbald das entblößte Bergwerk angreifen und mit Schürfen versuchen ließ. Man fand eine reichliche Menge Erz, und der Berg wurde dem Jäger zu Ehren Rammelsberg geheißen. Des Jägers Frau nannte sich Gosa, und von ihr erhielt die Stadt Goslar, die nahe bei dem Berge gebaut wurde, ihren Namen. Das Flüßchen, das durch die Stadt rinnt, heißt ebenfalls Gose, wie auch das daraus gebraute Weißbier. Der Jäger wurde in der Augustinskapelle begraben und mit seiner Frau in Lebensgröße auf dem Leichenstein ausgehauen; Rammel trägt in der Rechten ein Schwert über sich und Gosa eine Krone auf dem Haupte.

Nach andern hat nicht der Jäger Rammel geheißen, sondern eines Jungherren Pferd, das man einmal an dem Berge anband, wo es so rammelte und stampfte, daß seine wohl geschärften Hufeisennägel eine Goldader bloßlegten.

Noch sieht man auf dem Rammelsberge einen Brunnen, der Kinderbrunnen genannt, worauf zwei in Stein ausgehauene Kinder stehen; hier soll unter Heinrich II. eine Frau von zwei Söhnen entbunden worden sein. Kaiser Otto hat auf dem Berge oben an dem Platz Werl ein Schloß oder einen Saal gehabt, vor dem er einst einem gefangenen Könige das Haupt abschlagen ließ. Späterhin schlug das Bergwerk einmal ein und verdarb so viele Arbeiter, daß vierthalbhundert Witwen vor dem Berge standen und um ihre Männer klagten; darauf lagen die Gruben hundert Jahr still, und Goslar wurde so einsam, daß in allen Straßen hohes Gras wuchs.

In den Rammelsberg soll mehr Holz verbaut sein, als in die Städte Braunschweig und Goslar.

Nach einem alten Liede hat der Rammelsberg einen goldenen Fuß.

*

85. Editas Prüfung. Die Gemahlin Ottos I., die fromme Edita, war mit Almosen sehr freigebig. Wenn sie dem Gottesdienste beiwohnte, warteten die Armen zusammengeschart an den Türen der Basilika auf sie, weil sie gewohnt waren, von ihr Unterstützung zu erhalten. Der König war erzürnt über seine Gemahlin und verweigerte ihr die tägliche Ausgabe so vieler Münze. Da seufzten die Armen, daß ihnen die Unterstützung verloren ging, die Königin selbst aber, weil sie in ihrer Andacht verhindert wurde. Doch das dauerte nur wenige Tage, denn an einem hohen Feste ging sie, mit einem kostbaren Gewande bekleidet, einem Geschenk ihres Gemahls, zur Kirche. Der König war ihr in den Kleidern eines Armen, ohne daß sie es wußte, schon listigerweise zuvorgekommen. Er saß als Bettler an der Kirchentür, hielt die Königin mit zitternder Hand fest und bat sie, sich seiner zu erbarmen. Als sie sagte, ihr sei von ihrem Gemahl verboten worden, weiterhin Almosen zu geben, fügte er hinzu, er bäte als fremder Ankömmling zum ersten Male und dürfte deshalb bei einem solchen Feste nicht leer ausgehen. Die Königin antwortete, sie habe weiter nichts als die Kleider, worauf er erwiderte, auch mit einem kleinen Teile der Kleider könnte den Armen schon geholfen werden. Als er hartnäckig ihren Mantel festhielt, erlaubte sie ihm, wenn auch voller Scham, einen Ärmel des kostbaren Gewandes abzureißen, den der scheinbar Arme schnell in seinem Busen barg. Die Königin verhüllte ihr zerrissenes Kleid mit dem Mantel und wohnte der heiligen Feier bei. Nach ihrer Rückkehr zog sie ein anderes Kleid an und verbarg das zerrissene. Bei Tische fragte der König, warum sie das Kleid gewechselt habe, und als sie allerlei Anlässe vortäuschte, befahl er, das frühere Kleid zu bringen. Die Königin suchte ihn durch wiederholtes Vorzeigen anderer Kleider zu täuschen, doch es gelang ihr nicht, und sie ließ endlich voll Angst das Kleid hervorholen, das der König sehen wollte. Er erkannte es auch wieder, sah aber, daß es beide Ärmel hatte, und als er nun selbst hervorholte, was von ihm abgerissen war, eröffnete er vor aller Augen, was sich begeben hatte. Seit der Zeit gab er der Königin die Freiheit, auszugeben soviel sie wollte.

86. Edita und die Hirschkuh. Während Königin Edita, die fromme Gemahlin Ottos I., zu Magdeburg Hof hielt, kam einst mitten in tiefer Nacht eine Hirschkuh an ihr Schlafgemach, scharrte leise an der Tür und schritt, als ihr geöffnet wurde, ohne Furcht zum Lager der hohen Frau. Dort streckte sie sich winselnd und stöhnend, als wollte sie einen tiefen Schmerz zu erkennen geben, zu den Füßen der edlen Frau hin, erhob sich aber bald darauf wieder und suchte das Weite. Die Königin befahl einem Jäger, dem Tiere zu folgen. Als dieser der Spur nachging, fand er jenseits der Elbe die Hirschkuh mit einem ihrer Jungen beschäftigt, das sich in einer Schlinge gefangen hatte. Der Jäger befreite das arme Tierchen sogleich, worauf die Hirschkuh mit ihrem Kälbchen schnell in dem tiefen Gebüsche verschwand. Die edle Königin aber war froh, wie der armen Mutter geholfen war.

Otto II. (973—983).

Der Ruhm des sächsischen Kaisergeschlechts erblaßte nach den beiden überragenden Größen, nach Heinrich I. und seinem noch mächtigeren Nachfolger und Sohne Otto I. Nach ihnen kamen wenig erfolgreiche Fürsten auf den Thron, die dazu in frühen Jahren starben (Otto II. mit 28, Otto III. mit 22 und Heinrich II. im besten Mannesalter von 51 Jahren). So vermochten sie keinen starken Einfluß auszuüben. Die außerdeutschen Angelegenheiten nahmen sie zu stark in Anspruch; im Norden und Osten brachen die Dänen und Wenden ein, im Süden empörten sich die Römer und andern Italiener, und es drangen die Sarazenen in Verbindung mit den Griechen von neuem vor. Der Sagengeschichten gibt es deshalb nur wenige.

87. Der Zweikampf vor Paris. Als Kaiser Otto II. mit einem Heere gegen das Frankenreich gezogen und bis Paris vorgedrungen war, befanden sich beide Heere in zweifelhafter Lage einander gegenüber. Während man auf jeder Seite eifrigst auf ein Mittel sann, sich den Sieg zu sichern, trat ein Germane voll Kühnheit und Vertrauen auf seine Körperkraft ganz allein zum Kampf gerüstet hervor und bemühte sich, an der Brücke, wo das mit Riegeln und eisernen Nägeln versehene Tor stand, allein mit einem einzelnen Feinde zu kämpfen. Mit lauter Stimme rief er ein über das andere Mal, es sollte doch einer von den Feinden zum Zweikampfe herbeikommen. Als er sich den Galliern zum

Hohn in allerlei Schimpfreden ausließ und ihm niemand antwortete, meldeten die fränkischen Wächter dem Herzoge und anderen Fürsten, es befände sich am Brückentore ein Mensch, der sich zum Zweikampfe mit einem Gegner erböte. Dieser Mann führte gegen die Fürsten höhnende und beschimpfende Reden, wollte auch nicht eher weggehen, als bis entweder jemand zum Zweikampfe herauskäme oder das Tor gesprengt und dem ganzen feindlichen Heere geöffnet wäre. Der Herzog und die Fürsten wollten diese Schmach nicht dulden und munterten ihre Krieger auf, daß sie den tollen Menschen verjagen und die Beschimpfung nicht auf sich sitzen lassen, sondern sich selbst einen rühmlichen Namen erwerben sollten. Alsbald erboten sich dazu mehrere Krieger, feurigen Mutes voll; aus ihnen wurde einer namens Ivo erwählt. Nachdem ihm der Lohn eines tapferen Mannes versprochen war, schritt er zum Kampfe hinaus. Die Riegel wurden weggeschoben und das Tor geöffnet. Beide Streiter gingen aufeinander los. Ihre Schilde vor sich haltend und die Lanzen schwingend, stießen sie voll Erbitterung kaum einige Schmähworte gegeneinander aus. Endlich schleuderte der Germane seinen Spieß und durchbohrte den Schild des Galliers mit kräftigem Stoße, dann zog er das Schwert und drang auf den Gegner ein. Aber in diesem Augenblicke traf ihn der Gallier mit seiner Lanze von der Seite und raubte ihm das Leben.

So gewann der Gallier den Sieg, nahm dem erlegten Gegner die Waffen ab und brachte sie zum Herzog; als tapferer Mann forderte und erhielt er nunmehr seinen Lohn.

Sagenhaft ausgeschmückt ist die Erzählung von Ottos II. Rettung in Italien nach der Niederlage bei Cotrone, wo er von den Arabern aus einem Hinterhalt überfallen und die Blüte seines Heeres, der deutsche und lombardische Adel, vernichtet wurde, während er sich selbst nur durch mühsame Flucht rettete.

88. Ottos II. Rettung. Als Otto II. erfuhr, daß Calabrien häufig unter den Einfällen der Griechen und den Plünderungen der Sarazenen zu leiden hätte, sammelte er ein großes Heer und eilte nach der Stadt Tarent, die er in kurzer Zeit eroberte. Dann zog er weiter gegen die Feinde und zwang sie zur Flucht. Als sie sich von neuem stellten, griff er sie voll Tapferkeit auf offenem Felde an und erlegte eine solch große Menge von ihnen, daß er sie für gänzlich besiegt hielt.

Unerwarteterweise versammelten sich die Feinde von neuem und stürmten auf ihn ein, so daß eine Menge tapferer Ritter fiel und selbst der Kaiser mit seinem Neffen Otto fliehen mußte. Die Flüchtigen kamen ans Meer, und der Kaiser erblickte in der Ferne ein Schiff, eine sogenannte Salandria. Auf dem Rosse eines Juden Calonymos schwamm er darauf zu, wurde jedoch nicht aufgenommen. Er kehrte wieder ans Ufer zurück und warf sich von neuem ins Meer, als er eine andere Salandria herankommen sah, auf der er einen ihm wohlgesinnten Mann bemerkte. Er erreichte das Schiff und wurde von diesem Manne, der deutsch Heinrich, slawisch Zolunta hieß, ins Fahrzeug gelassen und auf das Bett des Schiffsherrn gebracht. Auch dieser erkannte ihn schließlich, nachdem Otto es lange zu verhehlen gesucht hatte. Voll List sprach der Kaiser dann zu dem Schiffsführer: „Ja, ich bin es, Otto, der zur Strafe meiner Sünden in solches Elend geriet, aber nun vernimm, wie wir jetzt gemeinsam handeln müssen! Die Besten meines Reiches habe ich Unglücklicher verloren, und von diesem Schmerz gestachelt, kann und will ich weder dies Land betreten, noch die Freunde der Gefallenen je wiedersehen. Laß uns nur in Rossano (in Unteritalien, nordöstlich von Cosenza) landen, wo meine Gemahlin meiner Ankunft harrt; dann wollen wir mit ihr und allen Schätzen, die ich dort in großer Menge habe, zu eurem Kaiser. Wie ihr wißt, ist das mein Schwager, der mir in meiner Not sicherlich ein treuer Freund sein wird."

Der Führer des Schiffes gab diesen süßen Worten gern nach und ließ Tag und Nacht angestrengt arbeiten, um den besagten Ort zu erreichen. Sobald sie sich ihm näherten, wurde jener Kriegsmann mit dem doppelten Namen auf Geheiß des Kaisers vorausgeschickt, um die Kaiserin nebst Rittern und Fürsten wie auch einer großen Zahl von Saumtieren, die scheinbar zum Tragen der Schätze bestimmt waren, zu holen. Die Kaiserin kam mit dem Golde ans Ufer. Als die Griechen sie sahen, warfen sie sogleich Anker und ließen zunächst den Bischof von Metz in ihr Schiff. Der Kaiser aber sprang schnell ins Meer, auf seine Körperkraft und Schwimmkunst vertrauend. Einer von den umstehenden Griechen jedoch suchte ihn aufzuhalten und ergriff ihn am Gewande, allein er wurde von einem trefflichen Ritter mit dem Schwerte niedergeschlagen. Darauf floh die ganze Schiffsmannschaft auf die andere Seite des

Fahrzeuges. Die Anhänger des Kaisers aber fuhren in den Booten, in denen sie gekommen waren, unangefochten zum Kaiser hin, der sie am Ufer in Sicherheit erwartete. Obwohl er den Schiffern den versprochenen Lohn in reichen Gaben zu spenden entschlossen war, mißtrauten sie seinen Versprechungen und steuerten bestürzt heim. Und so sahen sie, die an List beständig alle anderen Nationen übertroffen hatten, sich nun selbst getäuscht. Der Kaiser aber wurde von den Anwesenden mit großer Freude begrüßt.

Otto III. (983—1002).

Schon als dreijähriges Kind kam Otto III. auf den Thron; die Herrschergewalt wurde zum Spielball der nächsten Verwandten und einiger geistlicher und weltlicher Größen. Der junge König war gewiß hochbegabt und von kraftvollem Streben, aber leider ging er über die Alpen, nach dem goldenen Rom; denn Otto liebte Deutschland nicht, die kräftige, doch gerade, natürliche und wahre Derbheit der Deutschen war ihm verhaßt. Im Innern Zerrissenheit, die durch die Einfälle der Wenden und anderer Fremdvölker verschlimmert wurde, nach außen hin einige zweifelhafte Erfolge, die zudem durch den frühen Tod des Kaisers in nichts zerrannen — das war die Eigenart der Zeit, deren sittlicher Tiefstand selbst in Vorgängen am Kaiserhofe sichtbar wurde. Otto III. war schwärmerisch fromm; er war wie die meisten seiner Zeitgenossen vom nahen Weltende (im Jahre 1000) fest überzeugt und ließ in Aachen das Grab Karls des Großen öffnen, um sich durch den Anblick des gewaltigen Vorgängers für den jüngsten Tag vorzubereiten.

89. Otto läßt sich nicht schlagen. Der Kölner Erzbischof Bruno erzog seinen Neffen Kaiser Otto III. in dessen erster Kindheit. Weil er im voraus fürchtete, er werde weder kalt noch warm sein, so züchtigte er ihn öfters mit Strenge. Deshalb vollbrachte der Knabe im Jahre 983 etwas, was gar nicht knabenhaft war. Denn während einst der Bischof die nächtlichen Horen hielt, legte sein Neffe einen Knaben, der in der Stadt gestorben war, in sein Bett, deckte ihn mit seinen eigenen Kleidern zu und ging fort. Als der geistliche Herr nun nach seiner Rückkehr an das Bett des Neffen trat, wie er es zu tun pflegte, und den Leichnam fand, glaubte er, daß jener heimgegangen sei. Der plötzliche Schmerz darüber verursachte bei ihm heftiges Hüftweh. Inzwischen kam der von allen beweinte Knabe gesund herbei und antwortete auf die Frage

des Bischofs, warum er ihn so getäuscht habe: „Weil ich mich nicht besser für die so große Schmach der Schläge rächen konnte!" Ohne Verzug ließ nun der Erzbischof einen Hoftag zu Mainz ansagen unb gab den König und die Regierung wieder an die Fürsten zurück, worauf der Mainzer Bischof Willegis drei Jahre die Sorge für beide versah.

90. Der wunderbare Stern. Nachdem König Otto II. gestorben und sein junger Sohn Otto III. ihm im Reiche gefolgt war, kehrte Herzog Heinrich aus der Verbannung zurück, drang mit seinen Anhängern in die Stadt Köln ein und brachte listigerweise den jungen König in seine Hand, weil er aus Herrschbegier die Gewalt an sich reißen wollte. Die Anhänger des Königs aber waren bereit, für ihn zu siegen oder zu sterben.

Derweilen sie nun eine große Beratung in Roza (auch Rara genannt, vermutlich Großrohrheim bei Worms) am 29. Juni 984 abhielten, erschien ein wunderbares und den Nachkommen denkwürdiges Zeichen. Während nämlich die beiden Parteien noch miteinander haderten, erglänzte um die Mittagszeit mitten im Himmelsraume wider die Natur ein strahlender Stern und erweckte bei allen, die anwesend waren, Erstaunen: schien doch der leuchtende Stern ein sichtliches Zeichen der Hilfe Gottes für den gefangenen König zu sein. Hierdurch erschreckt, gab die gegnerische Partei nach, und Heinrich wurde gezwungen, seinen Anspruch auf den königlichen Namen und das Reich aufzugeben.

91. Der unschuldige Ritter. Kaiser Otto III., genannt das Kind, hatte am Hofe einen edlen Ritter, auf den die Kaiserin ihre Augen warf. Der Ritter erschrak und sprach: „Das sei ferne von mir, es wäre meiner und meines Herrn Ehre viel zu nah," und ging von der Kaiserin weg. Da sie sah, daß er im Zorne von ihr ging, kam sie zum Kaiser, schmeichelte und sprach: „Was für Ritter hast du an deinem Hofe? Einer von ihnen wollte mich schänden." Sobald der Kaiser solches hörte, ließ er den Ritter fangen und ihm das Haupt abschlagen, doch soll aus seinem Halse kein Blut, sondern Milch geflossen sein. Als der Kaiser das Wunder sah, rief er: „Hierum steht's nicht recht," ließ die Kaiserin vorfordern und fragte sie hart um die Wahrheit. Sie fiel ihm be-

stürzt zu Füßen und bat um Gnade; aber sobald er die Lügen erfahren hatte, ließ er sein Weib als ein gestrenger Richter fangen und brennen und blieb sein Lebtage ohne Weib und Erben.

92. Kaiser Otto hält Witwen- und Waisengericht. Otto III. hatte ein Weib, das es mit einem Grafen halten wollte. Der aber mochte weder seinen Herrn noch sich selber entehren. Aus Rache gab die Königin ihn bei ihrem Gemahl an und sprach: „Der Graf hat mich in meiner Ehre beleidigt.“ In seinem Zorn befahl der König, ihn zu töten. Während er zum Tode geführt wurde, begegnete ihm sein Ehegemahl, der er offenbarte, wie ihn die Königin böslich um Frömmigkeit, Biederkeit und Leben brächte, und sie ermahnte, auf seine Unschuld hin nach seinem Tode das glühende Eisen zu tragen. Nun ward dem Grafen das Haupt abgeschlagen. Eine Zeit darauf berief der Kaiser ein Gericht und dazu Witwen und Waisen, damit nach dem Recht gerichtet würde. Als das Gericht besetzt war, trat des Grafen Gemahlin vor, trug das Haupt ihres Mannes heimlich unterm Gewande, kniete nieder, forderte Hilfe und Recht und fragte, welchen Tod derjenige leiden müßte, der einen andern unschuldig enthaupten ließe. Der Kaiser sprach: „Man soll ihm sein eigen Haupt wieder abschlagen.“ Da zog sie des Grafen Haupt hervor und sprach: „Herr, du selbst bist es, der diesen meinen Mann unschuldig hat töten lassen,“ und offenbarte der Königin Falschheit. Der Kaiser erschrak und forderte Beweis. Die Witwe wählte das Gottesurteil und trug das glühende Eisen, wovon ihr kein Leid geschah. Da gab sich der Kaiser in die Gewalt dieser Frau, daß sie ihn töten lassen könnte nach dem Recht. Die Herren aber legten sich hinein und erwarben dem Kaiser von der Frau einen Aufschub von zehn Tagen, darnach acht, dann sieben und schließlich noch sechs Tagen. Und der Kaiser gab der Gräfin um jeden Aufschub eine gute Feste, die davon ihren Namen haben; die eine heißt die zehnte, die andere die achte, die dritte die siebente, die vierte die sechste, und liegen im Lümer Bistum. Und ehe die Tage umgingen — weil die Witwe auf des Kaisers Haupt bestand, es wäre denn, daß das böse Weib sterbe, und damit allein könne sich der König lösen — ließ er die Königin gefangen nehmen und lebendig begraben. Mit den vier Schlössern hatte er sich selber gelöst.

93. Otto III. an der Gruft Karls des Großen. Kaiser Otto III. kam im Jahre 1000 nach Aachen, wo er sich sogleich nach der Gruft Kaiser Karls des Großen begab. Er war von zwei Bischöfen und dem Grafen Otto von Laumel begleitet, der berichtet: „Wir traten in die Gruft Karls des Großen ein, der nicht im Grabe lag, wie es bei anderen Toten der Fall ist, sondern aufrecht auf einem Throne saß. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupte, ein Zepter in der Hand; die Hände waren mit Handschuhen bedeckt, durch die die Nägel hindurchgewachsen waren. Über ihn erhob sich ein Baldachin, der aus Marmor und Kalk zusammengefügt war. Um in die Gruft steigen zu können, brachen wir ein Loch in die Deckplatte; aus der Gruft kam uns ein starker Geruch entgegen. Sogleich warfen wir uns zum Gebete vor dem Kaiser auf die Knie nieder. Dann ließ Kaiser Otto dem Leichnam weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und alles, was sonst schadhaft war, wieder herstellen. Von den Gliedern des großen Kaisers war übrigens keines durch Verwesung zerstört, nur daß die Nasenspitze fehlte, die Kaiser Otto sogleich aus Gold zu ersetzen befahl. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen hatte, ließ er die Decke der Gruft wiederherstellen und entfernte sich.

In der folgenden Nacht hatte Otto III. ein Gesicht: Karl der Große erschien ihm und verkündigte ihm, er werde kein hohes Alter erreichen und ohne Erben sterben.

Spätere Schriftsteller geben uns Kunde davon, wie sich die Berichte veränderten. So schrieb ein Mönch etwa zwischen 1159 und 1165 von der Grabesöffnung:

Otto wurde durch einen Traum ermahnt, den Körper des großen Kaisers Karl zu beheben, der zu Aachen begraben lag. Aber da die verflossene Zeit die Erinnerung verwischt hatte, wußte man die Stelle nicht mehr, an der er ruhte. Erst nach dreitägigen Fasten wurde Karl an dem Orte gefunden, den der Kaiser durch ein Gesicht erfahren hatte. Er saß auf einem goldenen Throne in einer gewölbten Höhlung mit einer Krone von Gold und Edelsteinen geschmückt und hielt Zepter und Schwert aus reinstem Golde. Der Körper selbst wurde unversehrt gefunden. Man behob ihn und zeigte ihn dem Volke. Ein gewisser Kanonikus Adalbert, ein Mann von stattlichem und hohem Körperwuchs, setzte die Krone

auf sein Haupt, um ihren Umfang zu messen, und es zeigte sich, daß sein Schädel kleiner war. Als er seinen Schenkel an dem des Kaisers maß, erwies sich der seinige als kürzer, und er wurde ihm augenblicklich durch göttliche Kraft gebrochen. Obgleich Adalbert noch vierzig Jahre lebte, blieb er geschwächt.

Nachdem Karls des Großen Körper wieder beigesetzt war, fing er an, durch viele Zeichen und Wunder berühmt zu werden.

94. **Ottos III. Tod.** Otto III. starb nach dem Geschichtschreiber Saxo im Jahre 1002 in Palermo an den Frieseln. Nach der Volkssage ist er durch Gift umgekommen. In Rom hatte der Kaiser den Aufstand des Konsuls Creszentius, der sich gegen ihn und den Papst aufgelehnt hatte, unterdrückt und Creszentius, der schon früher durch Otto II. wegen Aufruhrs begnadigt worden war, enthaupten lassen. Aus Rache dafür soll ihn die Witwe des Enthaupteten, Stephanie, in ihre Liebesreize verstrickt und ihn dann durch ein Paar vergifteter Handschuhe und einen Goldring vergiftet haben.

Jedenfalls starb Otto III. auf einem Rachezuge, den er gegen die Römer unternommen hatte, im blühenden Alter von zweiundzwanzig Jahren. Seine Feinde waren froh, so entgingen sie der wohlverdienten Strafe; aber sie verfolgten den Kaiser noch in seinem Tode, denn die Deutschen mußten selbst um seine Leiche noch in Italien kämpfen. Man sagt, Erzbischof Heribert von Köln mußte den Leichnam des Kaisers aufrecht auf seinem Pferde sitzend befestigen, damit die Italiener glaubten, der Kaiser ziehe lebendig vor ihnen her. Nur unter vielen und großen Gefahren gelang es den Deutschen, den Leichnam des Kaisers über die Alpen zu bringen und in Aachen an würdiger Stelle beizusetzen.

Heinrich II., der Heilige (1002—1024).

Heinrich II. war ruhig und bedächtig, erwog lange und sorgfältig, verfolgte auch mit starkem Willen die einmal gefaßten Pläne, hatte aber mit den Reichsfürsten viele Streitigkeiten auszufechten und heftige Aufstände zu unterdrücken. Von außen drangen die Polen unter ihrem tatkräftigen Könige Boleslaw ein, in Italien bedrängten die Griechen den Kaiser. Heinrich wandte sich in seiner Bedrängnis der Kirche zu, deren Bischöfe ihm beistanden, um die weltlichen Fürsten zum Gehorsam zu zwingen. Dadurch wurde der Kaiser auch in Regierungshandlungen zu einem folgsamen Sohne der Kirche; sie nahm ihn später unter die Zahl ihrer Heiligen auf. Sein enges Verhältnis zur Kirche und Geistlichkeit erkennen wir auch aus der Volksüberlieferung, die wohl bei keinem Kaiser so legendenhaft ist wie bei Heinrich II., dem Heiligen.

95. Die Schrift an der Wand. Als Heinrich II. im Jahre 1002 in der Hauptkirche zu Regensburg betete, hörte er eine Stimme sagen: „Lies die Schrift an der Wand!“ Es stand aber geschrieben: „Nach sechs.“ Als er das gelesen hatte, ging er mit innerem Verwundern fort, und da er fürchtete, daß ihm am sechsten Tage der Tod bevorstände, mühte er sich eifrig mit Gebeten, Fasten und Almosen ab. Aber der sechste Tag ging herum, die sechste Woche, der sechste Monat kam, und selbst das sechste Jahr wartete er in Frömmigkeit ab. Nachdem aber das sechste Jahr abgelaufen war, wurde er vom Mainzer Erzbischof Willegis zum Könige gesalbt.

96. Pilgrim. Einst kam Kaiser Heinrich der Heilige nach Köln, wo der Erzbischof Heribert gestorben war. Während der Anwesenheit des Kaisers betete ein Mönch mit Namen Pilgrim seine Tageszeiten. Er war dem Leibe nach ein plumper, grobgestalteter und häßlicher Mann, aber an Geist und Seele gar weise, geistlich und heilig. Da dachte der Kaiser: „Was ist das doch für ein ungestalter Pfaffe!“ Aber in demselben Augenblick sagte der Priester den Psalmvers: „Ihr sollt wissen, daß der Herr ist Gott!“ Der Kaiser nahm das Wort zu Herzen, an das der Priester eine eingehende Betrachtung knüpfte und mit erhobener Stimme endete: „Gott hat uns gemacht und nicht wir!“

Und diese Worte paßten so gut in des Kaisers Gedanken, als hätten sie eine Antwort darauf sein sollen. Er ward beschämt und nahm die Rede des Priesters an, als wäre dieser ein Prophet gewesen, hielt ihn auch für einen heiligen Mann und machte ihn gegen seinen Willen zum Bischof von Köln.

97. Könige als Kesselträger. Kaiser Heinrich II. machte sich die Könige der Heiden, die sich Wenden nannten, so unterwürfig, daß bei seinen Krönungsfeierlichkeiten vier wendische Könige den Kessel, in dem das Fleisch gekocht wurde, an zwei Stangen, die durch vier Ringe gesteckt waren, auf ihren Schultern in die Küche trugen.

98. Die Chorkönigspfründe im Straßburger Münster. Heinrich II. hielt sich im Jahre 1012 einige Wochen in Straßburg auf, wo er an keinem Tage den Gottesdienst im Münster versäumte und seinen Platz bei seinem treuen Freunde und Rate Bischof Werner im Chore einnahm.

Der König fühlte sich hier wohl und heimisch. Die einfache, anspruchslose Frömmigkeit behagte ihm und ihn deuchte, noch nie ungeheucheltere Andacht, höhere Würde und feierlichere Weihe beim Gottesdienst bemerkt zu haben. Es regte sich in ihm allmählich der Wunsch, den Rest seiner Tage mit den geistlichen Brüdern der Münsterkirche zu verleben, und das um so mehr, als sie alle aus gräflichem oder freiherrlichem Geschlechte waren.

Seine Hofleute und Räte suchten ihn vergeblich von seinem Vorhaben abzubringen. Auch nicht der Hinweis auf die trübe Zukunft des Reiches konnte ihn umstimmen, und als er eines Tages das Hochamt mitgefeiert hatte, trat er zu dem Bischof vor den Altar und bat um Aufnahme unter die Zahl der Brüder. Jetzt vereinte sich die Bitte des Bischofs mit denen der königlichen Höflinge, aber weil des Königs Entschluß fest und unwiderruflich war, gab Bischof Werner nach, sagte aber vor der Aufnahme: „Wohlan, du sollst zu der Brüder Zahl zugelassen werden. Doch erst schwöre, mir als deinem Bischof und Oberen stets ohne Widerrede gehorsam zu sein und getreu auszuführen, was die Kirche dir in meinem Namen gebietet!" Der König gelobte freudig Gehorsam, und er wurde der schweren Last der Krone enthoben und in die Reihe der Brüder aufgenommen.

Der Bischof begann noch einmal mit ernster und feierlicher Stimme und sagte: „Jetzt mußt du treu sein der Gewalt und der Macht der Kirche und den Befehlen, die sie dir durch meinen Mund sagen läßt. Und darum gebiete ich dir, da ich dein rechtliches Oberhaupt bin, die Krone des Reiches wieder aufzunehmen, die dir von Gott verliehen ist, und sie fernerhin zu tragen, zum Heil und Frommen deiner Seele und zum Ruhm und zur Wohlfahrt des heiligen Reiches!"

Tief erschüttert stand der König vor dem Altar. Das ihm auferlegte Opfer schien unerträglich; aber er hatte Gehorsam gelobt und mußte sich voll Ergebung fügen. Und abermals ergriff er Krone und Zepter, wie der Bischof ihm befohlen hatte. Das Reich hatte seinen Oberherrn behalten.

Weil Heinrich II. nicht bei den Brüdern bleiben durfte, stiftete er eine reichbegabte Pfründe für einen Priester, der in Zukunft an seiner Statt auf dem Chore für ihn singen und Messe lesen sollte, und auch die Münsterkirche beschenkte er reich mit Freiheiten

und Vorrechten sowie mit Kostbarkeiten. Der Geistliche, der des Kaisers Pfründe genoß und der von jetzt ab als erster in den Reihen der Stiftsherren saß, wurde des Chores König, und seine Pfründe die Pfründe des Chorkönigs im Münster genannt.

Da Heinrich kinderlos blieb, so wurde sein eheliches Leben in der Überlieferung zu einem keuschen und seiner Gemahlin der Tugendkranz der Unschuld aufgesetzt.

99. Die heilige Kunigunde. Kaiser Heinrich II. und Kunigunde blieben beide unbefleckt bis an ihren Tod. Der Teufel wollte sie verunehren und gab dem Kaiser ein, seine Gemahlin Kunigunde stehe mit einem Herzog in Ungebühr. Die Frau rief das Gottesgericht an, wozu Bischöfe und Fürsten kamen. Sie mußte über sieben glühende Eisenscharen treten, hub ihre Hände auf zu Gott und sprach: „Gott, du weißt wohl allein meine Unschuld; ledige mich von dieser Not!“ Sie trat die Schar kecklich und sprach: „Sieh, Kaiser, so schuldig ich deiner bin, bin ich aller Männer!“ Da wurde die Frau mit allen Ehren gereinigt. Der König und die Herren fielen ihr zu Füßen und verehrten ihre Unschuld.

Weil Heinrich II. keusch gelebt hatte, ließ er vor seinem Tode die Verwandten und Freunde seiner Gemahlin holen und übergab sie ihnen wieder mit den Worten: „Da, nehmt die Eure als Jungfrau zurück!“

100. Der Kelch mit der Scharte. Nicht weit von Bamberg lebte ein Einsiedler, ein Meister in allen lobwürdigen Tugenden. Kaiser Heinrich II. besuchte ihn oft, gab aber am Hofe vor, zur Jagd zu gehen oder etwas anderes zu tun. In Wirklichkeit wollte er sich der Fürbitte des Einsiedlers empfehlen. Da dieser eine Wallfahrt nach Jerusalem machen wollte, übergab er ihm einen goldenen Meßkelch, der zwei Henkel hatte, mit der Bitte, ihn dreimal in den Jordan zu tauchen.

Der Mann Gottes zog nach Jerusalem und handelte dem Auftrage des Kaisers gemäß. Dann kehrte er über Konstantinopel zurück und wanderte durch Bulgarien. Hier kam er zu einem anderen Einsiedler, den er nach vielen süßen und heiligen Gesprächen bat, für das Heil Kaiser Heinrichs zu beten. Der fromme Einsiedler aber antwortete: „Das ist nicht mehr nötig; denn er

ist aus diesem Tal der Tränen schon hinweggenommen in die Ruhe der Heiligen." Der Pilger drang in ihn mit Bitten, ihm zu sagen, woher er das wisse. Der andere antwortete: „In der vergangenen Nacht hatte ich ein Gesicht und sah ein großes, weites und herrliches Feld. Dort waren auch häßliche Teufel, aus deren Mund und Nase schweflige Flammen züngelten. Sie zogen den sich sträubenden Kaiser Heinrich am Barte zum Gericht. Andere stachen ihn mit eisernen Gabeln in den Hals und riefen fröhlich: „Er ist unser, er ist unser!" Von weitem folgten ihnen die heilige Maria und der heilige Georg anscheinend traurig und als ob sie mit ihnen stritten und ihnen den Kaiser entreißen wollten, bis in der Mitte des Feldes eine Wage aufgehängt wurde, deren Schalen mehr als zwei Meilen Raum hatten. In die linke Wagschale legten sie große und unermeßliche Lasten, die die bösen Werke bedeuteten. In die andere Schale legte der heilige Georg ein großes Münster mit einem ganzen Kloster, goldene, von Edelsteinen schwere Kreuze, große, herrlich geschmückte Meßbücher, goldene Leuchter und Rauchfässer, unzählige Prachtgewänder und alles, was der König in seinem Leben Gutes getan hatte. Aber noch hatte der böse Teil das Übergewicht, und die Teufel riefen wieder: „Er ist unser, er ist unser!" Da nahm die heilige Maria einen schweren goldenen Kelch aus der Hand des heiligen Georg und sprach, indem sie dreimal das Haupt schüttelte: „Fürwahr, nicht euch, sondern uns gehört er!" Und mit großer Entrüstung warf sie den Kelch gegen die Wand des in der Wagschale liegenden Münsters, so daß ein Henkel des Kelches abbrach. Beim Klange des heiligen Goldes verschwand der feurige Haufen, die Gottesmutter nahm den Kaiser bei der rechten und der heilige Georg bei der linken Hand, und sie führten ihn mit sich fort in die himmlischen Wohnungen."

Der von Jerusalem gekommene Pilger dachte über das Gehörte nach, sah sein Gepäck durch und fand einen Henkel des Kelches abgebrochen, wie der Einsiedler es vorausgesagt hatte. Dieser Kelch wurde als Zeichen eines großen Wunders im Kloster zu Bamberg aufbewahrt.

* * *

3. Die fränkischen oder salischen Kaiser (1024—1125).

Konrad II. (1024—1039).

Mit Konrad II. kam ein anderes Geschlecht, das der Salier oder Franken, auf den Thron. Der Wahltag, der 8. September 1024, kann als Glanz-, Jubel- und Ehrentag in der deutschen Geschichte angesehen werden, nicht nur, weil ein neues kräftiges Geschlecht die Geschicke des Reiches in die Hand nahm, nicht nur, weil Konrad ein kluger, tatkräftiger und rechtlicher Herrscher war, sondern auch der äußeren Umstände wegen, die mit seiner Wahl verbunden waren und die in der unten mitgeteilten Sage verewigt sind.

In die Zeiten Konrads II. führt uns auch die schöne Sage von Herzog Ernst von Schwaben und der Freundestreue zu seinem Kampfgenossen Wetzel, über die an anderer Stelle Näheres mitgeteilt ist.

101. Die beiden Konrade. Eine ähnliche Tat wie die Konrads I. und Eberhards von Franken steht ebenso groß in der Geschichte des deutschen Volkes da.

Als Kaiser Heinrich II., der letzte des sächsischen Stammes, gestorben war und die zwischen Worms und Mainz in großer Zahl versammelten Fürsten zur Königswahl schreiten wollten, konnten sie sich nicht einigen über zwei Konrade, den gleich tapferen Söhnen zweier Brüder und Enkeln Konrads von Franken. Graf Konrad war der Herrscher von Ostfranken, Herzog Konrad derjenige von Westfranken. Edelmütig ging der ostfränkische Konrad zu seinem Vetter und machte mit ihm in freundschaftlicher Weise aus, daß, wer von ihnen zum Könige gewählt würde, dem anderen zuerst huldigen und in Treue dienen wolle, dem Reiche und dem Vaterlande zu Nutzen.

Als es nun an die Wahl ging, rief Erzbischof Aribo von Mainz, dem die erste Stimme zustand, den Namen des Grafen Konrad des älteren auf, und alle anderen folgten ihm nach. Da erhob sich zuerst Herzog Konrad der jüngere, gab seinem Vetter die Stimme und huldigte ihm, darauf taten es alle andern Fürsten freudig. Der neue König aber setzte den treuen Vetter unter dem Jubel der Menge neben sich, und als der Erzbischof von Köln und Friedrich von Lothringen, unzufrieden mit der Wahl, hinausgingen, eilte Herzog Konrad ihnen nach, sprach ihnen liebevoll zu und führte sie freundlich zurück.

102. **Konrad II. und sein Tochtermann.** Kaiser Konrad II. ließ ein Gebot ausgehen, wer den Frieden bräche, dem sollte man das Haupt abschlagen. Dies Gebot brach Graf Leopold von Calw; aber als der König in sein Land einfiel, entwich er in den Schwarzwald in eine öde Mühle, wo er sich mit seiner Gemahlin so lange aufzuhalten gedachte, bis ihm des Königs Huld würde. Einstmals ritt der König wie von ungefähr in den Wald und kam vor diese Mühle. Und als Leopold ihn hörte, fürchtete er, der König wollte ihn suchen, und floh in das Dickicht. Seine Hausfrau ließ er zurück; sie konnte nirgends hin, weil sie in Not darniederlag. Als nun der König nahe bei der Mühle war und die Schmerzensschreie der Frau vernahm, hieß er nachsehen, was ihr fehlte. Auf einmal hörte er eine Stimme, die sprach: „Auf diese Stunde ist hier ein Kind geboren, das wird dein Tochtermann!“ Konrad erschrak, denn er wußte anders nicht, denn daß die Frau eine Bäuerin wäre, und dachte, wie er es verhindern möchte, daß seine Tochter einem Bauern zuteil würde.

Er schickte zwei Diener in die Mühle, damit sie das neugeborene Kind töteten und ihm zur Sicherheit des Kindes Herz brächten. Die Diener mußten dem Kaiser gehorchen, fürchteten aber Gott und wollten das Kind nicht töten; denn es war ein gar schönes Knäblein. Sie legten es auf einen Baum, damit es irgend jemand finden möchte.

Dem Kaiser brachten sie das Herz eines Hasen, das warf er den Hunden vor und meinte, damit der Stimme der Weissagung zuvorgekommen zu sein.

Mittlerweile jagte Herzog Heinrich von Schwaben im Walde und fand das Kind mutterallein daliegen. Als er sah, daß es neugeboren war, brachte er es heimlich seiner Frau und bat sie, sich des Kindes anzunehmen und es wie ihr natürliches Kind zu halten; denn es sei ihnen von Gott geschickt worden. Die Herzogin tat es gern, und so wurde das Kind getauft und Heinrich geheißen; niemand aber hielt es anders als für einen Herzog von Schwaben. Und als das Kind also erwuchs, wurde es an König Konrads Hof gebracht. Der König zog den Knaben wegen seiner Klugheit und Höflichkeit den andern Junkern an seinem Hofe vor.

Nun geschah es, daß dem Kaiser zugeraunt wurde, der junge Herr wäre nicht ein rechter Herzog von Schwaben, sondern ein

geraubtes Kind. Als der Kaiser das vernahm, rechnete er sein Alter nach, und er fürchtete, es könnte das Kind sein, wovon die Stimme bei der Waldmühle geredet hätte. Jetzt suchte er von neuem zu verhüten, daß es der Mann seiner Tochter würde. Er schrieb der Kaiserin einen Brief, in dem er ihr befahl, den Bringer des Briefes zu töten, so lieb ihr Leib und Leben wäre. Den Brief vertraute er verschlossen dem jungen Herrn selbst an, damit er ihn der Kaiserin und niemand anderm einhändigte. Der junge Heinrich dachte an nichts Böses, beeilte sich, die Botschaft auszurichten, und kam unterwegs in eines gelehrten Wirtes Haus, dem er der Sicherheit wegen seine Tasche anvertraute, worin der Brief und andere Dinge lagen. Der Wirt machte sich aus Vorwitz und Neugierde über den Brief und wo er geschrieben fand, daß die Kaiserin ihn töten sollte, schrieb er, daß die Kaiserin dem jungen Herrn, Zeiger des Briefs, ihrer Tochter ungesäumt zur Gemahlin gäbe. Den Brief schloß er gar säuberlich und ohne Fehl wieder mit dem Insiegel. Als nun der junge Herr der Kaiserin den Brief zeigte, gab sie ihm die Tochter zur Gemahlin. Die Mär aber kam bald vor den Kaiser, und er fand mit dem Herzog von Schwaben und andern Rittern und Knechten bald, daß der Jüngling von Leopolds Weib in der Mühle geboren war, von dem die Stimme geweissagt hatte, und er sprach: „Nun merke ich wohl, daß Gottes Ordnung niemand hintertreiben mag", und gab seinem Tochtermann das Reich. Dieser König Heinrich baute und stiftete hernachmals Hirschau, das erste Kloster an Stelle der Mühle, in der er geboren worden war.

Der Wirt, der den Brief geöffnet hat, war nach anderer Sage der Domdechant von Speier. Weil ihn nun ein Speierer von der Vergießung unschuldigen Blutes abgehalten hatte, verordnete Konrad II., daß hinfort alle Könige, die zwischen dem Ozean und den Alpen sterben würden, in dem von ihm gestifteten Dom zu Speier begraben werden sollten, und er selbst war der erste, der hier seine Ruhestätte fand.

Heinrich III. (1039—1056).

Heinrich III. war ein erfolgreicher Herrscher, denn unter ihm erlangte das Reich seine größte Ausdehnung; er bezwang die äußeren Feinde, selbst die Slawen, Böhmen und Ungarn, wohin er u. a. die Reise unternahm, auf der die unten folgende Sage spielt, und wußte im Innern die selbstsüchtigen Fürsten im Zaume zu halten.

103. Das gestohlene Pferd. Um eine Abtei zu erhalten, schenkte jemand Kaiser Heinrich III. ein überaus schönes Pferd und erhielt dadurch seinen Wunsch erfüllt. Der Kaiser hatte großes Gefallen an dem Pferde und gebrauchte es als sein Leibroß. Einstmals ritt er darauf in eine Stadt ein; da sprang einer vom Adel vor allen Leuten dem Pferde in die Zügel und sagte zum Kaiser: „Ich habe vermeint, ihr seid das Haupt des Reichs, um den Untertanen Recht und Gerechtigkeit zu erteilen und zu erhalten, und ihr reitet doch selbst auf einem gestohlenen Pferde einher, das mir diebischerweise entführt ist!“ Der Kaiser gab öffentlich folgende Antwort: „Wenn das Pferd dein ist, so nimm es hin und den Reiter dazu, und behalte uns beide zusammen, bis dir der Diebstahl bezahlt ist!“

Der vom Adel war über diese Antwort bestürzt und wußte nicht, was er tun sollte, aber der Kaiser befahl mit Ernst, er sollte Pferd und Mann in seine Behausung führen und in Haft behalten. Das tat er denn auch, und alle sahen den ganzen Handel mit Verwunderung an.

In dieser unangenehmen Lage sagte der Kaiser: „Wie soll ich es dem Manne entgelten lassen, der mich in diesen Schimpf geführt hat?“ Und er befahl seinen Dienern, den angeschuldigten Abt herbeizuführen, den er fragte, warum er ihm ein gestohlenes Pferd geschenkt habe. Der Abt erwiderte, er hätte das Pferd teuer bezahlt und wüßte nichts davon, daß es gestohlen wäre. Diese Entschuldigung nahm der Kaiser an, befahl aber, er sollte die Abtei und den Stab, das Zeichen seiner Würde, abgeben. Nachdem der Abt das getan hatte, legte der Kaiser den Stab auf ein Kruzifix und sagte zum Abt, er sollte nunmehr Stab und Abtei von dem Bildnis des Herrn Jesu Christi entgegennehmen und sich hinfort in seinem Amte nach dessen Beispiel verhalten. Das Pferd lieferte er hernach dem Kläger aus und nahm hinfort keine Geschenke oder Gaben mehr an, sondern sagte, er wollte von nun an die kirchlichen Ämter umsonst vergeben, da er ja auch die kaiserliche Krone und Gewalt umsonst empfangen hätte.

104. Der Teufelsturm am Donaustrudel. Oberhalb der Stadt Grein in Österreich ist in der Donau bei Stockerau ein schlimmer Strudel; das Wasser fällt hoch über den Felsen herab

und ist gar gefährlich zu durchfahren. Wenn ein Schiff nur ein wenig an den Felsen rührt, zerstößt es zu kleinen Trümmern. Nur die anwohnenden Schiffer kennen des Wassers Art an dieser Stelle.

Kaiser Heinrich III. fuhr einst den Strudel hinab; auf einem andern Schiffe war sein Vetter Bischof Bruno von Würzburg; und als dieser durch den Strudel fahren wollte, saß auf einem über das Wasser ragenden Felsen ein schwarzer Mann, wie ein Mohr, ein greulicher und erschrecklicher Anblick. Der schrie und sagte zu dem Bischof Bruno: „Höre, höre, Bischof! Ich bin dein böser Geist, du bist mein eigen; fahr hin, wo du willst, so wirst du mein werden; jetzt will ich dir noch nichts tun, aber bald wirst du mich wiedersehen!" Alle Menschen, die das hörten, erschraken und fürchteten sich. Der Bischof machte ein Kreuz, segnete sich, sprach ein Gebet, und der Geist verschwand vor ihnen allen. Der Stein wird noch bis auf diesen Tag gezeigt; es ist ein kleines Türmchen ganz von Stein darauf erbaut, Teufelsturm genannt. Etwa zwei Meilen Wegs weiter fuhr der Kaiser mit den Seinen zu Lande und wollte die Nacht über in dem Flecken Pösenbeiß bleiben. Hier war er bei der Frau Richilta, der Frau des Grafen Adelbar von Ebersberg zu Gast. Der Kaiser ging in die Stube, und während er bei dem Bischof Bruno, Grafen Aleman von Ebersberg und der Frau Richilta stand, fiel jählings der Boden in der Stube ein; der Kaiser stürzte ohne allen Schaden auf den Boden der Badestube, dergleichen auch Graf Aleman und die Frau Richilta; der Bischof aber schlug auf eine Badewanne, brach Rippe und Herz und starb wenige Tage hernach.

Heinrich IV. (1056—1106).

Wenn je von einem Fürsten, so gilt von Heinrich IV. das Wort Schillers (Wallensteins Lager, Prolog 102 f.)

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Und dazu hat ihr redliches Teil auch die gewollte und ungewollte Sage beigetragen, die die erbitterten Kämpfe mit den Sachsen, den süddeutschen Herzögen, dem päpstlichen Stuhle und schließlich mit seinem schnöden und betrügerischen Sohne nicht vorübergehen lassen konnte, ohne sich zu betätigen. Die Sagen zeigen, daß es wohl keinen deutschen Kaiser ge=

geben hat, der ein so wechselvolles Leben führte und eine so stürmische Regierung hatte. Was auf uns gekommen ist, stammt größtenteils aus dem Lager seiner Gegner.

Vor und in dem Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV. ließ die Erbitterung und Erregung der Gegner diese allerlei Vorgesichter sehen, auch erzählte man sich mancherlei Vorbedeutungen, die in alten Zeiten überhaupt gern geglaubt und weiter berichtet wurden.

105. Vor- und Sturmzeichen. In Sachsen erblickte man um 1074 viele Wunderzeichen, die das kommende Unheil vorahnen ließen. Auf der Magdeburger Wiese kämpften die Raben so heftig miteinander, daß mancher von ihnen tot auf dem Platze blieb. Noch viele andere heilige Zeichen offenbarten die Zukunft. Die Hirtenstäbe der Bischöfe wurden bei heiterer, ja sogar von Sommerhitze durchglühter Luft in den Kapellen so naß, daß sie jedem, der sie nur anfühlte, die Hand mit Wasser füllten. In Steterburg war ein hölzernes Kruzifix, das um dieselbe Zeit im Sommer von so reichlichen Schweißtropfen benetzt wurde, daß es nicht aufhörte zu schwitzen, nachdem es gar mit Tüchern abgewischt worden war, und selbst einige Näpfchen mit dem aufgefangenen Schweiße erfüllte. Als Bischof Werinher von Merseburg die Messe feierte und nach gewohnter Weise einen Teil des Brotes auf den Wein legte, sank das Stück auf den Boden des Kelches, gleich als ob es in Blei verwandelt worden wäre. Ein Priester im Magdeburger Bistum, im Dorfe Alten-Weddigen (im Amte Wanzleben), der sich weder durch Lasterhaftigkeit noch durch den Ruhm besonderer Tugend hervortat, sah bei der Messe den Wein sichtbar in Blut verwandelt. Durch dessen Röte und Dichtigkeit erschreckt, wagte er nicht davon zu kosten, sondern trug ihn mit großer Angst nach der Stadt Merseburg, wo er lange ehrfurchtsvoll aufbewahrt wurde.

106. Die Harzburg. Es ist nicht zu verwundern, daß das Ansehen der Regierung Heinrichs IV. bald Gefahr lief. Heinrich IV. begann nämlich das ganze Volk der Sachsen hart zu verfolgen, als er selbständig geworden war. Auf dem Rücken des Harzes errichtete er eine sehr feste Burg, die Harzburg. Darüber waren die Fürsten der Sachsen ergrimmt und zerstörten die Feste, die zu ihrer Unterwerfung bestimmt war, auch wurden die Herzen der Sachsen gegen den König verhärtet. Um ihre Kühnheit zu brechen,

kam Heinrich mit einem Heere schnell herbei. Die Sachsen säumten nicht, sondern eilten männiglich zum Kampfe. Die Heere trafen sich an der Unstrut. Kurz vor dem Ausbruch der Schlacht wurde ein Waffenstillstand auf zwei Tage geschlossen, weil man hoffte, den Streit friedlich beilegen zu können. Die Sachsen freuten sich des Friedens, legten sofort die Waffen ab, zerstreuten sich weithin über das Feld, schlugen ein Lager auf und pflegten ihren Leib. Um die neunte Stunde des Tages (9. Juni 1075) brachten aber die Kundschafter des Königs die falsche Mitteilung, daß die Sachsen sich zum Kampfe rüsteten; das taten sie aus List, weil die Feinde aufgelöst waren und nichts Böses ahnten.

Da zog Heinrich IV. mit seinem Heere über den Fluß, fiel über die unbewaffneten Sachsen her und tötete ihrer viele Tausende. Weil die Sachsen sich trotzdem nicht ergeben wollten, verhandelte der den Kaiser begleitende Herzog Rudolf von Schwaben mit den Sachsen. Ihre Führer mußten sich in die Gewalt des Königs begeben, jedoch unter der Bedingung, daß sie weder Gefangenschaft noch irgendeine körperliche Verletzung zu erdulden hätten. Sobald aber die Sachsen in des Königs Hände waren, ließ er sie in enge Haft legen, ohne vor dem Bruch seines gegebenen Wortes Scheu zu empfinden.

Die Harzburg war den Sachsen besonders verhaßt, weshalb sie in den Sagen eine hervorragende Rolle spielt. Im folgenden sei dazu noch ein Beispiel gegeben.

107. Der Hinterhalt. Die Burg auf dem hohen Hartesberge bei Goslar wurde gleichsam ein Joch für die Sachsen und von ihnen grimmig gehaßt. Als beim Ausbruch des Aufstandes ein Nachfolger für ihn gewählt worden war, sandte er ihnen den Befehl, so schnell als möglich vor ihm auf der Harzburg zu erscheinen. Doch sie hatten keine Lust, dem Befehle des neuen Königs zu folgen, gaben den Abgesandten Rutenstreiche und schickten sie mit geschorenen Häuptern zu ihrem Herrn zurück. Der älteste unter den abgesandten Boten aber sagte zu seinen Gefährten: „Wir sind zwar beschimpft, aber bleibt nur fest und beharrlich, wir werden unsere Schmach schon in Ruhm verwandeln! Ich habe heute Falken ausfliegen sehen, die unsere Beschämung schon hinwegnehmen werden!“ Es waren nämlich über zwanzig Jünglinge edler Ab-

kunft von der Burg zum Baden herabgestiegen. Die Abgesandten erwarteten deren Rückkehr im Hinterhalte, machten sie sämtlich nieder und rächten so ihre Schmach, bevor sie zum Könige zurückkehrten. Als dieser das Vorgefallene vernahm, wurde er sehr zornig, belagerte die inzwischen verloren gegangene Harzburg mit einer großen Schar, eroberte und zerstörte sie und machte sie der Erde gleich.

Einige Leute sagten, der Ort der Harzburg sei vom Papst mit einem Bannfluche belegt worden, so daß er nie wieder bewohnt werden könnte, sondern wie Babylon beständig wüst liegen bleiben müßte wegen der vielen ungeheuren Missetaten, die in und wegen dieser Burg verübt worden seien, und wegen des erwähnten Kaisers Heinrich IV., der bis an sein Lebensende vom apostolischen Stuhl gebannt war.

108. Der Knoblauchskönig. Kaiser Heinrich IV. bot den Sachsen an, seinen Sohn zum König zu wählen, dann wollte er ihr Land nicht mehr mit Krieg überziehen. Aber sie hatten keine Lust, und Otto von der Weser sprach: „Ich habe immer sagen hören, von einer bösen Kuh kommt kein gut Kalb.“ Sie koren Herzog Hermann von Lothringen (Luxemburg) zum Gegenkönig. Dieser wurde vom Mainzer Bischof geweiht, und sie gaben ihm die Burg Eisleben zur Wohnung, wo der Knoblauch wächst. Die Kaiserlichen nannten ihn zum Spott Knoblauchskönig oder König Knoblauch. Er kam nie zur Macht, sondern wurde nachher auf einer Burg erschlagen, wohin er geflohen war. Da sagte man abermals: „König Knoblauch ist tot!“

109. Die beiden Grafenkinder. Der Sohn des Markgrafen Uota und der Sohn der Adela, der hinterlassenen Witwe des Markgrafen Dedi, beides kleine Knaben von zartem Alter, wurden in der Burg eines gewissen Everhard, eines Dienstmannes des Königs Heinrich, bewacht. Sie erwiesen sich durch eine herrliche und des Andenkens der Nachwelt würdige Tat als echte Sprossen ihrer hohen Ahnen. Der König hatte Everhard befohlen, die beiden Knaben entweder wegen des Glanzes ihres so hohen Geschlechtes oder aus Mitleid mit ihrem zarten Alter auf das liebreichste zu pflegen und, damit sie nicht in träger Ruhe oder aus Überdruß

der steten Haft hinwelkten, ihnen zu gestatten, sich bisweilen mit ihren Altersgenossen an Kinderspielen zu ergötzen. Auch die Eltern baten ihn dringend darum, sandten auch den Wächtern häufig kleine Geschenke. Everhard erlaubte den Knaben, daß sie bald innerhalb, bald außerhalb der Feste spielen durften, jedoch immer unter Aufsicht der Wächter. Bisweilen ließ er die Knaben zu Pferde steigen und ihn begleiten, wenn er in den an die Feste anstoßenden Wald auf die Jagd auszog; sie sollten dadurch ihr von Kummer und Sehnsucht gebeugtes Gemüt erquicken. Als er das öfters tat, erzeugte die Gewohnheit Vertrauen und das Vertrauen Sicherheit bei den Wärtern, so daß sie die Zügel nachließen und ihnen alles zu tun vergönnten, was sie wollten, ohne eine Aufsicht zu üben. Die beiden Knaben fingen dann an, wo sie nur passende Zeit und einen geheimen Ort gefunden hatten, über ihr Vaterland und über ihre Eltern zu sprechen, die Beschwerden der Verbannung zu beklagen und sich durch gegenseitiges Zureden anzureizen, für ihre Rettung etwas zu wagen.

Als nun eines Tages seiner Gewohnheit gemäß Everhard auf die Jagd ging und die beiden Knaben mitnahm, die Jäger sich auch bei der Verfolgung eines zufällig ihnen begegnenden Wildes mit außerordentlichem Geschrei und brennendstem Eifer hierhin und dorthin zerstreuten, bemerkten die beiden Knaben, daß sie allein und ohne Wächter waren, die Jäger aber auf andere Dinge dachten und ihre ganze Aufmerksamkeit bloß auf die Erlegung des Wildes gewandt hatten. Sie gaben ihren Pferden mit aller Kraft die Sporen, flogen durch das Dickicht der Wälder und die Abhänge der Berge, durch die Tiefe der Täler, keine Gefahr ahnend oder achtend, schneller dahin als das Wort und richteten ihren Lauf nicht nach einem bestimmten Ziele, weil ihnen die Gegend ja unbekannt war, sondern stürzten mit verhängtem Zügel und unaufhaltsamer Eile dahin, wohin das Ungestüm ihrer Pferde sie trug. In schnellem Laufe gelangten sie durch den Wald, kamen an den Main, fanden hier einen Fischer, der im Kahne fischte, und ersuchten ihn, sie nach Mainz zu fahren; als Fährlohn boten sie ihm ihre Oberkleider an, da sie sonst nichts anderes zur Hand hatten. Der Fischer wurde von Mitleid ergriffen, vielleicht auch durch den wertvollen Preis für die Fahrt gelockt und erkannte, daß sie in Gefahr schwebten, was er leicht aus ihrer Ängstlichkeit

erraten konnte. Er nahm sie freundlich in den Nachen, bedeckte sie mit dem Geräte, das sich in dem Schiffe befand, damit sie von den Verfolgern nicht erkannt werden möchten, und führte sie nach Mainz. Ihre Pferde schwammen durch den Fluß und liefen am anderen Ufer neben dem Kahne her, mit diesem in wunderbarer Weise Schritt haltend. In Mainz angekommen, nahmen die Knaben ihre Pferde wieder an sich, schlüpften heimlich in ein am Ufer liegendes Haus und beschworen den Besitzer um Gotteswillen, sie an niemand zu verraten; sie seien dem Erzbischof von Mainz durch ihre Abstammung sehr eng verbunden, und wenn er sie diesem getreulich und wohlbehalten übergäbe, so werde er sowohl von ihm als den übrigen Verwandten, die unter den Fürsten des Reiches durch Macht und Würde hervorragten, angemessene Belohnung für seine Verdienste erhalten.

Nicht lange darnach erschien Everhard, vor unerträglichem Schmerze tobend und mit den Zähnen knirschend, und als er durch sichere Kundschafter erfahren hatte, wo die Knaben eingekehrt waren, schickte er sich an, das Haus mit größter Gewalt und Anstrengung zu bestürmen und die Tür zu erbrechen, drohte auch, Feuer auf das Dach zu werfen, wenn ihm die Geiseln des Königs nicht schleunigst ausgeliefert würden. Die Stadt lief zu diesem Schauspiel zusammen, und es erhob sich bei der Teilnahme für den einen oder anderen ein verworrenes und mißtönendes Geschrei. Als der Bischof von Mainz Nachricht von der Unruhe in der Stadt erhielt, schickte er sogleich den Grafen Konrad mit Bewaffneten hin, der den unmäßig tobenden und wütenden Everhard von der Bestürmung des Hauses mit Schmach zurücktrieb, die Knaben aber in Empfang nahm und sie dem Bischof zuführte. Dieser schickte sie ihren Eltern sehr vorsichtig zurück, damit sie vor Nachstellungen auf dem Wege bewahrt blieben.

110. Bertas Versuchung. Heinrich IV. nahm seine edle und schöne Gemahlin Berta nach dem Rate der Fürsten gegen seinen Willen zur Ehe. Er trachtete später auf mancherlei Weise darnach, sich wieder von ihr zu trennen. So gebot er einem seiner Gesellen, sich um die Gunst der Königin zu bewerben und versprach ihm eine große Belohnung, wenn er sie zur Untreue bewegen könnte. Aber die Königin erkannte sogleich, welcher Quelle

dieser Anschlag entsprungen war. Sie wies den Ritter anfangs mit Unwillen von sich. Weil er sie aber hartnäckig bedrängte, versprach sie ihm scheinbar, seine Bitte zu erfüllen. Er meldete es freudig dem Könige und sagte ihm die Stunde, die zur Ausführung bestimmt war. Hocherfreut ging der König zugleich mit dem Ritter in das Haus der Königin. Diese öffnete die Tür, der König aber fürchtete, ausgeschlossen zu werden, wenn der Ritter vor ihm eintreten würde, und drängte sich deshalb eilfertig durch die Öffnung. Da schlug die Königin, die ihn sogleich erkannte, die Tür wieder hastig zu, so daß der Ritter draußen blieb. Dann rief sie ihre Frauen, die sich vorher schon mit Schemeln und Stöcken bewaffnet hatten, und sie zerschlugen den König dermaßen, daß er halbtot liegen blieb. Die Königin rief: „Du Eindringling, woher kommt dir solche Frechheit, in das Haus der Königin zu dringen und die Herrin deines Königs zu bedrängen!" Da rief der König, er sei ja Heinrich, ihr Mann, und er habe doch das Recht, sie zu besuchen. Sie aber entgegnete, er sei nicht ihr Mann, sondern ein Verführer, der sie bedrängte und in Unehre bringen wollte. Wäre er wirklich ihr Gemahl, so brauchte er nicht in dunkler Nacht herzuschleichen, sondern könnte sie jederzeit besuchen.

Endlich warf sie den fast bis auf den Tod erschlagenen König aus dem Zimmer und verschloß die Tür. Der König aber wagte nicht, irgendeinem zu verraten, was ihm widerfahren war, sondern schützte eine Krankheit vor und lag fast einen Monat zu Bett. Die Königin hatte seiner weder am Kopfe noch Leibe geschont, sondern ihn am ganzen Körper zerschlagen, ohne ihn jedoch zu verwunden.

111. Die Schlacht an der Elster. Heinrich IV. brach im Herbst 1080 wieder gegen die Sachsen und seinen Feind Rudolf von Schwaben auf. Wegen der zahlreichen Feinde wandte er eine List an und zerstreute sie nach zwei Seiten. Mit dem Hauptteil seines Heeres zog er auf Erfurt zu, entsandte aber die schnellsten seiner Reiter rückwärts in der Richtung auf Goslar, um einige Dörfer in Brand zu stecken. Als die Sachsen den Rauch in ihrem Rücken erblickten, eilten sie dorthin, um ihr Land zu schützen. Heinrich vollendete den begonnenen Marsch auf Erfurt, nahm die Stadt ein, plünderte und verbrannte sie. Dann setzte er seinen Weg fort, alles mit Feuer und Schwert vernichtend, und gelangte

bis an die Elster, deren große Tiefe ihn gegen seinen Willen nötigte, ein Lager aufzuschlagen. Jetzt kamen die Feinde mit Eilmärschen heran. Heinrich mußte sich zur Schlacht stellen; einige sagten, er hätte einer Schlacht ausweichen wollen. Weil er schon zweimal besiegt aus dem Treffen entwichen wäre, hätte er das Glück der Schlacht nicht noch einmal versuchen, sondern die Sachsen mit seinen Listen täuschen, dadurch einen großen Teil ihres Landes verwüsten, dann aber ohne Treffen, doch scheinbar mit Siegesruhm gekrönt, in sein Land entweichen wollen. Da er aber den Übergang nicht leicht ins Werk setzen konnte, mußte er die Schlacht annehmen.

Andere glaubten, er habe diesen Ort aus absichtlicher Bosheit zur Walstatt gemacht, wo seine Leute, denen er nicht recht traute, entweder tapfer kämpfen mußten oder sich als Lohn für die schimpfliche Flucht auch noch der Gefahr des Ertrinkens auszusetzen hatten.

Wieder andere waren der Meinung, er habe sich nach Osten gewandt, weil er Hilfe von den Meißnern oder Böhmen erhoffte, zu denen er Boten gesandt hatte.

*

In der Entscheidungsschlacht (bei Hohenmölsen bei Merseburg am 15. Oktober 1080) erhielt Heinrichs Gegenkönig Rudolf von Schwaben zwei Wunden, von denen die eine tödlich, die andere entstellend war. Es wurde ihm nämlich die rechte Hand abgehauen und außerdem hatte er am Unterleibe eine schwere Wunde empfangen.

112. Rudolf von Schwaben. Rudolf floh nach Merseburg und sagte zu seinen Freunden, als er dem Tode nahe war: „Ihr seht meine rechte Hand wund und verstümmelt. Mit ihr habe ich meinem Herrn Heinrich geschworen, ihn nicht zu kränken, noch seinen Ruhm gefährden zu wollen. Allein der apostolische Befehl und das Verlangen der Bischöfe hat mich verleitet, meinen Eid zu brechen und eine mir nicht gebührende Würde in Anspruch zu nehmen. Welch ein Ende ich nun nehme, seht ihr, da ich gerade an der Hand, mit der ich meinen Eid gebrochen habe, diese tödliche Wunde empfing. So mögen nun diejenigen, die mich hierzu eingesetzt haben, sehen, wohin sie mich gebracht haben, ob ich vielleicht gar von ihnen in den Abgrund ewigen Verderbens gestürzt bin!“ Und mit diesen Worten gab er voll schweren Herzeleides seinen Geist auf.

Nach einer später entstandenen Sage soll Gottfried von Bouillon, der nachmalige Eroberer Jerusalems, den tödlichen Streich geführt haben.

113. Heinrich IV. und Gregor VII. Der Vater Hildebrands oder Gregors VII. war ein Zimmermann und in Rom von einem Geistlichen zum Bau eines Hauses gedungen worden, als sein Sohn noch ein Knäblein war. Das Kind legte im kindlichen Spiel die herabfallenden Späne nach Art von Buchstaben zusammen, obwohl es diese noch gar nicht kannte. Als der erwähnte Geistliche herbeikam und das Werk des Knaben betrachtete, brachte er aus diesen Buchstaben folgende Worte zusammen: „Herrschen werde ich von Meer zu Meer!" Heftig sich verwundernd, sagte er dem Vater voraus, daß sein Sohn einst oberster Bischof des apostolischen Stuhles werden würde. Der Vater ließ ihn, wie er es schon vorher im Sinne gehabt hatte, in den Wissenschaften unterrichten.

Gut vorgebildet kam der junge Hildebrand an den Hof Kaiser Heinrichs. Er war sehr braun und häßlich von Angesicht. Heinrich, des Kaisers Sohn, war ein gar zierlicher Knabe, der sich über Hildebrand lustig machte und ihm mit vielen Verhöhnungen manchen Schimpf antat. Der Kaiser wurde dadurch oft zum Lachen veranlaßt; die Kaiserin aber nahm das übel und hielt den Sohn streng von weiteren Verhöhungen ab.

In einer Nacht sah der Kaiser im Traum seinen Sohn als König an der Tafel sitzen und jenen Schüler ihm gegenüber an einem anderen Tische; beide reizten sich gegenseitig durch Schimpfen. Der Kaiser sah, daß inzwischen aus der Stirn jenes Schülers ein Horn gewachsen war, mit dem er den Gegner aufnahm und in den Kot warf. Als er seiner Gemahlin den Traum erzählte, sagte sie voraus, daß jener Schüler Hildebrand einst Papst sein und ihren Sohn vom Throne stürzen werde. Um den Sohn bekümmert und in der Hoffnung, Gottes Ratschlag zu ändern, schickte der Kaiser den Schüler gefangen auf das Schloß Hamerstein, damit er hier durch Hunger getötet werde. Das vermochte aber die Kaiserin nicht zu ertragen und stellte dem Kaiser die Schande vor, daß er wegen eines Traumes einen Menschen töten wollte. Aus dem Gefängnis entlassen, wurde Hildebrand Mönch, kam nach Rom und erlangte später die päpstliche Würde.

114. Graf Wiprecht. Es war ein König von Deutschland mit Namen Emelreich, der hatte zwei Brüder, Dietmar von Verden und Herlieb von Brandenburg. Herlieb hatte drei Söhne, Emelreich, Friedel und Herlieb, die die Harlunger geheißen wurden. Ein Sohn Herliebs hieß Wulf, dessen Sohn wiederum Wiprecht. König Wulf war sehr alt und so geliebt von seinem Volke und gefürchtet von seinen Feinden, daß ohne ihn nichts ausgerichtet wurde. Und als er nicht mehr zu Pferde sitzen konnte, banden sie ihn auf das Roß und führten ihn in die Schlacht, und sein Anblick erschreckte die Feinde derartig, daß sie flohen, so weit sie konnten.

König Wulf starb und ward nach heidnischer Sitte begraben. Da wurden die alten Feinde wieder mächtig und verjagten die Söhne, nur Wiprecht erhielt einen Teil des väterlichen Erbes und regierte im Balsamer Lande, das ist ein Gau in der alten Mark bei Salzwedel, Osterburg und Arneburg. Und Wiprecht war ein gar tapferer Held; noch berühmter aber wurde sein Sohn, Graf Wiprecht von Groitsch, nachmals Markgraf der Lausitz. Als Kaiser Heinrich IV. über die Alpen zog, um seine treulosen Dienstmannen in Italien zu züchtigen, war Wiprecht einer seiner tapfersten Degen. Und sie verwüsteten Lombardien, kamen nach Rom und schlossen es ein. Die Belagerung dauerte drei Jahre. Die Römer machten einen Ausfall, und es war eine heiße Schlacht. König Heinrich focht, bis ihm der Arm steif wurde. Da schlug ihm ein Römer das Schwert aus der Hand. Der König rief nach Wiprecht, der herzueilte und dem Kaiser sein eigenes Schwert gab. Wiprecht trug einen gewaltigen Schild, mit dem schlug er auf die Römer ein. Er hatte kein Schwert mehr und trieb die römischen Krieger allein mit seinem Schilde vor sich her bis zu den Mauern der Stadt, und seit Simons Zeiten ward solch ein Held nicht mehr gefunden.

Wiprecht hatte unter den Seinigen einen gescheiten Kerl mit Namen Ras. Diesen schickte er bei Nacht unter die Mauern der Stadt, um zu erforschen, wo etwa eine unbewachte Stelle wäre; denn die Römer sind leichtfertige Leute. Und Ras fand eine Mauer, bei der kein Wächter war. Das meldete er dem Grafen; der nahm Leitern und einige von den Seinen, und sie bestiegen die Mauern ungestört, Ras zuerst, Wiprecht als zweiter und vierzig Mann hinterdrein. Und sie ließen es dem Könige sagen, der nun mit

großer Macht herbeikam und die Tore entzwei hieb. Die Römer machten wohl ein großes Geschrei und wehrten sich tapfer, doch es half ihnen nichts. Also ward Rom durch Wiprechts Witz und Kühnheit erobert.

Der Papst wollte durch die Peterskirche in das Haus Theodorichs entfliehen. Die Deutschen verlegten ihm den Weg, und die Römer wurden in der Kirche eingeschlossen. Sie waren drei Tage darin, machten häufige Ausfälle durch die Kirchentür und hielten sich tapfer. Wiprecht nahm einen großen Balken, und als sie wieder einmal durch die Tür zurückflohen, warf er den Balken dazwischen, stürmte nach und eroberte so die Peterskirche. Da floß in dem heiligen Gotteshause das Menschenblut wie das Wasser im Tiber.

Bei dem Kaiser aber waren die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Halberstadt und Münster und andere Fürsten und Herren aus dem Gefolge des böhmischen Königssohnes, und es kam die Rede auf Wiprecht, und alle rühmten seinen Heldensinn und seine Tapferkeit und sagten, er sei wohl der unerschrockenste Degen auf der Welt. Der Kaiser sprach: „Wenn dem so ist, wohlan, so laßt uns eine Probe anstellen, ob es nicht möglich ist, ihn zu erschrecken. Geht hin zu Wiprecht und holt ihn flugs herbei!"

Es war aber in einem verschlossenen Hause ein wütender Löwe, den der Kaiser auf den Hof hinaus ließ. Das Tier brüllte furchtbar, und alle Anwesenden flohen an sichere Orte. Graf Wiprecht wußte von dem Handel nichts, und als er kam, schritt er ruhig in den Hof hinein. Der böhmische Königssohn wollte ihn flugs warnen, aber schon kam der Löwe mit wütendem Gebrüll auf ihn zugestürzt. Wiprecht rief auf der Stelle nach seinem Schwerte, das sein Schildknappe hinter ihm hertrug. Der treue Diener warf sich für seinen unbewaffneten Herrn dem wilden Tiere entgegen. Doch Wiprecht war nicht der Mann, der sich auf anderer Leute Kraft verlassen wollte. Er ergriff seinen Knappen, warf ihn zurück, fiel den Löwen mit beiden vorgestreckten Fäusten ohne Waffen an und zerzauste ihm die Mähne mit seiner Riesenkraft dermaßen, daß das Tier ganz demütig ward und bald von ihm abließ. Die Fürsten aber sahen dem Schauspiel hinter den Pfeilern versteckt zu und erstaunten über die große Kühnheit des mannlichen Helden.

Wiprecht aber ließ den Löwen und ging ruhigen Schrittes, als wäre nichts geschehen, zum König hinein, trat vor ihn hin und fragte, was er begehre und warum er ihn habe holen lassen. Der König sprach: „Warum? Um deines eigenen Heiles willen; denn nun habe ich durch einen Versuch erprobt und weiß in Wahrheit, daß dir allewege das Glück hold ist." Dem Grafen genügte diese Antwort nicht. Da sagten ihm die Fürsten den ganzen Handel. Doch Wiprecht ward zornig und sprach zum Könige: „Du hast meine treuen Dienste schlecht belohnt. Ich bin deiner Fahne nicht zum eitlen Spiel, sondern zum ernsthaften Kampfe gefolgt. Ich habe dir samt meinen Mannen redlich gedient und bin in allen Abenteuern der Anführer und Vorsänger gewesen. Das mögen mir alle bezeugen, die solches hören. Nun aber mag ich dir nicht länger dienen! Ich gehe hinfort zu anderen Fürsten, die meine Dienste besser lohnen und mich nicht um eitler Augenweide willen den wilden Tieren preisgeben." Also sprach der mannliche Held, und der König fing an, sich schier vor ihm zu fürchten.

Wiprecht aber ging stolz in seinen Waffen davon. Mit Mühe söhnte der Kaiser ihn wieder aus, und Wiprecht ist noch oft für ihn zu Felde gezogen.

Unter Heinrich IV. taucht in einer Sage das berühmte Schwert wieder auf, das der Hunnenkönig Attila einst auf wunderbare Weise erhalten und ihn von Sieg zu Sieg geführt haben soll.

115. Das rächende Schwert. König Heinrich IV. eilte im Jahre 1071 zu einer wichtigen Gerichtssitzung nach Mainz. Sein Weg führte über Hersfeld. Am folgenden Tage kehrte er in dem Weiler Udenhausen (bei Grabenau im Großherzogtum Hessen) ein, um zu speisen. Als alle erfrischt waren und sie mit brennendstem Eifer um die Wette ihre Rosse wieder aufsuchten, um schleunigst weiter zu reisen, stürzte ein gewisser Liupold von Mörsburg am Bodensee vom Pferde und wurde von seinem eigenen Schwerte durchbohrt. Das Unglück erfüllte den König mit unerträglichem Schmerz und großer Traurigkeit. Er ließ den ihm liebwerten Mann sofort nach Hersfeld zurückbringen und inmitten der Kirche unter herrlichem Gepränge bestatten.

Das Schwert, das dem Ritter Liupold das Leben genommen hatte, war das nämliche, womit der einst so weltberühmte Hunnen-

könig Attila zur Vertilgung der Christen und zum Untergange Galliens feindlich gewütet hatte. Die Königin von Ungarn, Mutter des Königs Salomo von Ungarn, hatte es dem Herzog Otto von Bayern zum Geschenk gegeben, als auf dessen Rat und durch dessen Bemühungen der König ihren Sohn wieder in sein väterliches Reich eingesetzt hatte. Als Herzog Otto das Schwert dem Sohne des Markgrafen Dedi, dem jüngeren Dedi, zum Beweise und Pfande unzertrennlicher Liebe auf einige Zeit gewährt hatte, war es nach dessen Ermordung an den König und durch diesen zufällig an den Ritter Liupold gelangt. Dabei wurde das Unglück, das Liupold betroffen, von den meisten Anhängern des Herzogs Otto so gedeutet, als wäre der Ritter nach einem Gottesgericht durch das Schwert umgekommen, das dem Herzog Otto gehört hatte.

Man liest aber von diesem Schwerte in den Geschichten der Goten, daß es einst dem Mars gehört habe, den die Heiden für den Vorsteher der Kriegsführung und den ersten Erfinder der Waffen ausgaben. Vorzeiten fand es ein Hirt unter der Erde; einer seiner Ochsen hatte sich den Fuß daran verwundet. Der Hirt bemerkte das Blut, ging der Ursache nach und entdeckte das Schwert, nur ganz wenig mit Erde bedeckt. Er brachte es dem König Attila, und diesem wurde durch die Aussprüche aller Seher der damaligen Zeit geweissagt, daß das Schwert vom Schicksale zum Untergange des Erdkreises und zum Verderben vieler Völker bestimmt wäre.

*

116. Der stürzende Baum. Als Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1105 zu Lüttich weilte, hatte er einen Traum, der wohl wert ist, erzählt zu werden. Er wandelte nämlich in einem mit hohen Bäumen besetzten Garten. Von den Bäumen stürzte der höchste plötzlich zur Erde und riß im Fallen auch einen anderen mit sich zu Boden, worauf allmählich auch die übrigen Bäume umstürzten. Der Traum wurde nachher durch den wirklichen Verlauf der Dinge bestätigt; denn nicht viel später wurde der König krank und starb, und verschiedene Große starben mit ihm.

117. Heinrichs IV. Armut. Kaiser Heinrich IV. wurde siech. Vor seinem Tode starben zwölf seiner vertrautesten Freunde eines

schändlichen Todes. Er selber wurde zuletzt so arm, daß man seine Reiterstiefel um Brot versetzte und er nicht mehr als sein Schwert behalten hatte.

118. **Heinrichs IV. Tod.** Kaiser Heinrich IV. wurde im Jahre 1106 zu Lüttich auf den Tod krank und starb. Sein Sohn und Gegner, Heinrich V., berief sogleich die Reichsfürsten und befragte sie um Rat, wie er es mit des Vaters Leichenbegängnis halten sollte. Die Leiche Heinrichs IV. war in Lüttich mit allen Ehren begraben worden. Heinrich V. befahl aber auf den Rat der Fürsten, sie wieder auszugraben. Das geschah, und sie wurde auf eine Insel der Maas gebracht, auch weiter kein Gottesdienst daran gehalten, außer daß ein Mönch von Jerusalem, der durch Zufall dorthin kam, ununterbrochen Tag und Nacht bei dem verstorbenen Kaiser sang. O Jammer, daß jemals eine so hohe Person von ihrem Sohne und den Fürsten des Reiches so behandelt zu werden verdiente! Später beschloß Heinrich V., die Leiche seines Vaters nach Speier zu bringen und sie in der Basilika der heiligen Maria beizusetzen. Der Bischof von Speier verbot aber, irgendwelchen Gottesdienst in dieser Kirche zu halten, ließ den Leichnam auch wieder herausholen und außerhalb des Münsters in eine noch nicht geweihte Kapelle setzen. Darüber entstand Unruhe und große Trauer im Volke, weil der Tote Stadt und Volk vor allem geliebt hatte. Lange Zeit hindurch wurde der unbegrabene Leichnam in dieser Kapelle vom Volke fleißig besucht.

Heinrich V. (1106—1125).

Der harte und finstere Heinrich V. vernahm mit lautem und unnatürlichem Jubel die Nachricht vom Tode seines vielgeschmähten Vaters Heinrich IV., der ihm durch einen treuen Kämmerer mit der letzten Bitte auch Schwert und Siegelring übersandte. Der letzte Kaiser des erhabenen Hauses der Salier konnte sich keine Freunde im Volke erwerben, wenn er selbst frohlockte, wo andere von tiefem Schmerz ergriffen und von stiller Wehmut erfüllt waren. Dieses Verhältnis kennzeichnet die traurigen Zustände, die in seinen Zeiten herrschten und die uns auch aus der Sage entgegenblicken. Nicht nur gegen seinen leiblichen Vater, sondern auch gegen die eigene Gemahlin zeigte er sein hinterhältiges Wesen.

119. **Kaiser Heinrich versucht die Kaiserin.** Kaiser Heinrich V. wollte einmal die Kaiserin versuchen und veranlaßte

einen Ritter, sie um ihre Minne zu bitten. Die Kaiserin war darüber sehr betroffen, und es tat ihr im Herzen wehe. Als der Ritter nun so sehr bat, sprach sie, sie wolle wohl nach seinem Wunsche tun, wenn ihr Herr ihr Gelegenheit dazu gäbe. Sobald der Kaiser das vernahm, tat er, als ob er ausreiten wollte, legte dann aber die Kleider des Mannes an, den er für die Versuchung der Kaiserin geworben hatte, und kam des Nachts zu ihr. Die Kaiserin hatte bereits starke Männer in Weiberkleidern versteckt; sie hatten große Knüttel, nahmen den Kaiser vor und schlugen ihn erbärmlich. Der Kaiser rief, daß er es wäre; da erschrak die Kaiserin und sagte: „Herr, ihr habt übel an mir getan!"

120. Graf Hoyer von Mansfeld. Der tapferste und mannlichste Held seiner Zeit, hoch und stark von Leib, unverzagt von Mut und wie ein Leu beherzt, dabei auch hochfahrend, übermütig und trotzig, war Graf Hoyer von Mansfeld, der im Jahre 1115 in der blutigen Schlacht bei dem Welfsholze von dem Grafen Wiprecht von Groitsch erlegt wurde. Ihn hatten die Sachsen mehr gefürchtet als das ganze Heer des Kaisers, und sein Tod war die Losung zu einem entscheidenden Siege. Lange noch lebte sein Andenken, mit Wundern ausgeschmückt, im Gedächtnis des Volkes. Man erzählt von ihm, seine Mutter sei vor seiner Geburt gestorben und er habe sich ihrem Leibe ohne fremde Hilfe entwunden, daher sei sein Spruch gewesen:

Ich, Graf Hoyer, ungeborn,
Hab noch keine Schlacht verlorn.

121. Der weiche Stein im Welpshölzchen. In dem sogenannten Welpshölzchen, wo im Jahre 1115 die Schlacht zwischen Kaiser Heinrich V. und den Sachsen geschlagen wurde, liegt ein Stein, der die Eigenschaft hat, beim Gewitter ganz zu erweichen und erst nach einiger Zeit wieder hart zu werden. Er ist voller Nägel geschlagen, und man sieht auf ihm ganz deutlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens. Graf Hoyer von Mansfeld, der Oberfeldherr, soll ihn vor der Schlacht ergriffen und gerufen haben: „So wahr ich in diesen Stein greife, so wahr will ich den Sieg gewinnen!" Die Kaiserlichen wurden besiegt; aber der Hoyer blieb tot und wurde von Wiprecht von Groitsch erschlagen. Zu seinen Ehren ließen die Sachsen die Bildsäule eines

gehelmten Mannes mit dem eisernen Streitkolben in der Rechten und dem sächsischen Wappen in der Linken aufrichten. Diese Denksäule nannte man Jodute. Zu ihr gingen die Landsleute fleißig beten, und auch die Priesterschaft ehrte sie als ein heiliges Bild. Als Kaiser Rudolf aber 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ er sie wegnehmen, weil man fast Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an der Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenstock in dieser Kapelle, von dem die Priester sagten, er habe in jener Schlacht Jodute gerufen und dadurch den Sieg zuwege gebracht.

Die Kreuzzüge (1096—1291).

Unter den fränkischen Kaisern begannen die Kreuzzüge, die erst nach dem Niedergange der Hohenstaufen ihr Ende erreichten. Keine religiös-politische Volksbewegung des Mittelalters hat solch einschneidende Folgen für das geistige Leben der großen Masse gehabt wie die Kreuzzüge, die auch die oberen und gebildeten Schichten mehr als alles andere in ihren Bann zogen. Die gesamte Kultur des Abendlandes wurde durch sie belebt und gefördert; Handel und Wandel, Wissenschaft und Kunst blühten auf. Wie Märchen hörte das Volk die Berichte über ferne Gegenden, fremde Völker, unbekannte Sitten und Bräuche an; und den Kreuzfahrern selbst gaben die Kriegszüge in die Morgenländer auf allen Gebieten die reichste Anregung. Das war der Boden, auf dem die Sage üppig gedeihen konnte und mußte.

122. Peter von Amiens. Peter von Amiens hat, wie die Überlieferung feststellt, das Abendland zu den Kreuzzügen aufgerufen und den Papst durch seine Begeisterung mit fortgerissen. Von ihm erzählen u. a. Albert von Aachen und Wilhelm von Tyrus.

Tiefbekümmert ob der heidnischen Greuel, die er an den heiligen Stätten durch eigene Anschauung wahrgenommen hatte, schlief Peter von Amiens betend in der Kirche des heiligen Grabes ein. Im Traum erschien ihm der Heiland im himmlischen Glanze und sprach zu ihm, dem schwachen und gebrechlichen Menschen: „Peter, teuerster Sohn, stehe auf, gehe hin zu meinem Patriarchen und nimm von ihm den Brief meiner Sendung. In der Heimat sollst du von dem Elend der heiligen Stätten erzählen und die Herzen derer bewegen, die gläubig sind, damit sie Jerusalem reinigen und die Heiligen aus der Hand der Heiden erretten; denn die Pforten

des Paradieses sind denen geöffnet, die ich erwählt und berufen habe!"

Peter stand in der Frühe auf und ging zu dem Patriarchen. Dieser gab ihm den himmlischen Brief der Sendung, und der Mönch ging hin und vollbrachte die Meerfahrt in großer Angst, bis er nach Bari und endlich nach Rom gelangte.

123. **Berühmte Männer der Kreuzzüge.** Die Zahl der Sagen, die durch die Kreuzzüge veranlaßt oder von ihnen beeinflußt wurde, ist ungeheuer groß. Schon der Ursprung des ersten Kreuzzuges führt mitten in die Sage hinein, von der zahlreiche Gestalten, wie die des Einsiedlers Peter von Amiens und des Herzogs Gottfried von Bouillon, umsponnen sind.

Noch zahlreicher sind die wunderbaren Naturereignisse, die Himmelszeichen und die Wunder, die uns aus den Kreuzzügen mitgeteilt werden. Jede Niederlage, jedes Verbrechen, jede Übeltat wurde natürlich auf die Feinde, die gottlosen Sarazenen, zurückgeführt, während umgekehrt alle Erfolge den Christen zugeschrieben wurden. Nicht nur an hervorragende christliche Heerführer und Helden, an die schon genannten Peter von Amiens, Herzog Gottfried von Bouillon, wie ferner an König Konrad III., Kaiser Friedrich I., Friedrich II. und andere Helden, Ritter und Kämpen knüpft sich die Sage und erzählt von vielen gewaltigen Hieben, von ritterlichen Zweikämpfen und wunderbaren Vorgängen, sondern auch an hervorragende Gestalten der Feinde, wie z. B. an den Sultan Saladin.

Der Sage nach soll Saladin von einer französischen Mutter abstammen und um die Hand der Tochter Kaiser Friedrichs I. geworben haben.

Um die viel gerühmte Barmherzigkeit der Brüder des Johanniterordens auf die Probe zu stellen, verkleidete sich Saladin einst als Pilger und fand als solcher in ihrem Spital Aufnahme, weigerte sich aber drei Tage lang, Speise zu sich zu nehmen, bis er endlich am vierten Tage verlangte, man solle ihm den rechten Vorderfuß des großmeisterlichen Schlachtrosses kochen und zubereiten. Schon trat ein Bruder mit dem Beile heran, um den Vorderfuß des Pferdes abzuhauen, als Saladin rief: „Halt ein, mein Wunsch ist erfüllt, ich möchte lieber Hammelfleisch essen!"

Zum Dank für die freundliche Aufnahme verpflichtete er sich, dem Orden jedes Jahr am Johanniterfeste tausend Goldgulden zu zahlen, was in friedlichen wie in kriegerischen Zeiten bis zu seinem Tode immer geschehen sein soll.

Als Saladin von der Riesenstärke des Königs Johannes von Jerusalem hörte, bat er ihn um Übersendung des Schwertes, mit dem Johannes einst einen Sarazenen der Länge nach gespaltet hatte. Johannes erfüllte den Wunsch, doch dem Sultan gelang derselbe Krafthieb an einem Verbrecher nicht. Er bat den König, ihm das richtige Schwert zu leihen, da das gesandte wohl ein falsches sei. Johannes ließ ihm antworten: „Das Schwert ist schon das rechte, nur meinen Arm kann ich nicht mitschicken!"

124. Wunderzeichen. Bereits in den Jahren vor dem Beginn der Kreuzzüge sah man am Himmel viele wunderbare Zeichen. Im Süden stand ein Komet und warf seinen Glanz in schräger Richtung wie ein Schwert. Drei Jahre später änderte ein Stern im Osten in langen Zwischenräumen sprungweise seinen Platz. Am Himmel zogen blutrote Wolken, die sowohl im Osten als im Westen aufstiegen und in der Mitte einander begegneten. Gegen Mitternacht stieg im Norden Feuerglanz auf. Sehr oft bemerkte man auch durch die Luft fliegende Fackeln. Ein Presbyter von ehrbarem Wandel sah um die neunte Stunde des Tages, wie zwei Reiter sich in der Luft begegneten und lange miteinander stritten; der eine trug ein großes Kreuz, schlug den Gegner und besiegte ihn. Ein anderer Presbyter beobachtete, wie ein Schwert von wunderbarer Länge durch den Wirbelwind in die Höhe gehoben wurde. Solange man es sehen konnte, hörte man auch das Klingen des Metalles. Pferdehirten erblickten in der Luft das Bild einer Stadt, der sowohl zu Pferde als zu Fuß große Scharen von verschiedenen Seiten zueilten. Manche von den Männern, die in diesen Scharen waren, zeigten ein Kreuzzeichen auf der Stirn, den Kleidern oder irgendeiner Stelle des Körpers, durch göttliche Fügung eingedrückt. Auch von wunderbaren Geburten erzählten sich die Leute. So wurde ein Knabe geboren, der schon reden konnte; ein anderes Kind hatte vier Arme und vier Beine, ein drittes zwei Köpfe. Außerdem wurden Tiere von merkwürdiger Gestalt zur Welt gebracht, Lämmer mit zwei Köpfen und Füllen mit so großen Zähnen, wie sie sonst nur dreijährige Pferde haben.

125. St. Michaels Hilfe. Als auf dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossas sich die gegnerischen Schlachtreihen nach dem heiligen

Pfingstfeste trafen und die Kreuzfahrer siegreich blieben, schrieb man den gewaltigen Erfolg, bei dem vier namhafte Führer der Türken fielen und selbst des Sultans Sohn vom Pferde geworfen wurde, einem denkwürdigen Ereignisse zu: Ritter Ludwig von Helfenstein sah nämlich an diesem Tage den heiligen Georg den Kreuzfahrern vorausziehen, wie es auch schon früher geschehen war. Dieser Ludwig von Helfenstein selbst hat das unter einem Eide auf das Gelübde seiner Pilgerschaft und in Gegenwart seines Kaisers und des Heeres öffentlich bezeugt. Auch die Türken selber haben davon erzählt, sie hätten einige Scharen von Kriegern gesehen, die mit weißen Gewändern bekleidet waren und auf weißen Rossen einhersprengten.

*

Im folgenden mögen noch einige von der ausschmückenden Sage bedachte Einzelunternehmungen besonders angeführt werden.

126. Eroberung von Nizäa. Herzog Gottfried von Bouillon hatte sich lange Zeit bemüht, die Stadt Nizäa (1172) zu erobern. Das Heer wurde von außerordentlichem Hunger heimgesucht, so daß beinahe alle Pferde und selbst die Riemen an den Schuhen aufgezehrt waren. Der Beherrscher der Burg war aber der langen Anstrengung ebenfalls müde und ließ einen Deutschen, den er lange im Gefängnis gepeinigt hatte, auf die Mauer steigen und folgendermaßen zum Herzoge sprechen: „Der Fürst läßt euch sagen: Warum bemüht ihr euch so lange, meine Burg zu erobern, und warum wollt ihr mein Gebiet nicht verlassen? Es wird euch unmöglich sein, den Platz in eure Hände zu bekommen. Wenn es euch beliebt, so macht diesem Unheil auf andere Weise ein Ende. Es mögen zwei Männer hervortreten, einer von uns und einer von euch, und sich im Zweikampfe miteinander messen. Wenn dann euer Kämpfer siegt, so werden wir euch die Burg übergeben und abziehen. Erlangt aber der unsrige den Sieg, so habt ihr unverzüglich unser Land zu räumen." Der Vorschlag gefiel dem Herzoge und allen Rittern, und es wurde von beiden Seiten ausgemacht, daß unverbrüchlich gehalten werden sollte, was das Los entscheide.

Herzog Gottfried aber hatte einen starken, großen und von Wuchs und Ansehen schönen Knappen, mit Namen Helias. Nach-

dem der Waffenstillstand abgeschlossen war, wurde er als Abgesandter in die Burg geschickt, um den Zweikampf näher zu bestimmen und den Tag dafür anzusetzen. Als der Fürst den schönen Mann sah und seinen außerordentlich großen Körper wie auch seinen kraftvollen Gliederbau bewunderte, bewog er bei sich selbst, daß keiner der Seinen ihm an Kraft gleichkäme. Er sagte deshalb wohlgefällig zu ihm: „Möchte es dir doch gefallen, bei mir zu bleiben und den beschlossenen Zweikampf für mich auszufechten!" Helias antwortete: „Was gibst du mir, wenn ich tue, wie du sagst?" Der König antwortete: „Ich gebe dir die Hälfte meines Landes und die Hand meiner Tochter und erhebe dich zu den höchsten Ehren," worauf der Ritter erwiderte: „Tue, was du sagst, dann werde ich für dich kämpfen!" So schloß Helias einen Bund, entsagte dem christlichen Glauben und trat in Blutsverwandtschaft mit den Heiden, und sie wurden ein Herz und eine Seele.

Der Herzog Gottfried wunderte sich, was mit dem Helias geschehen sein möchte, da er nicht wußte, ob er gefangen genommen worden war oder weshalb er sonst nicht wieder herauskam. Eines Tages aber erschien jener Deutsche plötzlich wieder auf der Mauer, rief den Herzog und die Fürsten auf und sprach: „Dieses verkündet euch mein Herr: An dem und dem Tage und zu der und der Stunde seid bereit, dann wird mein Herr mit seinem Kämpfer herauskommen und sein Versprechen erfüllen!"

Als sie das hörten, freuten sich alle, und jeder erbot sich freiwillig, diesen Kampf zu Gottes Ehre zu bestehen. Der Herzog selbst aber rüstete sich vor allem zum Kampfe, doch gab man es nicht zu, weil er schon hochbetagt und seine Kraft erschöpft war. Selbst die Bischöfe boten sich an, und alle ohne Unterschied, reich und arm, waren bereit, zu Gottes Ehre zu siegen oder zu sterben. Da trat der Ritter Drago hervor, ein Schwestersohn des Herzogs, und sagte zu Gottfried: „Siehe, ich diene dir bereits so lange Jahre und habe nie einen Lohn von dir gefordert. Es ist billig, daß ich von meiner Arbeit endlich Nutzen erlange. Diesen Zweikampf aber will ich als Belohnung für alle Dienste, die ich dir geleistet habe, auf das dankbarste annehmen." Dem Herzoge gefiel die Ergebenheit des Mannes, und unter den Beifallsbezeugungen aller wurde er zum Kampfe gerüstet. Bevor er die Walstatt betrat, segnete ihn der Herzog und wünschte ihm Sieg. Alle sagten

Amen dazu, und die Bischöfe bestätigten den Segen. Drago aber, der Streiter Christi, schritt seinem Feinde entgegen, während alle weinten und die Knie im Gebete zu Gott beugten. Und siehe, da eilte ihm der stolze Goliath, der abtrünnige Helias, entgegen. Er saß auf einem reichgeschmückten Rosse, an dessen Satteldecke die Tochter des Fürsten eine Menge Glöckchen befestigt hatte, nicht nur zum Prunk, sondern auch um das andere Pferd scheu zu machen. Herzog Gottfried hatte das aber schon im voraus berücksichtigt und dem Rosse seines Neffen die Ohren mit Wolle und Pech fest verstopft. Als die Rosse nun zusammenrannten, brachen die beiden Kämpfer zuerst die Lanzen, dann sprangen sie ab:

Und mit gewaltigem Schwerte die Körper einander zerfleischend,
Trafen mit wechselnden Hieben sie sich in dem blutigen Kampfe.

Zuletzt aber erinnerte der Herr sich seiner Barmherzigkeit und Wahrheit, gab seinem Knechte Drago den Sieg, und Helias stürzte zu Boden. Als er nun so heftig niedergeworfen war, daß er nicht mehr daran denken konnte, wieder aufzukommen, sagte Drago zu ihm: „Wer bist du, der du mit mir kämpfest?“ Da antwortete jener: „Ich bin Helias,“ worauf Drago erwiderte: „Wie hast du das tun können? Du hast Christum verleugnet, wie kannst du bestehen bleiben? So tue denn Buße und versöhne dich wieder mit deinem Gotte; denn er ist barmherzig. Komme mit mir wieder ins Lager zurück. Ich habe, wie du weißt, vier Burgen, wovon ich dir zwei geben will, die du dir auswählen kannst. Außerdem will ich dir meine Schwester vermählen, eine Nichte des Herzogs, und du sollst zu den nächsten Freunden des Herzogs gehören!“ Helias erwiderte: „Keineswegs, und ich werde nie mein gegebenes Wort brechen und meinen Schwiegervater verlassen!“ Da schlug ihm Drago das Haupt ab. So wurde der Herzog in den Seinigen verherrlicht, und die Heiden verließen die Burg, in die Gottfried einzog, dem Herrn lobsingend, der alles tut, was er will.

127. Auffindung der hl. Lanze. Während die Kreuzfahrer unter Anführung des Herzogs von Bouillon und anderer Fürsten nach Antiochien kamen und die Stadt belagerten, sahen sie nach sieben Monaten noch keinen Erfolg. Die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten dazu große Not im Lager der Christen.

Unter ihnen war ein armer und frommer Pilger von geringer Herkunft, der weder lesen noch schreiben konnte, doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benediktus mit einfachem Sinne zu beten vermochte. Einst ruhte er in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr, hilf, Herr, hilf!“ Plötzlich traten zwei Männer mit leuchtenden Kleidern zu ihm. Der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze, durchdringende Augen, der jüngere war schlanker. Der erste hub an: „Ich bin der Apostel Andreas; fürchte dich nicht, sondern folge mir nach!“

Der Pilger stand auf und folgte den beiden zur Kirche des heiligen Petrus. Hier brannten nur zwei Lampen, und doch war das weite Gewölbe hell wie am Mittag. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig!“ und ging hinweg. Petrus aber setzte sich an eine Säule auf die Stufen, die zum Hochaltar führten, der jüngere Begleiter stand etwas abseits. Nach einer Weile kam Andreas aus der Tiefe wieder hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus der alles Heil für die Welt floß. Gib acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme der Stadt dem Grafen von Toulouse zeigen kannst. Zwölf Männer müssen hiernach graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischof von Puy, er möge nicht nachlassen mit Ermahnung und Gebet; denn der Herr sei mit euch allen.“

Nun wurde Petrus über die Mauern der Stadt wieder in sein Zelt zurückgeführt, wagte dem Bischof aber vorläufig nichts zu sagen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm am ersten Tage der großen Fasten um die Zeit, wo der Hahn zum ersten Male zu krähen pflegt, der Apostel mit seinem Begleiter von neuem und sprach: „Petrus, schläfst du?“ Petrus antwortete: „Nein, ich schlafe nicht!“ — „Hast du getan, was ich dir befohlen?“ — „Ich habe mich gefürchtet,“ erwiderte Petrus, „denn ich bin arm und gering, und keiner wird meinen Worten glauben.“ Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligtums? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und an eurem Beginnen teilnehmen. Gehe hin und tue, was ich dir geheißen habe!“

Petrus zögerte noch immer. Er wollte gen Cypern segeln, ein Sturm aber warf ihn zum Lande zurück, und er erkrankte. Mittlerweile hatte man Antiochien eingenommen, doch ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Not entstand als je zuvor. Da erschienen die beiden Boten dem Pilger zum dritten Male, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was ich dir anvertraut habe!" Petrus aber meinte: „O Herr, wähle einen Besseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin solcher Gnade unwürdig!" Da antwortete der Heilige: „Derjenige ist würdig, den der Herr erwählet. Tue, was ich dir befohlen habe, damit die Krankheit von dir weiche!"

Der Blick des Apostels war ernst. Das Antlitz seines Begleiters aber war milde wie von himmlischem Lichte umflossen, und Petrus faßte Mut zu ihm und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der bisher noch nicht gesprochen hat, zu dem mich aber Liebe und Sehnsucht ziehen, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele mit Vertrauen und himmlischer Ruhe füllet?" Andreas antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen!" Petrus trat näher und kniete nieder. Jetzt sah er blutige Male an den Füßen, fiel entsetzt auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!" Christus aber breitete die Hand über ihn und verschwand.

Der Pilger ging hin und verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über die Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüt sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

128. Eroberung Jerusalems. Während die Kreuzfahrer am 15. Juli 1099 Jerusalem berannten, und der Kampf sich schon vom Morgen bis zur siebenten Stunde des Tages ohne Entscheidung hingezogen hatte, fing ihre Hoffnung an zu wanken. Schon sollte der große Belagerungsturm, der sehr gelitten hatte, mit den übrigen Maschinen, die bereits vom Feuer ergriffen waren, von der Mauer entfernt werden, um den Kampf auf den folgenden Tag zu verschieben. Als der Feind merkte, daß die Christen bereits zu wanken anfingen, rief er sie mit um so größerer Frechheit zum Kampfe heraus, bis der Streit plötzlich eine andere Wendung erhielt.

Es erschien nämlich ein vom Ölberg herabschreitender Krieger, den man vorher nie gesehen hatte und der sich auch nachher nicht wieder blicken ließ. Mit einem funkelnden Schilde, den er am Arme schwenkte, gab er den Kreuzfahrern das Zeichen, den Kampf zu erneuern.

Herzog Gottfried, der mit seinem Bruder Eustachius oben auf dem erwähnten Belagerungsturme stand, wurde durch den Zuruf des fremden Kriegers ermuntert, so daß er die Seinen zurückrief. Sie kamen auch mit Jubel herbei und entwickelten solchen Eifer, als ob sie frische Kräfte erhalten hätten. Selbst die Verwundeten kamen neugestärkt heran. Die Fürsten und Anführer ermutigten die übrigen durch glänzendes Beispiel. Und selbst die Weiber wollten nicht ohne Teilnahme sein, brachten den Männern einen Labetrunk und stachelten sie mit Worten an. Innerhalb einer Stunde wurden in freudiger Siegesgewißheit der Graben ausgefüllt, die Vormauer gestürzt und der Belagerungsturm mit Gewalt der großen Mauer genähert. Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, wurden in Brand gesteckt. Der Nordwind trieb den Rauch und die Flammen mit Heftigkeit gegen die Stadt, so daß die Verteidiger fast erstickt und geblendet weichen mußten. Jetzt wurde die Fallbrücke durch die Pilger vom Belagerungsturm auf die Mauer niedergelassen. Allen andern voran stürzte Gottfried von Bouillon mit seinem Bruder Eustachius über die Brücke auf die Mauer, und viele Ritter und Knechte folgten ihm auf dem Fuße. Das Stephanstor wurde gesprengt, und das ganze Volk drang ein. Dieser Sieg wurde an einem Freitag um die neunte Stunde des Tages gewonnen, und es schien eine göttliche Fügung gewesen zu sein, daß das gläubige, für den Ruhm des Erlösers fechtende Volk seinen heißen Wunsch an demselben Tage und zu derselben Stunde erfüllt sah, in der der Herr in eben dieser Stadt gelitten hatte.

•

Recht zahlreich sind die anmutigen Sagen, die sich auf die jahrelange Abwesenheit einzelner, meist ritterlicher Kreuzfahrer und ihr Verhältnis zu den Daheimgebliebenen, vor allem der treuen, entsagenden Ehefrau, beziehen. Im folgenden nur ein Beispiel aus vielen.

129. Der Mann im Pflug. Zu Metz in Lothringen lebte ein edler Ritter namens Alexander mit seiner schönen und tugendhaften Hausfrau Florentina. Er gelobte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, und als ihn seine betrübte Gemahlin nicht von dieser Reise abwenden konnte, machte sie ihm ein weißes Hemd mit einem roten Kreuz, das sie ihm zu tragen empfahl. Der Ritter wurde von den Ungläubigen gefangen und mit seinen Unglücksgefährten in den Pflug gespannt; unter harten Geißelhieben mußten sie das Feld ackern, daß das Blut von ihrem Leibe lief. Wunderbarerweise blieb nun jenes Hemd, das Alexander von seiner Frau empfangen hatte und beständig trug, rein und unbefleckt, ohne daß ihm Regen, Schweiß und Blut etwas schadeten; auch zerriß es nicht. Dem Sultan selbst fiel diese Seltenheit auf, und er befragte den Sklaven genau über Namen und Herkunft und wer ihm das Hemd gegeben habe. Der Ritter unterrichtete ihn von allem: „Und das Hemd habe ich von meiner tugendsamen Frau erhalten; daß es so weiß bleibt, zeigt mir ihre fortdauernde Treue und Keuschheit an." Durch diese Nachricht neugierig gemacht, beschloß der Heide, einen seiner Leute heimlich nach Metz zu senden; der sollte kein Geld und Gut sparen, um des Ritters Frau zu seinem Willen zu verführen, so würde sich nachher ausweisen, ob das Hemd die Farbe verändere. Der Fremde kam nach Lothringen, kundschaftete die Frau aus und hinterbrachte ihr, wie elendiglich es ihrem Herrn in der Heidenschaft ginge, worüber sie höchst betrübt wurde, aber sich so tugendhaft bewies, daß der Abgesandte, nachdem er alles Geld verzehrt hatte, wieder unverrichteter Sache in die Türkei zurückreisen mußte.

Bald darauf nahm Florentina das Pilgerkleid und eine Harfe, die sie wohl zu spielen verstand, und reiste dem fremden Heiden nach, holte ihn auch noch zu Venedig ein und fuhr mit ihm in die Heidenschaft, ohne daß er sie in der veränderten Tracht erkannt hätte. Als sie an des Heidenkönigs Hofe anlangte, wußte der Pilgrim ihn so mit Gesang und Spiel einzunehmen, daß ihm große Geschenke dargebracht wurden. Der Pilgrim schlug diese alle aus und bat bloß um einen von den gefangenen Christen, die im Pfluge gingen. Die Bitte wurde bewilligt, und Florentina ging unerkannt zu den Gefangenen, bis sie zuletzt zu dem Pfluge kam, in den ihr lieber Mann gespannt war. Sie forderte und

erhielt diesen Gefangenen, und beide reisten zusammen über die See glücklich nach Deutschland heim. Zwei Tagereisen vor Metz sagte der Pilgrim zu Alexander: „Bruder, jetzt scheiden sich unsere Wege; gib mir zum Angedenken ein Stücklein aus deinem Hemde, von dessen Wunder ich so viel habe reden hören, damit ich es auch andern erzählen und beglaubigen kann.“ Der Ritter erfüllte die Bitte, schnitt ein Stück aus dem Hemde und gab es dem Pilgrim; sodann trennten sich beide.

Florentina kam auf einem kürzeren Wege einen ganzen Tag früher nach Metz, legte ihre gewöhnlichen Frauenkleider an und erwartete ihres Gemahles Ankunft. Als diese erfolgte, empfing Alexander seine Gemahlin aufs zärtlichste; bald aber bliesen ihm seine Freunde und Verwandten in die Ohren, daß Florentina als ein leichtfertiges Weib zwölf Monate lang in der Welt umhergezogen sei und nichts habe von sich hören lassen. Alexander entbrannte vor Zorn, ließ ein Gastmahl anstellen und hielt seiner Frau öffentlich ihren geführten Lebenswandel vor. Sie trat schweigend aus dem Zimmer, ging in ihre Kammer und legte das Pilgerkleid an, das sie während der Zeit getragen hatte, nahm die Harfe zur Hand, und indem sie ihm das ausgeschnittene Stück von dem Hemde vorwies, offenbarte sich, wer sie gewesen war, und daß sie selbst als Pilgrim ihn aus dem Pfluge erlöst hatte. Da verstummten ihre Ankläger, fielen der edlen Frau zu Füßen, und ihr Gemahl bat sie mit weinenden Augen um Verzeihung.

Lothar von Sachsen (1125—1137).

Lothar von Sachsen erlangte die Krone auf eigenartige Weise. Die Königswahl, die zum ersten Male, wenn auch in anderen Formen, bei Arnulf von Kärnten stattgefunden hatte, verlief bei der seinigen unter Umständen, die im Nebel der Sage verschwommen sind. Auch sonst ist über die deutsche Königswahl manches berichtet, was von der fabelnden Überlieferung durchsetzt ist.

Unter Lothar sah es sonst, wie in der Zeit mancher anderer Fürsten, trübe und traurig im Reiche aus. Friedrich von Hohenstaufen, der wohl das meiste Anrecht auf den Thron gehabt hätte, wurde mit Hilfe der kirchlichen Partei beiseite geschoben, die für Lothar eintrat. Friedrich grollte, Lothar suchte ihn zu schwächen, indem er zahlreiche Lehen zurückforderte. Das wollte sich Friedrich nicht gefallen lassen, und so kam es mit Lothar, der sich die mächtigen Bayernherzöge verbunden hatte, zum

Kriege. Es begannen damit die unseligen Gegensätze zwischen den Bayern und Schwaben, zwischen den Welfen und Ghibellinen. Vorerst zwar wurden die Hohenstaufen nach mehrjährigen Kämpfen besiegt und unterworfen, doch unter der Asche glühte der Funke des Hasses um so heißer fort.

130. Die Kaiserwahl. Bei der Kaiserwahl im Jahre 1125, bei der Lothar von Sachsen gekürt wurde, ging es nach einer sagenhaften Erzählung des Ordericus Vitalis, der sich wieder auf eine andere Quelle, die sogenannte Narratio, stützt, in eigenartiger Weise zu.

Dieser Bericht ist durch Mißverständnis und Ausschmückung entstanden und deshalb zum großen Teil Sage.

Der Erzbischof von Mainz berief die Erzbischöfe und Großen des Reiches und verhandelte mit ihnen über die Einsetzung eines Kaisers. Vorher hatte er sich die Reichskleinodien verschafft und hielt eine Rede, in der er die Erwählung eines Ausschusses von vierzig Personen in Vorschlag brachte, der Vollmacht haben sollte, den Herrscher zu erwählen. Die in einer Anzahl von mehr als sechzigtausend Personen versammelte Menge wartete den Ausgang der Besprechung dieser vierzig ab. Nachdem letztere einen ganzen Tag beraten hatten, empfahlen sie drei Fürsten, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Lothringen und Herzog Lothar von Sachsen als Anwärter für den Thron. Der Erzbischof von Mainz forderte diese drei nun auf, einen aus ihrer Mitte zum Könige zu wählen, und bedrohte denjenigen mit Enthauptung, der sich der Entscheidung nicht fügte. Die drei Herzöge gingen seitwärts ab. Nach längerem Schweigen ergriff Herzog Heinrich das Wort und erwählte seinen Schwiegersohn Lothar; Friedrich wagte aus Furcht vor der angedrohten Strafe nicht zu widersprechen. Darauf kehrten die drei zur Versammlung zurück, und Heinrich verkündete, daß sie Lothar von Sachsen gewählt hätten.

* * *

4. Die Hohenstaufen (1138—1254).

Konrad III. (1138—1152).

Mit Konrad III. kam das ruhmreiche Geschlecht der Hohenstaufen auf den deutschen Thron, und es begann eine dritte Glanzzeit des deutschen Kaisertums und des deutschen Weltreichs. Schon unter seinem Vorgänger

war ein verderblicher Streit zwischen den schwäbischen Staufern und den bayerischen Welfen oder, wie man in Italien, wohin der Kampf getragen wurde, sagte, zwischen Ghibellinen und Guelfen ausgebrochen, der unheilbringende Folgen auch für das Reich nach sich zog. Während diese deutschen Brüderzwiste unter Lother noch einmal beigelegt werden konnten, brachen sie nach Konrads Thronbesteigung mit um so größerer Heftigkeit wieder aus. Schon bald (1139/1140) spielte sich der von der Sage so schön verherrlichte Kampf vor Weinsberg ab, wo zuerst der später so oft gehörte Schlachtruf: „Hie Welf!“ „Hie Waibling!“ erscholl. Der Name Waibling soll von dem staufischen Schlosse Waiblingen abgeleitet sein; der Ursprung des Feldgeschreies wird von der Sage aber auch anders erklärt.

131. Hie Welf, hie Gibling. Herzog Friedrich von Schwaben, Konrads Sohn, überwand die Bayern unter ihrem Herzog Heinrich und dessen Bruder Welf in dem Ries (Holz) bei Neresheim. Welf entfloh aus der Schlacht, wurde aber im nächsten Streit vor Winsperg erstochen. Die Krei (Schlachtgeschrei) des bayerischen Heeres war: „Hie Welf!“, die der Schwaben: „Hie Gibling!“ Die Krei wurde genommen von einem Weiler, aus dem die Säugamme Friedrichs stammte; die Leute wollten damit bezeugen, daß er durch seine Stärke, die er durch die Bauernmilch empfangen hätte, die Welfen habe überwinden können.

132. Die Weiber zu Weinsberg. Im Jahre 1140 belagerte der Hohenstaufe Konrad III. die Feste Weinsberg, die dem Herzog Welf von Bayern gehörte. Dieser zog zwar zum Entsatze heran, wurde aber schwer geschlagen, und die Feste fiel in Konrads Hände. Dabei hatte er den Weibern aus königlicher Milde die Erlaubnis erteilt, daß eine jede mitnehmen dürfte, was sie auf ihrer Schulter tragen könnte. Die Frauen dachten mehr an die Treue, die sie ihren Männern schuldig waren, als an die Rettung ihrer Habe. Eine jede ließ die wertvollen Dinge fahren, nahm ihren Mann auf die Schultern und trug ihn von der Burgfeste herab. Als nun der junge Herzog Friedrich, der Neffe des Königs, Einsprache gegen das Tun der Weiber erhob, weil eine solche Tat nicht die Meinung des Vertrages gewesen wäre und deshalb nicht zugelassen werden dürfte, lächelte der König über den listigen Anschlag der Weiber und erklärte zu ihren Gunsten, daß ein Königswort unwandelbar bleiben müsse. Seitdem wurde die Weinsberger Burg die Weibertreue genannt.

Friedrich I., Barbarossa (1152—1190).

Friedrich Barbarossa, der gewaltigste Staufer, hat in der Volksüberlieferung eine seiner hervorragenden Stellung entsprechende Würdigung gefunden. Das schönste und dauerhafteste Denkmal hat ihm das Volk in der Kaiser- bezw. Kyffhäusersage gesetzt, wie noch an anderer Stelle ausgeführt werden wird; die übrigen von ihm vorhandenen Sagen können einen Vergleich mit der Kyffhäusersage nicht aushalten. Man erzählt sich mancherlei über die Kriegszüge in Italien, die ja seine und des Deutschen Reiches schönste Kraft verschlangen, über den verhängnisvollen Streit mit dem mächtigen Herzog Heinrich dem Löwen und schließlich über die verunglückte Fahrt nach dem heiligen Lande und seinen dabei erfolgten erschütternden Tod.

133. Der Riese. Als Friedrich Barbarossa auf einem seiner Italienzüge sein Lager bei Lodi an der Adda aufgeschlagen hatte (1159), fand sich bei ihm ein Mann ein, der ebensosehr durch seinen riesigen Körperbau wie durch sein merkwürdig närrisches Benehmen Aufsehen erregte. Aus letzterem Grunde duldete man ihn im Lager, und die Soldaten trieben allerlei Kurzweil mit ihm. Wie der Kaiser eines Morgens sein Zelt verlassen wollte, um seiner Gewohnheit nach in einem nahen Bethaus sein Gebet zu verrichten, sprang der Riese herzu, umklammerte ihn mit starken Armen, suchte ihn an den nahen Abgrund zu zerren und ihn dort hinabzustoßen. Der Kaiser setzte sich kräftig zur Wehr, und beim heißen Ringen stürzten beide über die ausgespannten Stricke des kaiserlichen Zeltes zu Boden nieder. Durch den Lärm und des Kaisers Hilfeschrei herbeigerufen, eilten seine Kämmerer herzu, ergriffen den riesenhaften Mann und warfen ihn in die Tiefe, in der er dem Kaiser das Grab hatte bereiten wollen.

134. Der Magier. Im Lager bei Lodi an der Adda in Italien (1159), kurz nach dem Kampfe mit dem Riesen, erhielt Kaiser Friedrich Barbarossa ein Schreiben, in dem ihm gemeldet wurde, ein arabischer Zauberer wäre aus Spanien oder aus dem Morgenlande gekommen und trachte ihm nach dem Leben. Der Magier wäre ein alter unansehnlicher einäugiger Mann, doch als Giftmischer sehr erfahren und dabei von der größten Verwegenheit. Mit ihm ständen zwanzig jüngere Leute im Bunde, die sich alle verschworen hätten, sich durch die Ermordung des Kaisers

unvergänglichen Ruhm zu erwerben. Der alte Zauberer, so hieß es weiter, werde dem Kaiser Salben, Ringe, Edelsteine, Zaumzeug und Sporen zum Geschenk anbieten, doch wären alle diese Dinge so stark vergiftet, daß er unrettbar verloren wäre, wenn er sie nur mit bloßer Hand berührte, außerdem trüge der Alte einen Dolch bei sich für den Fall, daß das Gift nicht wirken sollte. Friedrich Barbarossa teilte den Inhalt des Schreibens nur wenigen Vertrauten mit, gab aber den Befehl, falls sich ein Araber im Lager einfinden sollte, ihn scharf zu beobachten. Und in der Tat dauerte es nicht lange, so langte ein Araber an, auf den die Beschreibung wohl paßte. Festgenommen und befragt, leugnete er selbst dann, als ihm der Kaiser Straflosigkeit zusicherte, wenn er bekennen würde, ja auch noch, als ihm mit der Folter gedroht wurde. Schließlich konnte selbst die angewandte Marter kein Geständnis von seinen Lippen erpressen, doch drohte er, falls man ihn töte, würde der Kaiser unrettbar verloren sein. Der Kaiser verachtete diese Drohung und ließ den Magier ans Kreuz schlagen. Von seinen angeblichen Gefährten hat man nie etwas gehört.

135. Die Seuche. Als die Truppen Barbarossas im Jahre 1166 Rom einnahmen und es nach Art der damaligen Kriegsführung plünderten, ließ Gott, der von der Höhe herab alles sieht, diese der herrlichen Stadt zugefügten Unbilden keineswegs ungestraft, wie man erzählte. Es kam nämlich ein stinkender und giftiger Nebel hernieder, von dem fast das ganze Heer krank wurde. Er ergriff in dem Heere des Kaisers zuerst den Erzbischof von Köln, mehrere Bischöfe, Herzöge und andere Mächtige und tötete sie sofort. Und dieselbe den Tod bringende Seuche verfolgte den König, der sich jetzt zurückzog. Nach wunderbar göttlichem Strafurteil erschien bei allen, die auf diese Weise starben, ein gewisses schwarzes Zeichen zwischen den Schultern.

136. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe. In Italien hatte Kaiser Friedrich Barbarossa nicht das erwünschte Glück und kehrte im Jahre 1176 schwer bedrängt und besorgt über die Alpen nach Deutschland zurück, wo er die Fürsten berief und sie aufforderte, zur Überwältigung der Empörer mit ihm nach Italien zu ziehen. Auch den Herzog Heinrich suchte er durch die dringlichsten Bitten zur Übernahme dieser Mühe zu bewegen und

erklärte, ohne dessen persönliches Mitwirken nichts ausrichten zu können. Heinrich gab vor, durch die vielen Anstrengungen und Feldzüge und weil er schon ein Greis sei (er war 1129 geboren!), erschöpft zu sein und versicherte, er werde wohl mit Gold und Silber dienen, in eigener Person jedoch nicht kommen. Friedrich erinnerte daran, wie er ihn unter den Fürsten so mächtig erhöht hätte, sich deshalb nicht ausschließen dürfte, sondern sich an die Spitze des Heeres stellen müßte; er erinnerte ihn auch daran, daß er als Kaiser ihm nie einen Wunsch abgeschlagen, ihm auch stets gegen seine Feinde beigestanden hätte, auch möchte er an die enge Verwandtschaft denken, durch die er ihm nahe stände. Als der Herzog sich aber noch immer weigerte, erhob sich der Kaiser von seinem Throne und fiel ihm zu Füßen, von Angst überwältigt. Der Herzog geriet über einen so unerhörten Vorfall, daß der, unter dessen Füße der Erdball sich beugt, erniedrigt am Boden lag, in große Bestürzung und hob ihn so schnell wie möglich wieder empor, ohne aber seinen Wunsch zu erfüllen.

137. **Markgraf Dietrich.** Zur Zeit, als Kaiser Friedrich Rotbart das deutsche Volk regierte, war Dietrich, Konrads Sohn, ein Markgraf der Lausitzer und war ein gar tapferer, unerschrockener Herr und treuer Dienstmann des Kaisers. Es war aber dazumal Krieg in Welschland, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, war dem Kaiser ungetreu, doch Markgraf Dietrich blieb wie im Glück, so im Unglück bei des Kaisers Heer. Bei Legnano wurde eine große Schlacht geschlagen und der Kaiser besiegt. Er zog nach Venedig, um mit dem Papste Frieden zu machen. Dieser kam gar stolz zu Roß einhergesprengt, und der Kaiser ging ihm zu Fuß entgegen, beugte seine Knie vor ihm und hielt ihm demütig den Steigbügel. Da juckte den Papst der Hochmut; er setzte seinen Fuß auf des Kaisers Nacken und sprach: „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen!"

Markgraf Dietrich stand auch dabei; er ergrimmte im Herzen über die Schmach und rief seinem Herrn zu: „Mein Kaiser, man beschimpft deine Würde!" Mit wütender Gebärde schritt er auf den Papst los. Da erschrak der feige Herr, und es reute ihn sein Übermut; schnell hob er den Kaiser auf, küßte ihn in großer Hast

und sprach, er wollte ihn nicht loslassen, bis er ihm Leib und Leben zugesichert hätte.

*

Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig ist ein Liebling der Volkssage geworden, die vieles über ihn berichtet hat; auch Volkslieder besangen ihn und seine märchenhaften Erlebnisse und wunderbaren Heldentaten jahrhundertelang.

138. **Heinrich der Löwe.** Zu Braunschweig steht aus Erz gegossen das Denkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe liegt; auch hängt dort im Dome die Klaue eines Greifes. Davon erzählt folgende Sage: Vorzeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff über das wilde Meer fuhr, erhub sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er umher, ohne Land zu finden. Bald fing den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Not wurde beschlossen, Lose in einen Hut zu werfen; wessen Los gezogen wurde, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen; willig unterwarfen sich diese Unglücklichen und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurde das Leben der übrigen eine Zeitlang gefristet; doch schickte es die Vorsehung, daß des Herzogs Los niemals herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war auf dem ganzen Schiffe bloß noch der Herzog mit einem einzigen Knechte lebendig, und der schreckliche Hunger quälte noch immer. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide losen, und auf wen das Los fällt, von dem speise sich der andere.“ Über diese Zumutung erschrak der treue Knecht, aber er dachte, es würde ihn selbst betreffen und ließ es zu; doch das Los fiel auf seinen edlen, liebwerten Herrn, den jetzt der Diener töten sollte. Und dieser sprach: „Das tue ich nimmermehr, und wenn alles verloren ist, so habe ich noch ein andres ausgesonnen. Ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geschehen wird.“ Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog hinein und nähte sie zusammen; doch hatte er ihm sein Schwert mit hineingesteckt.

Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel das bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Nähte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der teure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämtlich zu Tode. Aus dieser Not befreit, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Neste von dem hohen Baum hernieder und befand sich in einem weiten, wilden Walde, in dem er eine gute Weile fortging. Da sah er einen fürchterlichen Lindwurm mit einem Löwen streiten, und letzterer schwebte in großer Not. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Tier gehalten wird und der Wurm für ein böses, giftiges, säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es weithin durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu töten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich neben dem Schilde auf den Boden zu des Herzogs Füßen und verließ ihn von dieser Stunde an nimmermehr.

Als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während das treue Tier ihn mit gefangenem Wild ernährt hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz, mit Reisig durchflochten, und setzte sich aufs Meer. Derweilen nun einmal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Das Tier aber, das zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsbald sprang es in die Wogen und schwamm so lange, bis es auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen es sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeitlang auf den Meereswellen, und bald überkam sie Hunger und Elend.

Der Held betete und wachte und hatte Tag und Nacht keine Ruhe; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft, du schwebst hier in Pein und Not auf dem

offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude. Heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen mit deinem Weibe Hochzeit; denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen." Traurig erwiderte Heinrich, das möge wohl wahr sein, doch wollte er Gott vertrauen, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott," sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst." Sie hatten ein langes Gespräch, der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott nicht brechen. Nun schlug ihm der Teufel vor, er wollte ihn ohne Schaden samt dem Löwen noch heute abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da sollte er seiner warten; fände er ihn aber nach der Zurückkunft schlafend, so wäre er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, der von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging auf diesen Vorschlag ein und hoffte wider alle Künste des Bösen auf des Himmels Beistand. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief: „Nun wache, Herr! Ich kehre bald wieder!" Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Der Teufel fuhr zurück und wollte den Löwen auch holen, wie er verheißen hatte; es währte auch nicht lange, so kam er mit dem treuen Tier daher geflogen. Als nun der Teufel den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für tot hielt, fing laut zu schreien an, so daß Heinrich augenblicklich erwachte. Der böse Feind sah sein Spiel verloren und bereute es zu spät, das wilde Tier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft zu Boden, daß es krachte.

Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu seinem Herrn, der Gott dankte und sich aufrichtete, um hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Er ging nach der Burg, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getön scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, aber die Diener wiesen ihn zurück. „Was bedeutet das Getön und Pfeifen?" rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt hat, und ist ein fremder Herr in diesem Hause?" „Kein fremder," antwortete man ihm,

„denn er ist unsrer gnädigen Frau verlobt und bekommt heute das Braunschweiger Land.“ „So bitte ich,“ sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt.“ — Da lief einer von den Leuten hinauf zur Fürstin und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Weins bitten lasse. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm einen Becher mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein?“ sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man sonst nur der Herzogin einschenkt?“ Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring, warf ihn in den Becher und hieß diesen der Braut zurücktragen.

Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stand eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie bemerkte ihn mit dem Löwen, ließ ihn in den Saal entbieten und fragen, wie er zu dem Ringe gekommen wäre und warum er ihn in den Becher gelegt hätte. „Von keinem habe ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring habe ich hingelegt, wo er billig hingehört!“ Wie man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an und fiel vor Freuden zur Erde, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal, Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reiche. Als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich nicht davon, bis auch er verschied. Das edle Tier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

In der Volkssage hat Friedrich Barbarossa das heilige Land erreicht und selbst dessen Hauptstadt eingenommen.

139. Der Bundschuh. Als Kaiser Friedrich mit einem großen Heere Jerusalem belagerte, kam ein Teil der Seinen in große Not; Fahne und Banner waren verloren gegangen; die Kämpfer hatten kein Zeichen mehr, um das sie sich versammeln konnten, und drohten

so, leicht auseinander zu kommen. Da zog ein Ritter Dietmar einen Schuh aus, einen Bundschuh, der hoch bis ans Knie reichte und nach bayerischer Art drei Ringe hatte, und steckte ihn auf einen langen Spieß als Panier. Diesen Spieß mit dem Bundschuh gab er dem Landesfürsten, Herzog Eckhart. Der empfing ihn mit Freuden und rief dem Volke zu, sich an das Zeichen des Bundschuhs zu halten. Da hielten sie Ordnung, stritten ritterlich fünf Stunden, und Dietmar half treulich den Bundschuh bewahren, obwohl er nur noch seinen linken Schuh anhatte.

So gab der allmächtige Gott dem Herzog Eckhart unter dem Bundschuh und den Christen den Sieg, daß sie mehr als 24000 Heiden, Türken, Sarazenen und Araber erschlugen, auch die Stadt Jerusalem gewannen und den Berg Zion und das heilige Grab besetzten.

Der Herzog Eckhart begabte in der Folgezeit den kühnen und tapferen Dietmar mit einem Wappen, das einen schwarzen Bundschuh im gelben Felde zeigte.

140. Der verlorene Kaiser Friedrich. Als Kaiser Friedrich im gelobten Lande glücklich gesiegt hatte und wieder auf dem Heimwege war, widerfuhr ihm eine wunderliche Anfechtung. Sie kam durch den Papst Alexander, der ihm feindlich gesinnt war. Der Papst bestellte einen Maler, der dem Kaiser unerkannt nachzog; er malte diesen ohne sein Wissen. Der Papst schickte das Bild dem Sultan und ersuchte ihn, den Kaiser gefangen zu nehmen; nach dem Bilde würde er ihn erkennen. Der Sultan stellte dem Kaiser in Armenien nach. Eines Tages war dieser erhitzt und ritt mit einigen seiner Getreuen etwas vom Heere abseits, um sich in einem fließenden Wasser ein wenig abzukühlen. Während des Badens ging er mit seinem Kaplan etwas von den übrigen fort. In diesem Augenblicke kamen des Sultans Mannen, die in einem Hinterhalt verborgen gewesen waren, fingen den Kaiser mit seinem Kaplan heimlich und führten ihn gefangen hinweg, ohne daß die andern es merkten.

Vor den Sultan gebracht, verleugnete der Kaiser Stand und Namen und sagte, er sei Kaiser Friedrichs Dienstmannen einer, doch der Sultan ließ sein Bild holen und las ihm des Papstes Brief vor. Da erschrak der Kaiser und merkte, daß der Papst ihn

in den Tod verraten hatte und begehrte Gnade. Der Sultan aber hielt ihn mit dem Kaplan gefangen. Während der Gefangenschaft fehlte es nicht an Essen und Trinken; der Sultan ließ ihn halten, wie es einem Kaiser gebührte.

Das Heer des Kaisers wartete Tag und Nacht auf seine Rückkehr, erkundigte sich allerorts, konnte aber nichts erfahren, und niemand wußte, was ihm und seinem Kaplan geschehen war. Da wurde das ganze Volk um den Verlust des Kaisers traurig, und als es hörte, er sei vom Baden nicht zurückgekommen, meinte es, er sei sicherlich mit dem Kaplan ertrunken; einer habe wohl den anderen retten wollen und sie seien beide verloren gegangen. Einen ganzen Monat suchten seine Getreuen nach ihm, dann erst erwählten sie neue Anführer und zogen wieder heim. Als sie in Deutschland erzählten, was vorgefallen war, erhob sich ein großes Klagen um den Kaiser. Man glaubte auch jetzt noch nicht, daß er wirklich gestorben war und wartete deshalb ein ganzes Jahr, ehe man einen Nachfolger wählte.

Mittlerweile erhob sich ein Betrüger, der auch einen roten Bart hatte und in Person dem Vermißten fast glich und behauptete, er sei der verlorene Kaiser Friedrich. Viel gemeines Volk wurde dadurch betrogen, aber man nahm den falschen Friedrich gefangen und befragte ihn peinlich; da erst gestand er seinen Betrug und wurde gestraft.

Inzwischen lag Kaiser Friedrich mit seinem Kaplan beim Sultan in Babiloni gefangen. Es schien keine Hoffnung mehr vorhanden zu sein, das deutsche Land wiederzusehen und Rache an dem Papst zu nehmen. Nach einem Jahr aber, als der Sultan erfuhr, daß die beiden Gefangenen ein frommes Leben führten und Tag und Nacht mehrmals beteten, wurde er zur Barmherzigkeit bewegt, bedachte auch des Papstes Untreue und Verräterei und ließ Kaiser und Kaplan eines Tages an seinen Tisch laden. Er fragte den Kaiser, was er mit ihm gemacht haben würde, wenn er, der Sultan, in seine, des Kaisers, Gefangenschaft geraten wäre. Nach kurzem Bedenken antwortete Friedrich, er würde ihn wie einen großmächtigen Herrn behandelt, standesgemäß gehalten und nach gewisser Zeit sicherlich wieder in sein Land geführt haben; denn einen solch mächtigen Herrn möchte er sich nicht zum Feinde, sondern zum Freunde wünschen.

Als der Sultan das hörte, fand er großen Gefallen an des Kaisers Rede und sprach zu ihm: „Mein lieber Herr, es geschehe euch nach euren Worten, ich will es genau so machen, wie ihr es mit mir vorgehabt habt.“ Darüber freute sich der Kaiser, erhielt einen Freibrief, der ihm alle Beförderungen auf der weiten Reise zuteil werden ließ, auch alle Notdurft von dem Sultan an Rittern und an Unterhalt für den weiten Weg, und zog nach herzlicher Danksagung fröhlich ab.

In Deutschland wurde der Kaiser mit großer Freude empfangen, und da er erzählte, wie würdig er von dem Sultan gehalten und wie er sicher hergeführt worden wäre, verwunderte sich alles Volk und hatte nur großen Haß gegen den Papst Alexander, der den geliebten Kaiser verraten hatte. Infolge der Verräterei zog Kaiser Friedrich mit viel Volk nach Italien, um den Papst zu bestrafen, der nach Venedig floh. Der Kaiser legte sich mit einem großen Heer vor die Stadt. Die Venediger aber verstanden es, des Kaisers Sohn, Otto, mit List in ihre Hand zu bekommen. Als der Kaiser das erfuhr, wurde er von grimmigem Zorn erfüllt und schwur, er wolle nicht eher von Venedig abziehen, er hätte denn aus der St. Markuskirche einen Roßstall gemacht und seine Rosse hineingestellt, auch den Markusplatz umgeackert und Korn hineingesät.

Der Streit zog sich lange hin; endlich kam eine Verständigung zustande. Dieweil jedoch der Kaiser einen Schwur getan hatte und dabei verharren wollte, willigten die Venediger in die Erfüllung ein. Der Kaiser sollte seine Rosse während einer Nacht in die Markuskirche stellen, auf dem Marktplatze ackern und Korn säen lassen; die Venediger sollten die Stände der Rosse mit roten und weißen Steinen unterschiedlich pflastern, ebenso die Furchen, die auf dem Platze geackert wurden. Auch sollten vier irdene oder glockenspeisene Rosse in der Größe anderer Rosse auf die Pforte der St. Markuskirche gestellt werden; die Zeichen des Pflasters und die Rosse sollten zum ewigen Gedächtnis stehen bleiben. So wurde der Friede gemacht und des Kaisers Schwur gehalten.

141. Friedrich Barbarossas Tod. Die Erzählungen über den Tod Kaiser Friedrichs lauten sehr verschieden. Etliche sagen, er sei in einem Wasser ertrunken und seine letzten Worte seien gewesen: „Gebenedeiet sei Gott, der mich durch das Wasser wiedergeboren hat; wenn Gott will, daß ich durchs Wasser von dieser Welt soll hinweggenommen

werden, habe ich mich nicht zu beklagen." Der Gaul soll mit ihm ins Wasser gefallen sein. Die Seinen hoben ihn auf, doch starb er unter ihren Händen.

142. Friedrich Barbarossas Ende prophezeit. Nach dem Tode Kaiser Rotbarts kam das Gerücht auf, es wäre ihm geweissagt worden, daß er durch Ertrinken seinen Tod finden würde. Aus diesem Grunde habe er auch den Landweg vorgezogen, um nach dem heiligen Lande zu gelangen, obwohl der Seeweg kürzer und unvergleichlich weniger beschwerlich gewesen wäre.

Nach einer anderen, dem Kaiser noch ungünstigeren Prophezeiung soll ihm vorhergesagt worden sein, er werde das römische Reich erwerben wie ein Fuchs, besitzen wie ein Löwe und verlieren wie ein Hund.

Heinrich VI. (1190—1197).

Der Sohn Barbarossas, Heinrich VI., hatte ehrgeizige Pläne; er wollte alle Völker des Abendlandes von sich abhängig machen und sich ihre Herrscher als Lehnsmannen verpflichten. Aber nur mit einem gelang ihm das, mit Richard Löwenherz von England, der ihm auf mehr zufällige Weise in die Hand fiel. Als Richard auf seiner Rückkehr vom heiligen Lande in abenteuerlicher Fahrt Deutschland durchziehen wollte, wurde er durch Leopold von Österreich gefangen genommen und Heinrich VI., seinem Feinde, ausgeliefert. Erst als er sein Land von dem Kaiser als Lehen angenommen und ein hohes Lösegeld bezahlt hatte, erlangte er die Freiheit wieder. Die Sage freilich vermag anders zu berichten. Danach hatte Herzog Leopold von Österreich bei der Erstürmung von Akkon schon seine Fahne auf der Zinne der Stadt aufgepflanzt; Richard riß sie wieder herunter und warf sie in die Gosse, worauf der von Rache erfüllte Leopold sofort den Heimweg antrat.

143. Richard Löwenherz. Als Richard Löwenherz von seinem Zuge übers Meer durch Ungarn heimkehrte, fürchtete er den Herzog Leopold, den Beherrscher dieses Gebietes, wegen der ihm in Akka zugefügten Beleidigungen und versuchte deshalb heimlich und schnell ohne Entfaltung königlichen Gepränges durchzueilen. Von Bedürfnis nach Speise getrieben, kehrte er in einer Herberge (in Erdberg) bei Wien ein, nachdem er seine Diener bis auf wenige entlassen hatte. Um nicht erkannt zu werden, mühte er sich beim Kochen von Speisen mit Knechtsarbeit und briet ein Masthuhn an einem hölzernen Spieße, den er mit eigener Hand drehte; doch hatte er vergessen, seinen herrlichen Ring vom Finger abzuziehen.

Einer von Herzog Leopolds Dienern, der den englischen König gut kannte, betrat nun zufällig die Schenke, in der Richard Löwenherz am Herde saß, bemerkte den kostbaren Ring und faßte daher dessen Träger fest ins Auge, den er dann erkannte. Er ließ sich aber nichts merken, sondern kehrte in eiligem Laufe nach der Stadt zurück und erfreute den gerade anwesenden Herzog sehr durch die Nachricht von der Anwesenheit des englischen Königs. Ohne Säumen wurden die Rosse bestiegen; mit einer Schar Leute herbeieilend, nahm der Herzog den König gefangen, der das gebratene Fleisch noch in der Hand hielt und deshalb sehr verlacht wurde. Der Herzog führte ihn in die Stadt, schloß ihn in die engste Haft ein und zahlte ihm so in würdiger Vergeltung heim, wie er es verdiente.

Nach einer anderen Erzählung wagte es Richard, selbst bis in die Küche des Herzogs Leopold zu schleichen, wo er aber beim Drehen des Bratspießes von einem Diener Leopolds, der ebenfalls vor Akkon gegewesen war und Richard dort gesehen hatte, an einem kostbaren Fingerreif erkannt und zum Gefangenen gemacht wurde.

Er wurde zu Dürenstein in ehrenvollem Gewahrsam gehalten und am 23. März 1193 dem deutschen Kaiser Heinrich VI. übergeben, der ihn anfangs in Schloß Trifels, später in Worms in strenger, aber anständiger Haft hielt.

In Dürenstein spielt die bekannte Sage von Richard Löwenherz und seinem treuen Spielmann Blondel von Nesle. Als dieser getreue Diener von der Gefangennahme seines Herrn erfuhr, hielt es ihn nicht, er mußte eilen und seinen Herrn befreien. Weil er nicht wußte, wo Richard Löwenherz gefangen saß, reiste er von Burg zu Burg, von Schloß zu Schloß und sang überall ein Lied, das nur er und sein geliebter Herr kannte. Wie er endlich vor den Mauern Dürensteins angelangt war und den ersten Vers des Liedes sang, hörte ihn Richard, der oben in seinem Verließe schmachtete und sang als Antwort die zweite Strophe. „O Richard, o mein König!" rief Blondel dem Einsamen zu. Er eilte rasch zu Tale, rückte bald mit 50 Mann zum Trifels heran und stürmte ihn trotz heftiger Gegenwehr. Und wieder klang das Lied der Freunde durch die weiten Hallen und soll dort auch heute noch in einsamen Stunden gehört werden.

Auf der Burg Trifels erwarb sich Richard seinen Namen Löwenherz. Ein in der Burg gefangen gehaltener und zu diesem Zwecke

ausgehungerter Löwe wurde nämlich auf den König losgelassen, der ihn jedoch niederschmetterte, das Herz ausriß und es verzehrte.

In Wirklichkeit hat zwischen dem Herzog Leopold von Österreich und dem Könige von England niemals ein Zwiespalt bestanden. Richard Löwenherz wurde vielmehr bei seiner Rückkehr aus Palästina von dem Grafen Meinhard von Görz verfolgt und von diesem bei Wien in einer gewöhnlichen Herberge erkannt und gefangen genommen, dann aber gegen ein hohes Lösegeld an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert.

Philipp von Schwaben (1197—1208).

144. Ermordung Philipps von Schwaben. König Philipp hatte beschlossen, seine Tochter mit dem hochgeborenen Otto von Wittelsbach zu verloben. Weil dieser aber blutdürstig und unmenschlich war, änderte der König seinen Sinn und gab die beabsichtigte Verlobung auf. Nunmehr bemühte sich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach um die Hand der Tochter des Herzogs Heinrich von Polen (Gertrud, die Tochter Herzog Heinrichs von Schlesien) und sagte zu König Philipp: „Herr, ich bitte euch, zu bedenken, wie ergeben ich euch stets gewesen bin, wieviel ich in euren Diensten geleistet habe und mit wie großer Ausrüstung ich jetzt im Begriff bin, mit euch gegen eure Feinde auszuziehen. Darum bitte ich euch, jetzt ein Geringes für mich zu tun und an den Herrn Herzog von Polen einen Empfehlungsbrief zu schreiben, damit der bereits glücklich eingeleitete Heiratsvertrag durch eurer Majestät Vermittlung besser zum Abschluß komme.“ König Philipp erwiderte, das wollte er gern tun, worauf der Pfalzgraf ihm hocherfreut einen für die Angelegenheit vorbereiteten Brief übergab. Der König versprach, den Brief gleich fertigzumachen und zu versiegeln. Während Otto von Wittelsbach nun eine Zeitlang fortging, wurde der Brief im entgegengesetzten Sinne verändert und dann mit dem königlichen Siegel versehen. Nachdem der Pfalzgraf diesen veränderten Brief erhalten hatte, bemerkte er einen Flecken daran, der ihm verdächtig vorkam. Er ging zu einem seiner Vertrauten und sagte: „Öffne mir den Brief, damit ich den Inhalt erfahre!“ Sobald dieser den Brief gelesen hatte, erschrak er und sagte: „Ich bitte euch um Gotteswillen, zwingt mich nicht, den Brief zu erklären, ich sehe sonst nichts als meinen Tod vor Augen!“ Auf heftiges Drängen erst erzählte der Mann den Inhalt. Seit

dieser Zeit sann Otto von Wittelsbach voller Wut auf nichts anderes als auf den Tod des Königs, verhehlte jedoch äußerlich seinen Grimm und kam fröhlich zu ihm, um ihm zu danken.

Am anderen Tage lag König Philipp zurückgezogen in seinem Gemache, weil er an beiden Armen zur Ader gelassen war. Der Pfalzgraf schritt in der königlichen Vorhalle auf und nieder und spielte scheinbar mit dem entblößten Schwerte, näherte sich darauf dem Schlafgemache des Königs, klopfte heimlich an, trat ein und hielt auch vor dem Könige das bloße Schwert in der Hand. Philipp sagte zu ihm: „Lege dein Schwert ab; denn für dergleichen ist hier nicht der Ort!“ worauf Otto erwiderte: „Allerdings ist hier der Ort dafür, daß du für deine Treulosigkeit büßest!“ Und sogleich traf er ihn mit einem Hiebe in den Nacken, ohne noch eine zweite Wunde hinzuzufügen. Die Anwesenden wollten ihn ergreifen, doch entsprang er durch die mit Gewalt geöffnete Tür und entfloh.

Nach anderer Überlieferung hat der bis dahin allzeit treu erfundene Otto von Wittelsbach, der Neffe des großen Wittelsbachers, den König durch Scherze und Fechterkünste in dessen Gemach unterhalten, während des Spieles aber die Halsschlagader Philipps getroffen und durchschnitten, so daß sich dieser verblutete.

Friedrich II. (1215—1250).

145. Friedrichs II. Wahnideen. Von Friedrich II. wird eine Reihe von Geschichten berichtet, die durchaus sagenhafte Eigenart zeigen. Der Berichterstatter Salimbene von Parma nennt diese Geschichten Wahnideen, die der Kaiser gehabt habe.

Die erste Wahnidee: Friedrich verlangte, die erste Silbe seines Namens solle mit i geschrieben werden, also „Fridericus“. Als sein Schreiber sie aber mit einem e schrieb, also „Fredericus“, ließ er ihm um dessentwillen den Daumen abhauen.

Die zweite Wahnidee: Der Kaiser wollte untersuchen, welche Sprache und Sprechweise solche Kinder annehmen würden, die bei ihrem Heranwachsen mit niemand sprächen, auch keinen menschlichen Laut hörten. Deshalb befahl er den Ammen und Pflegerinnen, sie sollten den Kindern zwar Milch geben, sie baden und putzen, aber in keiner Weise schön mit ihnen tun und mit ihnen sprechen. Er wollte nämlich erforschen, ob sie die hebräische Sprache,

als die älteste, sprechen würden oder die griechische, lateinische, arabische oder aber die Sprache der Eltern, die sie geboren hätten. Doch der Kaiser mühte sich vergebens, weil die Knaben und anderen Kinder alle starben; sie vermochten nicht zu leben ohne das Händepatschen und das fröhliche Gesichterschneiden und die Koseworte ihrer Ammen und Nährerinnen.

Eine weitere Wahnidee Friedrichs II. war, daß er einen gewissen Nicola gegen seinen Willen mehrfach auf den Boden des Faro sandte. Der Faro in Sizilien aber war ein Meeresarm bei Messina, wo zuweilen eine heftige Strömung herrschte und gewaltige Sprudel entstanden, die die Schiffe verschlangen und in die Tiefe rissen. Auch gab es in diesem Faro Sandbänke, Strudel, gewaltige Klippen und manchen Schiffbruch.

Mehrere Male kehrte der auf den Boden des Faro gesandte Nicola zurück. Als der Kaiser aber erfahren wollte, ob Nicola wirklich und wahrhaftig bis zum Grunde getaucht und von da zurückgekehrt wäre oder nicht, warf er seinen goldenen Becher an der Stelle ins Meer, wo es am tiefsten war. Nicola tauchte wieder hinab, fand den Becher und brachte ihn zurück. Der Kaiser erstaunte; wie er aber den Taucher noch einmal hinabsenden wollte, sprach dieser zu ihm: „Schicke mich um keinen Preis wieder dorthin, weil das Meer in der Tiefe so aufgeregt ist, daß ich jetzt niemals zurückkehren würde!“ Der Kaiser sandte ihn trotzdem hinunter, und niemals kehrte der Taucher wieder, sondern ging zugrunde; denn zu Zeiten eines Seesturmes gibt es in jener Meerestiefe viele große Fische und außerdem, wie Nicola berichtet hatte, Klippen und viele Schiffstrümmer.

Jener Nicola war ein Mann aus Sizilien, der einst seine Mutter schwer gekränkt und erbost hatte. Da sprach sie den Fluch über ihn aus, daß er sich stets im Wasser aufhalten und selten auf dem festen Lande erscheinen sollte. Und so geschah es mit ihm.

Als weitere Wahnidee wurde von Friedrich II. gefabelt, er habe einen Mann lebendig in ein fest verschlossenes Faß gesperrt und darin sterben lassen, um damit zu zeigen, daß auch die Seele gänzlich zugrunde gehe.

Eines Tages fragte er in seinem Palaste seinen Sternkundigen Michael Scotus, wie weit er vom Himmel entfernt sei. Als dieser ihm seine Ansicht sagte, ließ der Kaiser ihn unter dem Vorwande

einer Vergnügungsreise an andere Plätze seines Reiches bringen und dort mehrere Monate festhalten. Inzwischen mußten Baumeister und Bauschreiner den Saal des kaiserlichen Palastes in einer Weise senken, daß niemand es bemerken konnte. Als der Kaiser nach geraumer Zeit wieder mit dem genannten Sternkundigen in demselben Palaste weilte, fragte er ihn so ganz beiläufig, ob er noch ebenso weit vom Himmel entfernt wäre, wie er ihm kürzlich gesagt hätte. Der Sternkundige machte seine Berechnungen und erwiderte, entweder müßte der Himmel sich erhöht oder die Erde sich gesenkt haben. Und da erkannte der Kaiser, daß Scotus ein wahrer Sternkundiger war.

146. Ezzelino. Als Ezzelino einmal mit all seinem Kriegsvolk beim kaiserlichen Heere war, wettete er mit dem Kaiser, wer von beiden das schönste Schwert habe. Der Kaiser zog das seine aus der Scheide, das von Gold und Edelsteinen wunderbar glänzte. Herr Ezzelino sprach: „Das ist gewiß ein schönes Schwert, doch das meinige ist in seiner Schmucklosigkeit noch ungleich schöner!" Und damit riß er es aus der Scheide. Im selben Augenblick zogen sechshundert Ritter, die sein Gefolge bildeten, sowie sie ihren Herrn das Schwert zücken sahen, im Nu vom Leder. Als der Kaiser diese Wolke von Schwertern erblickte, sprach er erstaunt: „Freilich, ja, das deinige ist schöner!"

147. Die drei Edelsteine. Der mächtige Priester Johann in Indien schickte einmal eine ansehnliche Gesandtschaft an den edlen und gewaltigen Kaiser Friedrich. Der Zweck dieser Botschaft war, zu erfahren, ob der berühmte Kaiser, den man einen Spiegel der Welt in Reden und Sitten nannte, wirklich in Worten und Werken weise wäre. Johann schickte dem Kaiser drei köstliche Edelsteine; Friedrich forschte nicht nach ihren Eigenschaften, Johann aber ließ fragen, was das Beste auf der Welt wäre, worauf der Kaiser antwortete, Maß sei das Beste auf der Welt.

Nachdem sich die Gesandten längere Zeit am Hofe aufgehalten und alles bewundert hatten, nahmen sie Abschied und kehrten zu ihrem Herrn zurück, wo sie nicht genug den Hof des Kaisers, die edlen Sitten und das Benehmen der Ritter rühmen konnten.

Der Priester Johann war nicht zufrieden; er meinte, der Kaiser sei wohl weise in Worten, aber nicht in der Tat, denn er habe nicht nach den Eigenschaften der kostbaren Steine gefragt.

Später ordnete der Priester Johann noch einmal Boten zum Kaiser ab und bot ihm die Würde eines Seneschalls an seinem Hofe an, ließ ihn auch von der Menge seiner Reichtümer und der großen Zahl seiner Untertanen unterrichten.

Weil der Kaiser nicht nach den Eigenschaften der kostbaren Steine gefragt hatte, so hatten diese ihre Eigenschaften verloren, und der Priester Johann schickte deshalb noch seinen liebsten Edelsteinkundigen heimlich an den Hof des Kaisers, um die drei köstlichen Steine wieder in seine Gewalt zu bringen. Vor den Kaiser geführt, verstand der fremde Mann es, den Kaiser zu bewegen, ihm die drei kostbaren Steine zu zeigen. Voller Freude nahm dieser einen Stein in die Hand und sagte: „Dieser Stein, o Herr, wiegt die beste eurer Städte auf!" Als er den andern in die Hand nahm, sprach er: „Und dieser ist die beste eurer Provinzen wert!" Beim dritten Steine rief er aus: „Herr, dieser gilt mehr als das ganze Kaiserreich!" Bei diesen Worten schloß er die Hand, in der er die drei Steine hielt, und die Eigenschaft des einen dieser Steine machte ihn unsichtbar. So konnte er ungehindert die Treppe hinabsteigen, zu seinem Herrn zurückgelangen und ihm mit großer Freude die drei seltenen Steine wieder übergeben.

148. Der Fingerreif. Die Kleinodien, die der Priester Johann in Indien dem Kaiser Friedrich sandte, weil dessen Ruhm bis zu ihm erschollen war, bestanden aus einem Fingerreif mit drei wunderkräftigen Edelsteinen. Der eine war himmelblau; wer ihn an der Hand trug, besaß die Kräfte dreier Männer und konnte von keiner Waffe verletzt werden. Der zweite Edelstein war rot; wer ihn besaß, für den war kein Wasser zu tief, und wenn er ein Jahr am Grunde läge, würde er nicht gestorben und vom Wasser verdorben sein. Der dritte Edelstein, goldfarbig, machte auf der Stelle unsichtbar.

149. Friedrichs Verschwinden. In der deutschen Sage, soweit sie uns in dem Bruchstück einer Papierhandschrift erhalten ist, wird ein Brief mitgeteilt, den der Priester Johann an den Kaiser Friedrich geschrieben und worin er die Macht seines geistlichen Reiches, die Pracht seiner Hofhaltung, die Herrlichkeit seiner Paläste, seiner Wunderbrunnen, Weltspiegel usw. in ruhmreichen Worten beschrieben hat.

Der Priester Johann sandte dem Kaiser verschiedene Kleinodien, ein von Salamandern gewobenes, im Feuer waschbares

Kleid und eine Flasche von dem Wasser eines Wunderbrunnens, der allezeit Gesundheit und Kraft gibt. Von diesem Wasser sollte der Kaiser ein Jahr und drei Monate lang jeden Tag nüchtern trinken, so bliebe er gesund und lebe darnach 300 Jahre und drei Monate. Außerdem sandte er noch einen kostbaren Fingerring. Der Priester Johann bemerkte dabei, der Kaiser möchte die Kräfte dieser Kleinodien prüfen lassen und darnach glauben, ob auch das andere, was er geschrieben habe, wahr wäre.

Bald darauf ließ der Kaiser einen Hof nach Aachen entbieten und vor versammelten Großen den Brief des Priesters Johann vorlesen, nur die Stelle von dem unsichtbar machenden Stein ließ er nicht mitteilen, diesen selbst auch nicht vorzeigen, während alle übrigen Kleinodien dargereicht und versucht wurden.

Die Boten des fremden Priesters bewunderten eine Zeitlang den deutschen Kaiserhof, wo sie prächtig gehalten wurden, und erhielten als Gegengeschenke kostbare Gaben, so u. a. von König Philipp von Frankreich, der auch anwesend war, einen Dorn aus der heiligen Dornenkrone, dem Reichskleinod von Frankreich, und von Kaiser Friedrich selbst einen langen und breiten Span aus dem Kreuzholze.

Die drei Kleinodien wurden von Kaiser Friedrich sorgfältig aufbewahrt, und als er vom Papst Honorius in den Bann getan worden war, ritt er zur Osterzeit, um die Christenheit nicht in dieser heiligen Feier zu beirren, da er ja selbst in keine Kirche gehen und keine Messe hören durfte, auf die Jagd. Niemand von seinen Jägern wußte von seinem Vorhaben, nur Edelherren ritten mit. Der Kaiser legte das kostbare Gewand an, das ihm der Priester Johann aus Indien gesandt hatte, nahm die Flasche vom Wunderbrunnen und die drei Edelsteine mit und bestieg ein gutes Roß. Im Walde nahm er den Ring mit dem unsichtbar machenden Stein an seine Hand und verschwand während der Jagd. Seitdem wurde er nimmer gesehen.

Konrad IV. (1250—1254), **Wilhelm von Holland** (gest. 1256) **und Konradin** (gest. 1268).

150. Konradins Ende. Zu den zahlreichen Geschichten, die neben manchem Tatsächlichen eine ganze Reihe sagenhafter Züge enthalten, gehört u. a. die Erzählung über den Tod Konradins von Schwaben und seines Freundes Friedrich von Österreich.

Als Konrad und der Markgraf von Baden, die beiden an Alter und Unglück gleichen Jünglinge, vor ihrem übermächtigen Feinde entwichen, weil sie ihr Heer geschlagen und Hoffnung auf Rettung nur noch in der Flucht sahen, verkleideten sie sich mit Kapuzen und Mänteln von Reitknechten und versuchten über das unwirtliche Gebirge zu entkommen. Nach acht Tagen gelangten sie endlich nach Astura (südöstlich von Rom; es war in den ersten Septembertagen 1268). Hier trieben sie einen Fischer auf, der sie, durch großartige Versprechungen bewogen, in einem Fischerkahn entweder an die Küste von Pisa oder die von Siena fahren sollte. Da sie kein Geld besaßen, gab Konrad dem Fischer seinen Ring als Unterpfand. Unter dem Vorgeben, Lebensmittel in den Kahn zu holen, ging der Fischer zu seinen Nachbarn, zeigte ihnen den Ring und erkundigte sich bei Kennern nach seinem Werte. Als nun ein Wort das andere gab, ließ er durchblicken, daß Jünglinge von edlem Aussehen, aber in schlechter Kleidung zu ihm gekommen seien, erzählte auch offen, was für ein Ansinnen sie an ihn gestellt und was für Versprechungen sie gemacht hätten. Hierdurch wurden die Städter zu dem Verdachte geleitet, daß der eine von ihnen wohl Konradin sein könnte, auf dessen Kopf ein großer Preis gesetzt war. Sein Leichnam war nämlich unter den Gefallenen nicht aufgefunden worden, und Karl von Anjou hatte befohlen, mit allem Fleiße auf ihn zu fahnden. Die beiden unglücklichen Jünglinge wurden deshalb gefangen genommen und gefesselt zu Karl geführt. Über sie und andere edle Männer, die in Gewahrsam gehalten worden waren, wurde zu Gericht gesessen. Der Graf von Flandern, der Verwandte und Schwiegersohn des Königs, war der Meinung, man sollte Sprößlingen aus so erlauchtem Blute das Leben schenken und sich Konradin durch ein Ehebündnis verbinden. Ihm stimmten alle bei, deren Sinn nicht von leidenschaftlichem Hasse befangen war. Die Mehrzahl aber meinte, an den Friedensstörern des Reiches sollte ein öffentliches Strafgericht vollzogen werden, und bei dem grausamen König drang diese härtere Ansicht durch. Auf dem Marktplatz der Stadt Neapel wurde deshalb ein Gerichtstag angesetzt. Auf der Erde waren seidene und purpurne Tücher ausgebreitet. Hierher wurden die Gefangenen zu einem jammervollen Schauspiel geführt. Die Bevölkerung der Stadt stand umher, um das traurige Schicksal eines so edlen Hauses

zu beweinen. Die Bewohner der benachbarten Städte waren scharenweise zusammengeströmt. Niemand konnte ohne Tränen in den Augen die wohlgestalteten Jünglinge ansehen, deren Vorfahren die Kaiserkrone getragen hatten und die nun so frühe sterben mußten. Und so bejammernswert erschien deren Untergang, daß er sogar den Urhebern dieses schreienden Unrechtes Tränen auspreßte. Zuerst bot der Markgraf von Baden seinen weißen Nacken dem Schwerte des Henkers dar.

Konradin hob das abgeschlagene Haupt seines Freundes, dessen Lippen noch das „O Maria, o Maria!" flüsterten, von der Erde auf und küßte es, zog es wiederholt an sich und brach unter jammervollen Wehklagen in die Worte aus: „Ach, edler Jüngling, teurer Bruder, zu solchem Lose habe ich dich aus deinem Vaterhause, aus den Armen deiner Mutter gerissen! Darf ich noch meinen Blick zu dir erheben, der du das Leben verlierst, indem du mir ein Königreich erobern wolltest? O, du herrlicher Freundschaftsbund, wie traurig bist du zunichte geworden! O, geliebtester Genosse, wohin ist deine Stimme, deine Empfindung! Warum antwortest du nicht, warum schweigst du? Schon, Unglücklicher, bist du in das Jenseits hinübergeeilt, rasch werde ich dir folgen, der ich noch weit unglücklicher bin. Dir und mir hat das Erbe meiner Väter den Tod gebracht. O über solchen Urteilsspruch, solche Rechtssatzungen einer gottlosen Nation! Doch die Götter mögen darüber richten, und wenn wir gerechte Strafe leiden, dann mögen sie das Reich der Franzosen erhalten, hier bis in alle Ewigkeit. Ist aber die Ursache unseres Todes ein Unrecht, dann mögen sie diese Krone auf die Aragonesen übertragen und an der verbrecherischen Nation Rache nehmen. Denn ich meinerseits hinterlasse alle Anrechte, die ich an das Königreich Sizilien habe, letztwillig Peter von Aragon!" Damit warf er seinen Siegelring von sich, gleichsam zum Zeichen der Übergabe des Königreiches.

Den Siegelring hob später irgendein Soldat auf und überlieferte ihn dem König von Aragon. Bald darauf wurde Konradin und nach ihm die anderen enthauptet. Und damit der Henkersknecht sich nicht einmal brüsten könnte, so erlauchtes Blut vergossen zu haben, wurde er selbst von der Hand eines zweiten Henkers geköpft.

Deutschland war nach dem Tode Konrads IV. lange ohne Oberhaupt. Wilhelm von Holland, der zwar die Krone übernahm, wurde

nur am Niederrhein anerkannt und fand schon 1256 in Friesland einen gewaltsamen Tod. Wohl wählten einige Kurfürsten den Bruder des Königs von England, Richard von Cornwallis, zum Kaiser, andere den mit der hohenstaufischen Linie verwandten König Alfons von Kastilien; aber diese beiden können ebensowenig wie Wilhelm von Holland als wirkliche Herrscher in Deutschland angesehen werden. Es kam die kaiserlose, die schreckliche Zeit, in der die Sage, die der stillen Ruhe zu ihrer Entwicklung so notwendig bedarf, nicht gedeihen konnte.

151. Albertus Magnus und König Wilhelm von Holland. Als Kaiser Wilhelm von Holland im Jahre 1248 auf den Tag der drei Könige in Köln ankam, wurde er von Albertus Magnus, einem sehr gelehrten und berühmten Mönche, mit seinem ganzen Hofe in einen Garten beim Predigerkloster zu Gast gebeten. Der Kaiser willfahrte der Einladung gern; an dem Tage herrschte aber nicht allein große, unleidliche Kälte, sondern es war auch tiefer Schnee gefallen, weshalb die kaiserlichen Räte und Diener an des Mönchs unordentlicher Ladung Mißfallen hatten und dem Kaiser abrieten, außerhalb des Klosters zu so strenger winterlicher Zeit Mahl zu halten. Doch ließ er sich nicht umstimmen, sondern stellte sich samt den Seinen zu rechter Zeit ein.

Der Mönch hatte etliche Tische samt aller Bereitschaft in den Klostergarten stellen lassen, in dem Bäume, Laub und Gras mit Schnee bedeckt gewesen waren, so daß jedermann über die seltsame und widersinnige Anstalt den Kopf schüttelte; auch hatte er eine gute Anzahl überaus schöner, ansehnlicher Gesellen zur Stelle gebracht. Als der Kaiser samt Fürsten und Herren zur Tafel saß und die Speisen vorgetragen und aufgestellt waren, wurde der Tag unversehens heiter und schön, der Schnee schmolz zusehends, und ein lustiger, lieblicher Sommertag erschien. Laub und Gras wurden augenscheinlich grün, allerhand schöne Blumen brachen aus dem Boden hervor, die Bäume fingen an zu blühen und gleich nach der Blüte Früchte zu tragen; darauf fiel allerhand Gevögel nieder und erfüllte den ganzen Ort mit lieblichem Gesange; die Hitze nahm dermaßen überhand, daß man sich von der winterlichen Kleidung zum Teil entblößen mußte. Es sah aber niemand, wo die Speisen gekocht und zubereitet wurden; auch kannte niemand die zierlichen und willfährigen Diener oder wußte, wer und von wannen sie waren, und jedermann war voll großer

Verwunderung über all die Anstellung und Bereitschaft. Als aber die Zeit des Mahls herum war, verschwanden erstlich die wunderbar köstlichen Diener des Mönchs und dann die lieblichen Vögel samt Laub und Gras auf Bäumen und Boden, und alles war mit Schnee und Kälte dem anfänglichen Winter wieder ähnlich geworden, so daß man die abgelegten Kleider wieder anlegte und die strenge Kälte dermaßen empfand, daß alle zum Feuer und zur warmen Stube eilten.

Solcher abenteuerlichen Kurzweil halben begabte Kaiser Wilhelm den Albertus Magnus und seinen Predigerorden reichlich mit Gütern und hielt ihn wegen seiner großen Geschicklichkeit in hohem Ansehen und Wert.

152. Tod Wilhelms von Holland. Im Januar 1256 wurde König Wilhelm von Holland von den Friesen erschlagen, derweilen er mit seinem Heere in Friesland weilte. Als er in eine Stadt dieses Landes gekommen war, fand er hier ein Grabmal von wunderbarer Arbeit. Auf seine Frage, wem das mit so wunderbarer Kunst gezierte Grabmal wäre, sagten ihm die Bürger, daß noch niemand darin begraben läge; es wäre von ihren Voreltern errichtet worden, die durch eine Prophezeiung erfahren hätten, daß an diesem Orte einmal ein römischer König beerdigt werden würde.

Als Wilhelm nun nach Besiegung und Unterwerfung von ganz Friesland als Sieger schon das Land verlassen wollte, wurde er von einigen am Wege in einem Röhricht liegenden Flüchtlingen mit Spießen getötet und von den Bewohnern des Landes im neunten Jahre seines Königtums in dem vorerwähnten Grabmale beigesetzt.

In Wirklichkeit ist er von den Friesen, die ihn erschlagen hatten, ohne ihn zu kennen, heimlich in einem Bauernhaus verscharrt worden.

* * *

5. **Kaiser aus verschiedenen Häusern** (1273—1437).

Rudolf von Habsburg (1273—1291).

Auch in den nachfolgenden Zeiten erhob sich die Sage nur selten aus dem Schmollwinkel, in den sie sich vor all dem Lärm und Streit,

der Unruhe und dem Hader der Welt zurückgezogen hatte. Von den Kaisern, die nunmehr aus den verschiedenen Häusern den Thron bestiegen, sind eigentlich nur noch drei mit dem Kranze der Sage geschmückt: Rudolf von Habsburg, Ludwig der Bayer (mit Friedrich dem Schönen von Österreich) und der letzte Ritter, Kaiser Maximilian I. Um die andern hat sich die Volksüberlieferung kaum noch gekümmert, und wenn sie einen Anlauf zur Sagenbildung machte, neigte sie sich mehr der Anekdote zu, die schon bei Rudolf von Habsburg ganz deutlich hervortritt.

153. **Ursprung der Habsburger.** Graf Rudolf von Habsburg leitete seinen Stamm von alten Vorfahren aus der Stadt Rom ab. Als nämlich einstmals zwei Brüder wegen Ermordung eines römischen Edlen aus der Stadt verbannt wurden, gab ihr Vater, ein Römer von hohem Adel, jedem von ihnen eine unermeßliche Summe Geldes mit und befahl ihnen, in abgelegene Gegenden zu ziehen. Sie gingen nach Oberdeutschland; der ältere war darauf bedacht, Güter und Burgen anzukaufen, der jüngere aber suchte sich recht viele Vasallen zu verschaffen.

Als nun der Vater nach einigen Jahren seine Söhne besuchte und sah, was der ältere angekauft hatte, lobte er dessen Klugheit; wie er aber den jüngeren fragte, was er getan hätte, antwortete dieser, er habe alles in einer einzigen Burg niedergelegt. Und nachdem er die Menge seiner Vasallen und deren Söhne, aufs beste bewaffnet, auf den Berg beschieden hatte, wo die Burg Habsburg stand, führte er seinen Vater dahin und versicherte ihn, diese Schar wehrbarer Männer, die mit ihren männlichen Nachkommen alle seine getreuen Vasallen vorstellten, was diese auch bestätigten, sei seine Burg. Als das der Vater sah, freute er sich seines hohen adligen Sinnes und wies ihm einen großen Schatz an. Von diesen Brüdern stammen alle späteren Habsburger ab.

154. **Radbod von Habsburg.** Im zehnten Jahrhundert gründete Radbod auf seinem eigenen Gute im Aargau eine kleine, aber feste Burg, Habsburg genannt (Habichtsburg, Felsennest). Nach ihrer Vollendung kam Bischof Werner, sein Bruder, der ihm Geld dazu hergegeben hatte, um den Bau zu sehen, und war mit dem kleinen Umfang unzufrieden. Nachts aber ließ Graf Radbod seine Dienstmannen aufbieten und die Burg umringen. Als nun der Bischof morgens ausschaute und sich verwunderte, sprach sein

Bruder: „Ich habe eine lebendige Mauer erbaut, und die Treue tapferer Männer ist die festeste Burg!"

An der Thronbesteigung eines so sehnsuchtsvoll erwarteten und später in seinen Taten mit teilnehmenden Wünschen des breiten Volkes begleiteten Kaisers mußte selbst der Himmel Wohlgefallen haben. Darum die vielfachen Erzählungen von Vorhersagen und Himmelszeichen, von denen einige mitgeteilt werden.

155. Weissagungen auf Rudolf von Habsburg. Rudolf von Habsburg weilte in seiner Jugend an dem Hofe Friedrichs II., seines Paten. Hier weissagte ihm ein Sterndeuter die Königskrone und riet ihm an, den Hof zu verlassen, um des Kaisers Eifersucht nicht zu erregen. Eine Einsiedlerin prophezeite ihm als Lohn für seine Ehrfurcht und den Dienst, den er einst einem Priester erwies, der mit dem Allerheiligsten durch ein Wasser schreiten wollte und dem er beistehend und ihn hindurchleitend, sein Pferd schenkte, ebenfalls die Königskrone.

Ein Einsiedler, der in der furchtbaren Zeit des Faustrechts mit Weib und Kind zwölf Jahre im Walde gelebt hatte, verbreitete die Weissagung eines vom Gürtel an wie ein Weib gestalteten Wesens, daß Deutschland binnen drei Wochen einen König haben würde, der fünfzehn (achtzehn) Jahre herrschen werde. Diese Weissagung ging auf Rudolf von Habsburg.

156. Traum des Minnesängers Walter von Klingen. Der Minnesänger Walter von Klingen, ein reicher und frommer Mann aus freiem Stande, hatte im Jahre 1273 einen merkwürdigen Traum: Die Herren des hohen Adels, das heißt die Wähler des römischen Königs, waren alle in einem Hause zur Wahl versammelt. In ihrer Mitte stand die goldene Königskrone mit ihrem reichen Schmuck. Die Herren sprachen und verhandelten über die Königswahl. Da sagte einer von ihnen: „Wer von uns diese Krone aufzuheben vermag, soll von allen als König anerkannt werden!" Der Vorschlag gefiel allgemein und wurde angenommen. Nun versuchten alle nacheinander ihre Kräfte, aber keiner von ihnen vermochte die goldene Krone von der Erde zu lichten. Endlich kam Graf Rudolf von Habsburg an die Reihe, der sie mit kräftiger Hand emporhob und sich aufs Haupt setzte. Die Tatsache hat die Wahrheit dieser Erscheinung später bewiesen.

157. Rudolfs Krönung in Aachen. Bei der Wahl Rudolfs von Habsburg zu Aachen erschien über dem Münster ein helles, schönes Kreuz, so lang wie breit. Es schwebte über dem Könige, bis er gekrönt war und die Weihe empfangen hatte.

158. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Kaiser Rudolf von Habsburg war in Erfurt, als er sich schwach zu fühlen begann; dem darauffolgenden Fürstentage zu Frankfurt vermochte er nicht mehr vorzustehen. Allen tat seine Krankheit weh; die Ärzte wandten ihr Möglichstes an, um ihn wieder herzustellen. Ein Jahr lang hielten sie ihn hin und erklärten seinen Zustand für die Überlast des Alters. Da nahm der Kaiser seinen Weg von Frankfurt nach der Burg Germersheim. Als seine Schwäche merklich zunahm und keine Hilfe mehr möglich schien, wurden die Ärzte unter sich eins, dem Kaiser die Wahrheit nicht länger zu verhehlen. Er saß gerade am Schachbrett, als einer der Ärzte ihm die betrübende Botschaft eröffnete und dabei bemerkte, daß ihm wohl höchstens noch fünf Tage übrig sein möchten. „Nun denn!" rief Rudolf, „wenn dem so ist, so ist meines Bleibens hier nicht länger. Laßt uns aufbrechen und nach Speier ziehen, wo die anderen deutschen Könige begraben liegen!" Alle waren verwundert; aber der König nahm Abschied von dem wehklagenden Gesinde zu Germersheim und ritt fort in der Mitte zweier Geistlichen, die mit ihm von Gott und Ewigkeit sprachen.

Die Kunde von dem Vorgefallenen verbreitete sich mit Windeseile im Lande, und von überall her lief das Volk herbei an die Straße, die der Kaiser zog, um ihn noch einmal zu sehen.

In Speier angekommen, bat er Gott um Verzeihung und bereitete sich auf sein letztes Stündlein vor, wie es ein gläubiger Mensch zu tun pflegt. Er bedachte alle seine Diener und Getreuen mit Gaben und ward hinweggenommen.

In der Stadt war die Klage groß. Man hatte nicht nötig, zum Begräbnis einzuladen; denn wer an den Ufern des Rheines seßhaft war, begab sich schleunigst nach Speier, wo man den Kaiser begrub, wie er es selbst gewünscht hatte.

Selbst mit dem Grabdenkmal Rudolfs beschäftigte sich der sinnende Volksgeist, der sein Gedächtnis in ruhmvollen Ehren hielt.

*

159. **Rudolfs Marmorbild.** Rudolf von Habsburg hatte eine schöne, hohe und schlanke Gestalt. Ottokar von Steier schließt Rudolfs Lebensbeschreibung mit der Angabe, daß ein kluger Steinmetz, der den König in Marmor nachgebildet hatte, ihm immer nachreiste, um jede Runzel nachzutragen, und daß dieser Marmor dann später in Speier auf des Kaisers Grab gelegt worden sei. Des Königs Ruhm aber genügend zu preisen, war selbst Herr Wolfram von Eschenbach nicht fähig gewesen.

Das dankbare Volk hielt Rudolfs Gedächtnis noch lange so in Ehren, daß es von einem, der nicht als treu und wahr befunden wurde, sagte: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!"

160. **Kaiser Rudolfs Nase.** Von Kaiser Rudolf von Habsburg wird eine ganze Reihe sagenhafter Geschichten überliefert, die schon mehr in das Gebiet der Anekdote oder des Schwankes neigen. Besonders gab die lange Nase des Kaisers zu allerlei Schwankerzählungen Anlaß.

Als Rudolf von Habsburg noch Graf war und sich auf seinem Schlosse Kyburg aufhielt, kamen eines Tages die Herren von Regensberg — seine alten Nebenbuhler — zusammen und sprachen: „Diesmal soll der elende Graf unseren Händen nicht entwischen, diesmal soll er seine lange Nase verstoßen!" Nun war bei ihnen aber ein närrischer Mensch, den sie nicht achteten; dieser eilte sofort von Regensberg nach Kyburg, klopfte an das Tor und verlangte dringend den Grafen zu sehen. Als er hereingeführt wurde, betrachtete er sich das Antlitz des Grafen eine gute Weile und sprach dann kopfschüttelnd: „Nein, nein, so lang ist deine Nase doch nicht, wie meine Herren zu Regensberg heute gesagt haben!" Der Graf horchte diesen merkwürdigen Worten zu und sagte: „Was hast du gesagt, wie hast du gesprochen?" Der Narr aber erwiderte: „Meine Herren waren heute zahlreicher als sonst beisammen und sprachen: ‚Dem Grafen wollen wir seine lange Nase zerreiben!'" Nun merkte Rudolf sogleich, was im Werke war, sammelte seine Kriegsschar, brach gen Regensberg auf, traf unterwegs die gegen ihn verschworenen Ritter und schlug sie zu Paaren, so daß diesmal die Gegner mit langer Nase abzogen. —

Als das Volk einst in Eßlingen (1278) den Kaiser arg umdrängte, rief ein frecher Kerl laut, Rudolfs Adlernase verhindere ihn, vorbeizugehen. Ohne aufgebracht zu sein, wandte der Kaiser

seinen Kopf nach der andern Seite und sagte: „Jetzt gehe, meine Nase soll dir den Weg nicht sperren!“ Und alles Volk jubelte. Der Kaiser fügte noch hinzu: „In einer freien Stadt müssen Geister und Zunge frei sein.“

161. Die Bäckersfrau. Als König Rudolf von Habsburg in Mainz war, kam einst am frühen Morgen ein starker Frost, und die Kälte belästigte ihn über die Maßen. Seinem Hause gegenüber aber lag eine Bäckerei, die Überfluß an brennenden Kohlen hatte. Der König zog sich nur sein Unterkleid an und lief schnell hinüber. Die Bäckersfrau aber, die ihn nicht erkannte, fuhr ihn mit heftigen Worten an und sagte, es wäre nicht recht, daß die Ritter bei armen Weibern einkehrten. Rudolf aber meinte demütig zu dem Weibe: „Liebe Frau, laßt euch durch meine Anwesenheit nicht stören; ich bin ein alter Soldat, der all sein Gut im Dienste des erbärmlichen Königs Rudolf angewandt hat. Allen guten Versprechungen zum Trotz läßt er mich nun darben!“ Das Weib erwiderte: „So folgt ihr also dem König Rudolf, dem erbärmlichen blinden, alten Manne, dem Sohne eines gemeinen Weibes, der das ganze Land verwüstet und alle Armen verschlungen hat? Euch treffen diese und andere Übel mit Recht!“ Der König meinte: „Was hat er euch denn Übles getan?“ Sie antwortete mit großer Bitterkeit und tadelte und schmähte den König auf das schimpflichste: „Ich und alle Bäcker in der Stadt, mit Ausnahme von zweien, sind durch ihn verarmt, daß wir in unseren Tagen nicht mehr zu dem früheren Wohlstand gelangen können.“ Und ganz ärgerlich fuhr das Weib ihn an: „Macht euch fort von hier, ihr stört uns in unseren Geschäften!“ Der König jedoch weigerte sich, zu gehen. Doch da wurde das Weib unwillig, nahm ein Gefäß mit kaltem Wasser, übergoß damit die Kohlen und den König, der sich alsbald fortmachte und sich schleunigst in seine Wohnung begab. Als der König später bei Tische saß, setzte ihm der Truchseß einen Schweinskopf vor. Da gedachte der König der Wohltaten, die ihm die Bäckerin erwiesen hatte, und wünschte, ihr seinen Dank abzustatten. Er ließ deswegen seine Wirtin rufen und sprach zu ihr: „Nimm diese Schüssel mit Fleisch, dazu ein Viertel Wein und bringe es deiner Nachbarin im Namen des alten Soldaten, der sich bedanken läßt, weil er sich heute morgen

bei ihren Kohlen erwärmt hat!“ Dann erzählte der König, wie ihn die Bäckerin geschimpft und verwünscht hätte und erregte dadurch große Heiterkeit. Als die Bäckerin aber hörte, daß es der König gewesen wäre, den sie so geschmäht hatte, wurde sie über die Maßen bestürzt, kam zu ihm und bat flehentlich, ihr die Schmach zu vergeben, die sie ihm angetan hätte. Der König aber wollte ihr nicht anders vergeben, als wenn sie die Schmähungen, die sie ihm gesagt hatte, jetzt öffentlich vor allen Herren wiederholte. Das tat denn die Frau auch, erfüllte den Willen des Königs und brachte auf diese Weise viele zum Lachen.

Ludwig der Bayer (1313—1347) **und Friedrich der Schöne von Österreich** (gest. 1330).

Wiederum gab es eine Doppelwahl und ein Doppelkaisertum, und wiederum wurde das deutsche Reich ein Spielball selbstsüchtiger Fürsten, wurden deutsches Land und Volk zum Zwiespalt mit all seinen verderblichen und zersetzenden Folgen verurteilt. Die Gegner waren beide Urenkel des großen Rudolf von Habsburg und gemeinsam in Wien erzogen, also Jugendfreunde; beide waren sie auch, wie berichtet wird, in brüderlicher Liebe einander zugetan. Als Friedrich der Schöne von Österreich von Ludwig dem Bayern gefangen genommen, aber gegen das Versprechen, die Anerkennung Ludwigs als Kaiser in Österreich zu erwirken, wieder in Freiheit gesetzt worden war, begab er sich, weil er sein Wort nicht einlösen konnte, freiwillig wieder in die Hände seines Gegners zurück, der ihm nunmehr, wie die Sage so schön erzählt, die Freiheit schenkte, sogar zum Mitregenten annahm und bei sich wohnen ließ, so daß beide wieder in alter Freundschaft bis zum Tode Friedrichs (1330) zusammenlebten.

Das alles knüpft sich in der Überlieferung an die entscheidende Schlacht bei Mühldorf am 28. September 1322. Im einzelnen berichten die Sagen folgendes dazu.

162. Trausnitz — Traunichts. Im Jahre 1313 starb Kaiser Heinrich VII. Im nachfolgenden Jahre kamen die Kurfürsten in Frankfurt zusammen und erwählten zwei römische Könige, nämlich Herzog Ludwig von Bayern und Herzog Friedrich von Österreich. Daraus wurde ein großes Blutvergießen; jedoch erhielt König Ludwig das Reich, und Friedrich wurde darob gefangen.

König Friedrich war nämlich stolz und hochmütigen Sinnes, darum fiel er bei seinen Lehnsleuten, den Herren und Rittern,

in Ungunst und Unwillen. Als er sich mit König Ludwig schlagen wollte, wurden sie unwillig, verzogen mit ihrem Angriffe, und so wurde er gefangen.

Nun hatte König Ludwig in Bayern einen Lehnsmann mit Namen Weigel, der zwar nicht von Adel, aber doch fromm, weise und vorsichtig war. Dieser hatte ein Schloß gebaut, das er „Traunichts“ nannte. Zur gefänglichen Verwahrung wurde Friedrich von Ludwig ihm übergeben und auf das feste Schloß „Traunichts“ geführt. Als König Friedrich das Schloß zu Gesicht bekam, fragte er, wie es hieße, und als er den Namen „Traunichts“ hörte, sagte er, es heiße billig „Traunichts“, denn er habe sich nicht getraut, daß er gefänglich hierhergeführt werden würde. Er saß dreieinhalb Jahr gefangen und litt viel vom bösen Geiste, der ihn aus dem Gefängnis herauszuführen versprach. Wollte er aber seiner Haft ledig werden, mußte er unter anderem folgende Bedingung annehmen: daß in Ewigkeit, wenn ein Herzog von Bayern und ein Herzog von Österreich in der Wahl eines römischen Königs einander gegenüberstehen sollten, der Österreicher dem Bayern zu weichen hätte. Das mußte Friedrich hoch und teuer für sich und das Hans Österreich versichern und verschreiben; aber Kaiser Maximilian hat diese Verschreibung im bayerischen Kriege wieder herausgebracht, denn wollte Herzog Albrecht vom Kaiser Schutz und Schirm wider die Pfalz haben, so mußte er diese Verschreibung wieder herausgeben.

163. Die Wette. Als Friedrich der Schöne in der Schlacht bei Mühldorf gefangen genommen worden war, zog sich Ludwig aus Furcht vor dem Heere Leopolds von Österreich zurück (dessen Ankunft Friedrich nicht abgewartet hatte). Dieser aber wagte keinen Angriff, weil er betrübt war, daß der römische Gegenkönig nur gefangen und nicht getötet worden war.

In München hatte ein gewisser Martin, ein frommer und bescheidener Mann, ein späterer Priester, dem König Ludwig die Gefangennahme Friedrichs und das Unglück der Schlacht schon ein halbes Jahr vorher geweissagt. Martin hatte gesagt, ehe noch der Michaelistag zu Ende ginge, würde Friedrich gefangen sein; er hatte seinen Hof im Werte von hundert Mark einem Münchener, der auf das Gegenteil wettete, gegen eine bestimmte Summe Geldes

dafür verwettet. Am Michaelistage kam dieser und nahm Martins Hof in Empfang, doch Martin versicherte fortwährend: „Ihr werdet das Gegenteil hören!" Der Hof wurde durch richterlichen Spruch von seinem Gegner in Besitz genommen, später aber, als man die Wahrheit erfuhr, wieder zurückgegeben. Das gewonnene Geld aber wollte Martin nicht annehmen.

164. Der goldene Ring. Friedrich der Schöne feierte in der ersten Morgenfrühe des Schlachttages von Mühldorf (am 28. September 1322) die Messe, während der Kampf bereits anberaumt und vereinbart war. Als man die heiligen Erinnerungen auf den Altar legte, wurde auch ein goldener Reif oder Ring zu ihnen getan, der die Zukunft vorauszusagen vermochte. Dieser Ring aber verschwand auf wunderbare Weise und konnte trotz allen Suchens nicht wiedergefunden werden. Man beschuldigte diesen und jenen, aber alle vermochten ihre Unschuld zu beweisen. Erst im Jahre 1343 wurde das Gold bei einem in Österreich verstorbenen Priester wieder aufgefunden und dem Herzog Albrecht überreicht, der darüber hocherfreut war.

In jenen Tagen erschien das Gold arg verblaßt, während es sonst in wunderbarer Weise als ein Zeichen glücklicher Erfolge zu glänzen pflegte und Friedrich oftmals glänzende Triumphe voraus verkündet hatte.

Von diesem Ringe sagte man, sein Metall sei von dem Golde genommen, das die drei Weisen aus dem Morgenlande dem Herrn darbrachten. Das ist auch nicht zu verwundern, weil doch Josephus selbst schrieb, daß ein Sardonyx an der rechten Schulter des Priesters dann geglänzt habe, wenn dessen Opfer Gott gefiel, so daß selbst Fernstehende den Schein bemerken konnten. Und wenn sie zur Schlacht ausziehen wollten, so glänzten die Steine der Stola, falls Gott mit ihnen war, in so starkem Feuer, daß die ganze Schar deutlich erkannte, Gott sei zu ihrer Hilfe anwesend. Josephus erzählte auch, dieser Glanz des Sardonyx und der Stola habe 200 Jahre, bevor er schrieb, aufgehört, weil Gott die Überschreitungen des Gesetzes übel vermerkt habe.

165. Der fahrende Schüler. Leopold von Österreich suchte auf jede Weise den auf der Burg Trausnitz gefangenen Friedrich den Schönen zu befreien. Er fand einen erfahrenen Schwarz-

künstler, mit dem er sich über die Entführung Friedrichs beriet. Während er sich einst mit ihm hinter verschlossenen Türen befand und der Schwarzkünstler seine Kreise zog, kam der Teufel in Gestalt eines Wanderers mit zerrissenen Schuhen, den Hut auf dem Kopfe und mit triefenden Augen zu ihm. In längerer Verhandlung trug ihm Leopold auf, Friedrich ohne jegliche Gefährdung zu entführen. Der Teufel antwortete, er wollte das wohl gern tun, nur müßte Friedrich selber einwilligen.

Der Teufel begab sich auf die Trausnitz in Verkleidung eines gewissen fahrenden Schülers aus dem Aargau; er hatte sich ein Tuch um den Hals geschlungen, als wollte er Brote darin sammeln, und sprach zu Friedrich: „Stecke dich in dieses Tuch, so werde ich dich zu deinem Bruder Leopold bringen!“ Auf Friedrichs Frage, wer er wäre, antwortete der Teufel: „Sei unbesorgt, wenn du da hineingehst, werde ich dich sicher führen!“ Friedrich aber machte das Kreuzzeichen, rief Christi Namen an und verscheuchte den Bösen; seine Wächter aber mahnte er, sich durch Gebet vor dem Teufel zu schützen. Als er nach seiner Freilassung den fahrenden Schüler sah, sprach er: „Das ist der Teufel, der mich entführen wollte!“

166. Schweppermann. Nach der Überlieferung wurde Friedrich der Schöne durch die Kriegskunst des Nürnberger Feldhauptmanns Seyfried Schweppermann besiegt und gefangen genommen. Daraus hat sich die folgende Sage gebildet.

Der wichtigste Mann im Heere war Seyfried Schweppermann, ein erfahrener Nürnberger Krieger, dem Ludwig die ganze Leitung des Feldzuges überlassen hatte; unter seiner Oberanführung begann die Schlacht. König Ludwig befand sich in der Rüstung eines gemeinen Soldaten im Mitteltreffen bei der Sturmfahne. Sein Gegner Friedrich aber prangte an der Spitze seiner Leibwehr auf stolzem Rosse, in vergoldeter Rüstung, mit einem Helm geschmückt, auf dem sich der Reichsadler erhob. Schweppermann bemerkte ihn, zeigte ihn seinen Reitern und gebot ihnen, diesen goldenen Ritter nicht aus den Augen zu verlieren. Während der Schlacht machte Schweppermann mit dem ganzen Heere eine unerwartete Wendung, so daß die Feinde Sonne, Wind und Staub ins Gesicht bekamen, zugleich brach auch der Graf von Nürnberg auf des Oberanführers Geheiß aus einem Hinterhalt hervor; er führte österreichische Fähnlein, um den Feind zu täuschen. Schon jubelte man in den wanken-

den Reihen der Österreicher in dem Glauben, der sehnlichst erwartete Leopold von Österreich sei es, der Hilfe bringe, aber welcher Schrecken ergriff sie, als sie sahen, daß es Feinde waren.

Nach der Schlacht, als man Friedrich den Schönen gefangen genommen und den Feind gewaltig geschlagen hatte, setzten sich die ermüdeten Sieger zu einem dürftigen Mahle an die Tafel. Es war nichts zu haben als Brot und eine Schüssel voll Eier, und zwar von letzteren nur soviel, daß auf jeden Mann ein Ei kam, aber doch noch ein einziges übrig blieb. Da legte es Ludwig seinem Feldhauptmann auf den Teller mit den Worten: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!"

Auf den frommen Ritter Seyfried Schweppermann hatte der König einige Tage gewartet; denn er wollte ohne ihn nicht anfangen zu streiten. Als nun Schweppermann kam und die Feinde überschaute, wurde ihm so angst, daß die Füße in den Stegreifen zitterten und die Sporen klangen. Viele junge Ritter und Knechte hatten ihren Spott darüber, weil der König gerade auf diesen Mann seine Hoffnung gesetzt hatte, und sie meinten, er würde dem Herzog von Österreich nicht viel Schaden tun können. König Ludwig aber fing den Streit nach Rat und Weisung des frommen Ritters an und gewann ihn.

167. Schweppermanns Wappen. Der tapfere Schweppermann wurde einst in waldiger Gebirgsgegend von Feinden verfolgt und wußte sich kaum zu retten. Da kam er zu einer Schmiede, ließ seinem Pferde die Eisen verkehrt aufschlagen und täuschte seine Verfolger durch die verkehrte Spur; daher hat Seyfried Schweppermann statt des einen Hornes, das er bis dahin in seinem Wappen geführt hatte, die nach verschiedenen Richtungen laufenden Hufeisen darin aufgenommen.

168. Friedrichs des Schönen Ende. Von Friedrichs des Schönen Tod erzählte man sich, ein Ritter habe ihm einst etwas zu essen gegeben, um ihn sich geneigt zu machen. Friedrich wurde aber infolge der Speise von Läusen befallen, von denen er sich nicht mehr reinigen konnte. Dadurch kam er allmählich ganz von Kräften und starb bald darauf.

169. Diez Schwinburg. Kaiser Ludwig der Bayer ließ im Jahre 1337 den Landfriedensbrecher Diez Schwinburg mit seinen

vier Knechten gefangen in München einbringen und zum Schwerte verurteilen. Da bat Diez die Richter, sie möchten ihn und seine Knechte an eine Zeil, jeden acht Schuhe voneinander, stellen und mit ihm die Enthauptung anfangen; dann wolle er aufstehen und vor den Knechten vorbeilaufen; vor denen er vorbeigelaufen sei, denen möchte das Leben geschenkt sein. Als ihm das die Richter spottweise gewährten, stellte er seine Knechte auf, je den liebsten am nächsten zu sich und kniete getrost nieder. Wie sein Haupt gefallen war, stand er alsbald auf, lief vor allen vier Knechten her, fiel dann hin und blieb liegen. Die Richter getrauten sich doch den Knechten nichts zu tun, berichteten alles dem Kaiser und erlangten, daß ihnen das Leben geschenkt wurde.

* * *

6. **Die Habsburger** (von 1438 an).

Friedrich III. (1440—1493).

Unter Friedrich III. sank die Kaiserwürde immer tiefer herab; der Türke bedrohte das Reich, und man war nicht entschlossen genug, ihm kräftig entgegenzutreten. Der Kaiser blieb gleichgültig und tatenlos, lebte seinen Blumen und ergab sich den Sterndeutern. Er war dem Volke fremd, das ihm deshalb auch keinen Platz in der Sage einräumen konnte, dafür hielt sie die Erinnerung an die Türkenkriege fest.

170. Die Türken vor Belgrad. Als man 1453 zählte, erschien ein Komet oder Pfauenschwanz, der länger als einen Monat am Himmel regierte. Das geschah zu der Zeit, als sich der Türke vor Konstantinopel legte. Durch die große Untreue der Juden gewann der ungläubige Kaiser diese Stadt, vernichtete die Kostbarkeiten der Kirchen und verunehrte diese; besonders geschah das in der Hauptkirche von St. Sophia, worin die kostbaren Kleinodien der hl. Sophia und anderer Heiliger waren, darunter auch der nahtlose Rock des Herrn Jesu Christi.

Danach legte sich der türkische Kaiser mit großer Macht und Stärke vor die Stadt Belgrad. In jener Zeit nahmen Mönche, Priester, Grafen, Frauen, Ritter und Knechte, Edle und Unedle, wie auch viele Studenten von Wien das Kreuz und zogen gegen die Wagenburg der Türken. Diese aber hatten über das Wasser,

das man die Donau nennt, eine Brücke gemacht, die mit Ketten und Seilen fest eingehängt war, so daß alle Türken sicher darüber gehen konnten. Als nun das Christenheer mit den Türken zusammentreffen wollte, kniete jeder nieder und rief die göttliche Hilfe an. Gott der Allmächtige erhörte ihr Gebet, sie standen auf mit großer Hoffnung auf die Hilfe des Himmels und begannen den Kampf. An der Spitze allen voran standen die löblichen Studenten von Wien, und unter ihnen waren vor allem drei, die sich durch der Türken Haufen hindurchschlugen und ebenso wieder zurück, so daß sie dieser Tat wegen von König Ladislaw sehr gelobt und zu Rittern geschlagen wurden. Darauf drückten sie mit ganzer Macht gegen die Feinde, schlugen viele Tausende zu Tode und jagten die übrigen an das Wasser. Die Anführer des christlichen Heeres hatten die Brückenverbindungen aber überall gelöst, die Ketten abgemacht und die Seile zerhauen. Während nun die Türken über die Brücke flohen, lösten sich die einzelnen Teile, und viele Feinde gingen unter und ertranken. Die aber auf dem Lande blieben, schlug man zu Tode, so daß der türkische Kaiser mit gar wenig Mannen davonkam. Doch verloren auch viele Christen, Studenten, Geistliche, Edle und Unedle ihr Leben.

Am andern Tage wollte man das Feld räumen, doch da wußte man bei vielen Erschlagenen nicht, welches Christen oder Unchristen waren, deswegen erwies ihnen Gott der Allmächtige ein Zeichen. Diejenigen, die Christen waren, lagen alle auf dem Rücken, hatten die Augen gegen den Himmel gerichtet und die Hände kreuzweise auf dem Herzen liegen. Was aber die Ungläubigen waren, die lagen alle auf dem Bauche mit dem Antlitze auf dem Boden. Diese nahmen die Christen, zogen sie über das Feld und warfen sie in das Wasser. Die gefallenen Christen aber wurden mit großer Dankbarkeit für den Sieg, den Gott wider die Feinde des christlichen Glaubens gegeben hatte, begraben.

171. Die Mausefallen. Als Friedrich III. von den Unbequemlichkeiten einer geschwächten Gesundheit belästigt wurde, wählte er die Burg Linz, die infolge ihres Alters fast dem Einsturz nahe war, zu seinem Ruhesitz. Auf ihr ließ er sich eine Anzahl von Warten erbauen, die die Leute damals Mausefallen zu nennen pflegten. Die Warten gingen nach allen Himmelsgegenden hin,

um von hier aus den Andrang fremder Personen sowohl wie besonders seiner Untertanen abwehren zu können. Daher kam unter den Spielern und Schlemmern die Redensart auf, der Kaiser wäre ein Mäusetöter geworden und sammelte weiter nichts als Mäusekot; er pflegte niemanden einzulassen, der in freudigen oder ernsten Anlässen bei ihm erschien, sondern gewährte nur Fliegen und Mücken den Zutritt.

Maximilian I. (1493—1519).

172. Das Geschlecht Maximilians I. Der Ursprung des Geschlechtes Maximilians I. wurde aus uralten, hochberühmten Familien hergeleitet. Einige behaupteten, die Vorfahren des Kaisers wären Ausläufer der Fabier und der Maximi, andere, sie wären Sprößlinge des Diktators Cäsar, die übrigen aber sagten, sie wären Abkömmlinge der Könige der Allobroger. Die Leute versicherten, der Glanz des königlichen Namens und der Hoheit Zier wären durch des Glückes und der Zeiten wandelbare Läufe in den Grafenstand herabgedrückt und die Familien hätten dann unter dem Namen der Hasbergier fünf Jahrhunderte lang ein bescheidenes Dasein geführt. Aber dank der Fülle der Tugenden und der trefflichen Taten kam es wieder dahin, daß sie nicht nur zu der Könige, sondern sogar der Kaiser höchsten Staffeln emporstiegen; denn sowohl der römische Kaiser Friedrich III. wie Maximilian I. sind als helleuchtende Gestirne aus ihnen hervorgegangen.

173. Maximilian I. Als der nachmalige Kaiser Maximilian I. sofort nach seiner Geburt in die Badewanne getan wurde, stand er einen Augenblick in ihr unbeweglich aufrecht, ohne zu schreien. Von diesem außergewöhnlichen Anzeichen wurde den Eltern Mitteilung gemacht, und sie beschlossen deshalb in der Voraussicht seiner trefflichen Gesinnung und seines heldenhaften Charakters, ihn Maximilian zu nennen.

174. Die Martinswand. Kaiser Maximilian schien dazu geboren, allerlei Gefahren schadlos zu überstehen. Er liebte am meisten die gefährlichste aller Jagden, die Gemsjagd, und hat dabei viele Todesgefahren glücklich überstanden.

An der Landstraße von Augsburg nach Innsbruck erhebt sich in der Nähe des Dorfes Zirl in Tirol ein jäher, überhoher Fels, der gleich einer Mauer emporsteigt, St. Martinswand genannt. Auf dieser Wand verstieg sich Maximilian einst (1493), als er den

Gemsen nachkletterte, so daß er schließlich weder vorwärts noch rückwärts konnte. Wo er sich hinwandte, hatte er den Tod vor Augen. Blickte er über sich, so drohten ihm die hängenden Felsen, die sich abreißen konnten; sah er unter sich, so erschreckte ihn eine grausige Tiefe von mehr als hundert Klaftern. Mit Seilen und anderen Werkzeugen konnte ihm niemand nahekommen, und einen Weg durch die Felswand hätten alle Steinbrecher nicht in Monatsfrist öffnen können. Unten im Grunde liefen händeringend seine Hofleute, aber sie vermochten ihm nicht zu helfen. Zwei ganze Tage und Nächte hatte er schon in dieser schrecklichen Lage zugebracht, und er mußte sich dem Gedanken hingeben, daß dieser Fels ihm den Tod bringen werde. So laut er konnte, rief er den Seinen nach unten zu, man möchte die Priester mit dem heiligen Sakrament kommen lassen und es ihm entgegenhalten, damit er sich zum Sterben rüsten könnte.

Inzwischen erscholl die betrübende Nachricht von diesem Unfall durch das ganze Land. In allen Kirchen wurde die göttliche Allmacht um Rettung angerufen, und Gott erhörte das Gebet des treuen Volkes.

Am dritten Tage, während Maximilian nur noch mit Sterbegedanken umging, hörte er in der Nähe ein Geräusch. Ein Jüngling in Bauernkleidern kroch daher, machte einen Weg im Felsen, bot ihm die Hand und sprach: „Seid getrost, gnädiger Herr, Gott lebet noch, der euch retten kann und will. Folget mir und fürchtet euch nicht, ich will euch dem Tode entführen!"

Nach kurzer Zeit brachte der Führer ihn auf einen Steig, der ihn bis zu den Seinen leitete, wo er mit großer Freude empfangen wurde. In dem jetzt entstehenden Gedränge verlor sich der Jüngling, der ihn geführt hatte; er konnte nachmals nirgends aufgefunden werden, und man achtete ihn deshalb für einen Engel Gottes.

Der Kaiser wurde mit Speise und Trank gelabt, matt und blaß aufs Pferd gesetzt und nach Innsbruck geführt, wo ihn sein Vetter Erzherzog Siegmund froh bewillkommnete und ein großes Dankfest anstellte.

Maximilian ließ die Stelle am Felsen später mit einem Kreuze versehen und feierte jedes Jahr den Tag seiner Rettung in tiefster Einsamkeit mit Gebet und Fasten.

175. **Conzen von der Rosen und der lothringische Gesandte.** Herzog Reinhardt von Lothringen, seines Herkommens ein Graf von Widamont, hatte seine besten Lehen vom Reiche, aber daneben das Herzogtum Barr von der Krone Frankreichs. In verschiedenen Sachen hatte er sich nun auf französische Seite gestellt, so daß er beim Kaiser in höchster Ungnade stand und er besorgte, dieser möchte nach der Beendigung des Schweizer Krieges tätlich gegen ihn vorgehen, zumal er imstande war, ihm ohne jeden Schwertstreich großen Schaden zuzufügen. Um das abzuwenden, schickte er einen seiner Räte nach Konstanz auf den Reichstag. Es war ein Doktor, ein gelehrter Mann, der ihn beim Kaiser entschuldigen und ihm untertänigst die Ungnade abbitten sollte. Als der Doktor aber gen Konstanz kam und sich mehrmals beim Kaiser anmelden ließ, wurde er nicht vorgelassen; denn der Kaiser war so sehr über den Herzog erzürnt, daß er weder vom Doktor noch seinem Herrrn reden hören wollte. Der gute Abgesandte, der bis dahin noch nicht viel in deutschen Landen gewesen war, auch nicht wußte, wie er sich weiter verhalten sollte, da er doch den Kaiser nicht zwingen konnte, ihn gegen seinen Willen zu empfangen, schickte einen Boten zum Herzog, um weiteren Bescheid zu erhalten. Dieser war übel zufrieden und sah wohl ein, daß der Doktor kein Hofmann war und sich leicht abweisen ließ. Er schrieb ihm deswegen wieder, er sollte seinen Auftrag beim Kaiser ausrichten oder ihm nicht wieder unter die Augen kommen. Dieser Bescheid machte den guten Doktor noch ängstlicher, und nachdem er lange mit sich zu Rate gegangen war, machte er sich an Conzen von der Rosen, des Kaisers Schalksnarr, der bei seinem Herrn viel vermochte. Conzen war gleich gefaßt, hatte Ratschläge an der Hand und sprach ihm guten Trost ein, er würde schon leicht zum Kaiser kommen können, doch nur insofern, als er ihm folgen wollte, was der andere zu tun versprach. Hierauf hatte Conzen acht auf den Kaiser und nahm eine Zeit wahr, als sein Herr die Fürsten zu Gast hatte und gar fröhlich und guter Dinge schien.

Nun holte er eilends den Doktor aus Lothringen, der mit einem langen Rocke bekleidet war, und führte ihn in den Palast. Als beide vor das Gemach kamen, in dem der Kaiser war, kroch Conzen auf allen Vieren, der Doktor mußte es auch tun, wie schwerlich es ihm auch ankam und wie ungern er es tat. So be-

gaben sie sich beide kriechend vor den Kaiser, der nicht wußte, was es bedeuten sollte, und Conzen fragte, wer dieser Mann wäre und was er begehrte. Der Schalksnarr sprach: „Er ist der Gesandte des Herzogs von Lothringen, und weil er dir so oft nachgeritten und nachgegangen ist und du ihn nicht gehört hast, so kriecht er dir jetzt nach und ich mit ihm. Lieber Kaiser, höre ihn doch, so kommen wir beide des Nachkriechens ab!“

Der Kaiser lachte über alle Maßen, hieß sie beide aufstehen und verhörte den Doktor, den er dann in Gnaden wieder abscheiden ließ.

Kaiser Maximilian soll vorher von dieser Sache gewußt und sie zu einer besonderen Verachtung und Verspottung des Herzogs von Lothringen gemeinsam mit Conzen hergerichtet haben. Das mag auch wohl sein und sieht ihm ganz ähnlich; denn der Kaiser ist zu so etwas lustig und geschwind bei der Hand gewesen.

* *
*

176. Die deutsche Kaisersage.

Viele Sagen des Mittelalters sind gekommen und gegangen; prächtig wie die Blumen blühten sie auf und welkten bald dahin, so daß im Volke auch nicht einmal eine Spur von ihnen übrig blieb. Anders ist es mit der deutschen Kaisersage. Keine Sage hat ein solches Leben entfaltet, kaum eine andere können wir soweit zurück in die Vergangenheit verfolgen, keine hat unser deutsches Volk in seinen tiefsten Nöten und edelsten Hoffnungen, in seinen trüben und frohen Tagen seit dem Mittelalter bis in unsere Tage so treu begleitet, wie die deutsche Kaisersage. Wem ist nicht heute noch die ehrwürdige Gestalt des alten Barbarossa mit dem Barte von Feuersglut bekannt, des Kaisers, der sich, im unterirdischen Schlosse, auf elfenbeinernem Stuhle, an marmelsteinernem Tische sitzend, verborgen hält, bis die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, aus dem er dann hervorkommt, um sein Volk dem prächtigen Glanze und hohen Ruhme seiner Herrschaft wieder entgegenzuführen.

Der Grundgedanke dieser jetzt echt deutschen Sage ist uralt; ihre Wurzeln liegen schon im grauen Altertum und in heidnischer Vorzeit. Bereits die Völker des Morgenlandes wie auch die Römer u. a. erzählten sich von wiederkommenden Herrschern, die verlorenes Glück und äußere Größe erneuern würden. Und im Mittelalter hofften nicht nur die Deutschen, sondern auch andere Völker auf einen wieder erscheinenden

Kaiser der Zukunft, der das eigene Volk zu Sieg und Ruhm führen sollte. Solche Züge und Hoffnungen sind allgemein und nicht auf ein Volk beschränkt. Zu allen Zeiten haben die Menschen von besseren Tagen geträumt und sich eine goldene Zukunft ausgemalt. Den Inhalt dazu holte sich das Volk am liebsten aus der Vergangenheit. Auch das deutsche Volk hat es so gemacht.

In Deutschland haben sich die Hoffnungen auf eine goldene Zukunft an Kaiser Friedrich geknüpft; aber nicht plötzlich oder ganz fertig ist diese Sage erschienen; sie ist nicht aus einem Stück herausgewachsen, sondern erst allmählich in die Form gegossen worden, in der sie uns allen jetzt so vertraut ist. In wenigen Zügen möge die Entwicklung hier mitgeteilt werden, wobei wir mit einem kurzen Rückblick auf die alte Zeit und das Mittelalter beginnen.

Für die weströmische Kaiserweissagung war Augustus als der mächtigste Herr des Weltreiches und des damals bekannten Erdkreises der erwartete Kaiser. Wohl starb er, ohne die erste Hoffnung der Weissagung wahr zu machen, aber er nahm die Hoffnung nicht ganz mit ins Grab. Diese knüpfte sich vielmehr an seine Nachfolger, und als der letzte seines Geschlechtes, Nero, verschieden war, wollte das Volk nicht an dessen Tod glauben, sondern erwartete seine Wiederkehr. Später regte sich immer von neuem der Sehergeist des Volkes, und wieder und wieder griff die in Zukunftsträumen lebende Menge nach den dunklen Weissagungen. Jedenfalls aber wissen wir, daß es schon damals eine Kaisersage gab, die auf ein goldenes Zeitalter unter einem weltbeherrschenden römischen Kaiser hoffte.

Auch oströmische Gedanken und Hoffnungen spiegeln sich in der Kaisersage wieder. Sie knüpften sich besonders an Kaiser Konstantin an, von dem sie sagten, ihm gebührten alle Reiche der Welt. Aber auch Konstantin starb, ohne daß die großen Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, sich erfüllten, und Schrecken und Not beherrschten von neuem das Erdreich; doch die Weissagung selber verstummte nicht.

Der römische Kaisergedanke der Zukunft wurzelte einesteils in der alten paradiesischen Vorstellung eines goldenen Zeitalters und andererseits in der Vorstellung von der Weltdauer und dem Weltberuf des römischen Reiches. Beide Gedanken wurden später in der Sage verquickt, diese selbst aber wurde durch jüdisch-christliche Vorstellungen beeinflußt, und allmählich entstand eine Kaisersage, deren Gedanken sich von beiden Seiten etwas angeeignet hatten.

Zur Zeit Karls des Großen erhielt die Kaisersage wieder neuen Anstoß. Er war ja wirklich ein Beherrscher des ganzen Abendlandes, ein Herr der Welt und ein vom Papst gekrönter Kaiser; sein Arm reichte ungefähr über alle bedeutenden Gebiete, die einst dem römischen

Kaisertum angehört hatten. Karl besaß neben einer stolzen weltlichen eine hervorragende kirchliche Stellung, und somit hatte das Kaisertum unter ihm einen viel tieferen Gehalt bekommen als das der römischen Zeit. Es hatte sich allmählich der Gedanke vom weltbeherrschenden christlichen Kaisertum gebildet, und er verkörperte sich zum erstenmal in der überragenden Persönlichkeit Karls. Darum wob die Sage um ihn einen unvergänglich farbenprächtigen Mantel. Und als er gestorben war, blieb Karl doch der eigentliche Held der Sage, wenn sie sich auch in Anlehnung an seine Nachfolger fortpflanzte. Besonders die fränkische (französische) Kaisersage sah in Karl dem Großen den Kaiser der Zukunft, doch auch in der deutschen Sage sind Erinnerungen an ihn wach geblieben, die mit der eigentlichen Kaisersage in enger Beziehung stehen, z. B. die folgende.

Als der erste Kreuzzug sich (1096) unter Gottfried von Bouillon gegen Osten bewegte, führten die Kreuzfahrer, so erzählt 1220 Ecko von Repkau, eine Gans mit sich. Sie wähnten, der heilige Geist wäre in der Gans, auch wäre König Karl erstanden, führe mit ihnen und begleitete sie. Und in einer Königsberger Geschichte des 14. Jahrhunderts heißt es von Kaiser Karl:

Jedoch sind uns worden gesagt
Von Bauern solche Mären,
Daß er (Karl der Große) als ein Waller
Sich oft bei ihnen habe lassen sehen.

Eine besondere Gestaltung nahm die Hoffnung von der Zukunft als Sage von den letzten Dingen um das Jahr 1000 an, wo man das Weltende erwartete und mit Hangen und Bangen in die Zukunft blickte. Man dachte an die Ankunft des Gegenchristen, daneben auch des großen Herrschers der Endzeit.

Eine andere Gestaltung des Zukunftstraumes lag in einer alten morgenländischen Sage vom letzten Kaiser vor, die sich schon im achten Jahrhundert nachweisen läßt. Sie besagte, daß der letzte Kaiser des oströmischen Reiches nach langer, glücklicher Regierung in Jerusalem eine neue Herrschaft aufrichten und dort seinen Schild an einen dürren Baum im Hain Mamre hängen, sein Zepter und seine Krone auf den Ölberg niederlegen und das Reich Gott übergeben würde. Darauf müßte der Gegenchrist erscheinen, aber überwunden werden, so daß das ewige Friedensreich Gottes seinen Anfang nehmen könnte.

Während in alter Zeit der religiöse Inhalt der Kaisersage sehr wesentlich gewesen war, änderte sich das seit den Tagen Friedrich Barbarossas und seiner Nachfolger. Es begann sich jetzt die eigentlich deutsche Kaisersage zu entwickeln. Das lag an der Zeit, die damals so trübselig war, wie sie nur irgendwie sein konnte. Die Kaisersage nahm mehr und mehr politische Eigenart an, und darum wurde jetzt eine einzige,

genau bestimmte Persönlichkeit in den Vordergrund gestellt, während man bis dahin mehr im allgemeinen von einem Kaiser, einem römischen Kaiser, auch einem fränkischen oder deutschen Kaiser gesprochen hatte. Bald wurde Friedrich II. als Zukunftskaiser genannt. Die Ursache ist in der Zeitgeschichte zu suchen. Der Streit zwischen Kaiser und Papsttum hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Anhänger des Kaisers sahen ihn als den Helfer in der Not an, als den Bringer des Heils, den Wiedererrichter eines gewaltigen großen Weltreiches, seine Feinde dagegen hielten ihn für den ärgsten Feind der Kirche und des Christentums, für einen zweiten Nero, einen Vorläufer des Gegenchristen, ja für diesen selbst.

Friedrich II. war den Deutschen durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Italien fast ein Fremder geworden, trotzdem setzten sie auf seine gewaltigen Kämpfe und Erfolge große Hoffnungen auch für Deutschland, das durch die Parteien zerrüttet war und auf ruhigere und glücklichere Zustände wartete. Gerade vor dem letzten entscheidenden Schlage, als er seine Heerhaufen gegen Rom in Bewegung setzen wollte, starb Friedrich im Jahre 1250 im Alter von erst 56 Jahren zu Ferenzuola (Florentinum) in Unteritalien. Nach Johann von Winterthur (14. Jahrhundert) war Kaiser Friedrich von Sterndeutern gesagt worden, er werde unter Blumen sterben, weshalb er Florenz oder Firenza (Blumenstadt) mied, aber doch in einer Blumenstadt starb.

Die letzte Zeit Friedrichs II. war düster und trübe. Es bereitete sich das große Trauerspiel vom Untergang der Staufen vor, das die ganze Welt in Aufregung hielt. Friedrich II. selbst hatte den Thron inmitten äußerer und innerer Kämpfe angetreten, nicht zu vergessen der geistlichen Streitigkeiten. Sein Ausgang schien alle Hoffnungen auf eine bessere Zeit über den Haufen zu werfen, und sowohl seine Person wie sein Geschick mußte die Gemüter der Zeit mächtig fesseln. Im ganzen 13. Jahrhundert wurde nach Friedrich II. überhaupt kein deutscher König mehr zum Kaiser gekrönt, auch war Friedrich bekanntlich der letzte Kaiser, der einen Kreuzzug unternahm. Die Sehnsucht nach besseren Zeiten wurde um so lebendiger gehalten, und das war für die Forterbung der Sage nur günstig.

Die morgenländische Überlieferung konnte um so leichter auf Friedrich II. übertragen werden, da er ja wirklich lange Zeit der letzte römische Kaiser war. Wurde aber die morgenländische Weissagung auf ihn angewandt, so mußte man auch den Glauben hegen, daß nach seinem Tode wirklich der Gegenchrist kommen würde. Da man das aber nicht glauben wollte oder die Kennzeichen einer Herrschaft des Gegenchristen nicht vorhanden waren, so blieb nur die Möglichkeit, anzunehmen, Friedrich, der letzte Kaiser, könnte noch nicht gestorben sein, sondern müßte noch leben.

Sowohl die Anhänger wie die Gegner des Kaisers waren durch Friedrichs II. Tod gleich bestürzt, besonders aber konnten seine Freunde und konnten die Deutschen nicht glauben, daß er tot wäre. Was die Leute wünschen, glauben sie gern, und darum meinten schon damals viele, der Kaiser hielte sich nur verborgen und würde bald zurückkehren und die Führung wieder übernehmen. In den Kreisen der kaiserlichen Anhänger wurde dieser Glaube absichtlich gestärkt, und selbst Friedrichs eigener Sohn Manfred soll den Tod seines Vaters nach Kräften verheimlicht haben.

Zu dem einfachen Zweifel an Kaiser Friedrichs Tode trat aber sehr bald etwas Sagenhaftes hinzu. Die bayerische Fortsetzung der Weltchronik bemerkt zum Jahre 1250: Sie begruben den Kaiser in der Stadt Fungia so heimlich am St. Lucientag, daß genug Leute und Herren in mancherlei Landen wohl sechzig Jahre der Meinung waren, er sei nicht tot, und deshalb seiner warteten, daß er sollte wieder reichsen mit solcher Gewalt und Heereskraft, als er wohl dreiunddreißig Jahre getan hatte.

Bald wußte die Sage noch merkwürdigere Dinge zu berichten. Als der Papst den Kaiser gebannt hatte und die Christenheit allzusehr darunter litt, eilte Friedrich mit den Seinen wie zur Jagd in einen Wald, steckte einen Wunderring an den Finger und verschwand vor den Augen der Seinen, so daß er seitdem nicht wieder gesehen ward und man nicht wußte, ob er noch lebendig war.

Um 1280 schrieb ein deutscher Geschichtschreiber, Jansen Enikel, daß man sich in Welschland (Italien) überall noch um die Frage stritte, ob Kaiser Friedrich gestorben und begraben wäre oder ob er noch irgendwo in der weiten Welt lebte. Fast gleichzeitig berichtete ein italienischer Schriftsteller, der Minoritenbruder Salimbene, der um 1284 schrieb, die Nachricht vom Tode des Kaisers hätten viele nicht glauben können, weil man noch größere Dinge von Friedrich II. erwartete. Er selber hätte die Nachricht von des Kaisers Tode erst für wahr gehalten, als er sie aus dem Munde des Papstes Innozenz IV. selbst gehört hätte.

In einem florentinischen Archiv (De Contrati) findet sich ein höchst bezeichnender Kauf vom 10. August 1257 und vom 28. August 1257 erwähnt, wonach zwei Edelleute einem Goldschmiede sechzig Scheffel Getreide versprachen, wenn er feststellen könnte, ob der totgesagte Friedrich II. noch lebte.

Wie fest der Glaube an die Wiederkehr Kaiser Friedrichs im Volke Wurzeln geschlagen hatte, das beweist uns auch das Auftreten einer Reihe falscher Friedriche, sowohl kurz nach dem Tode des Kaisers, als auch längere Zeit nachher.

Schon im Jahre 1261 hatte ein falscher Friedrich in Sizilien ein großes Heer zusammengebracht, wurde aber geschlagen und getötet.

Darauf gab sich 1282 am Niederrhein der bekannte Tile Kolup als der wiedergekehrte Kaiser Friedrich aus, den Rudolf von Habsburg 1285 in Wetzlar verbrennen ließ. In Lübeck tauchte 1287 für kurze Zeit ein dritter falscher Friedrich auf, der aber schnell wieder verschwand, als er seinen Betrug entdeckt sah. Ein vierter falscher Friedrich wurde 1295 von König Adolf in Eßlingen verbrannt. Der wichtigste unter ihnen war Tile Kolup, über den deshalb die Sagen genauer mitgeteilt werden sollen.

Zur Zeit Kaiser Rudolfs von Habsburg gab sich in Wetzlar und andern Orten ein Mann für Kaiser Friedrich aus. Man erzählte, das Geschirr, das der angebliche Kaiser Friedrich in Wetzlar zum Essen und Trinken benützte, bestände aus lauterem Golde. Rudolf fragte begierig, woher denn der Mann das viele Gold nähme. Man erwiderte ihm, der Wirt, bei dem Friedrich wohnte, sei sehr in Ängsten wegen der Bezahlung seiner großen Zeche gewesen. Als er darüber eine Äußerung an seinen Gast getan hätte, wäre er von diesem mit den Worten beiseite genommen: „Sorge nicht um dein Geld, reite morgen früh allein aufs Feld, ehe die Sonne aufgeht. Du wirst Gäste vom Osten kommen sehen. Frage sie nur, ob sie meine Kämmerer seien, und wenn sie ja sagen, so führe sie ohne Aufenthalt zu mir."

Dem Wirte dauerte ob dieser seltsamen Auskunft die Nacht zu lang, und immer wieder dachte er daran, wie es mit ihm werden würde, wenn die Boten nicht kämen. Schon lange vor Sonnenaufgang eilte er auf die Straße; aber wie verwunderte er sich, als er drei pechrabenschwarze Mohren dahertraben sah. Trotzdem ihm die Haare zu Berge standen, begrüßte er sie und fragte, ob sie die Kämmerer des Kaisers wären, und als sie das bejahten, sagte er freudig, sie möchten nicht säumen, er würde sie zum Kaiser führen. Mit besonderer Genugtuung stellte der Wirt fest, daß die Fremden zwei wohlbeladene Saumtiere hatten.

Als der Kaiser die beiden Kämmerer begrüßt hatte, ging er mit ihnen in eine Kammer; was sie darin getan haben, hat kein Mensch erfahren. Aber nicht lange darauf nahm der Kaiser den Wirt an die Hand, führte ihn vor einen Saumschrein und sagte: „Lieber Wirt, nimm, was ich dir schuldig bin, und von dem Übrigen tue uns ferner gütlich wie zuvor!" Als sich die Boten bald darauf zu neuer Reise anschickten, bat der Kaiser den Wirt, er möchte sie doch ein wenig vor die Stadt begleiten. Der Wirt

erfüllte die Bitte des Kaisers, konnte aber nachher nicht sagen, wohin die Gäste ihren Weg genommen, auch sonst wußte niemand etwas davon zu erzählen.

Als alle diese Sachen Rudolf von Habsburg mitgeteilt wurden, lachte er laut darüber, bezeichnete den Menschen für einen Betrüger und maß der ganzen Angelegenheit keine Bedeutung bei. Doch die Sache wurde ernster; die Leute liefen dem vermeintlichen Kaiser Friedrich zu, und von manchen Seiten ergingen Mahnungen an Rudolf, er möchte den Anhang des Betrügers nicht so groß werden lassen. Als der Erzbischof von Mainz meldete, der vermeintliche Friedrich hätte sich erkühnt, ihn nach Wetzlar zu einer geheimen Unterredung zu fordern, rief Kaiser Rudolf zornig aus: „Jetzt sehe ich wohl, daß ich etwas tun muß! Gern hätte ich ja dem Betrüger gegönnt, sich auf seine Weise durchs Leben zu schlagen, aber er will doch zu hoch hinaus!“ Und da er erfuhr, daß Friedrich gegen Neuß gezogen war, machte er sich hinter ihm her und richtete an die Bürger von Neuß den Befehl, ihm den Betrüger ohne Verzug auszuliefern. Auf die Antwort, sie fürchteten sich, Friedrich auf irgendeine Weise anzutasten und festzunehmen, tat der Kaiser die Bürger in die Acht und belagerte die Stadt.

Bald erhub sich Zwiespalt in der Stadt, indem einige für die Auslieferung stimmten, andere aber es für schädlich hielten, den Herrn seinen Knechten zu überantworten. Endlich unternahmen es zwei weise und furchtlose Männer, Friedrich von Nürnberg und Eberhard von Katzenellenbogen, den falschen Friedrich zu entlarven. Nachdem ihnen von den Bürgern freies Geleit zugesichert worden war, ritten sie in die Stadt und erlangten eine Unterredung mit dem geheimnisvollen Kaiser. Aus dieser Unterredung stellten sie fest, daß es sich bei dem angeblichen Kaiser um einen Betrüger handelte, schon ganz abgesehen davon, daß er für Kaiser Friedrich viel zu jung war. Sie vermochten nun die Bürger zu überreden, die Entscheidung in die Hände des vermeintlichen Kaisers selbst zu legen und diesen zu bitten, in das Lager Rudolfs von Habsburg hinauszureiten; denn, so fügten beide Gesandten hinzu, Rudolf habe noch niemals als ungerechter Mann gehandelt. Wäre jener angebliche Friedrich in Wirklichkeit der verschwundene Kaiser Friedrich, so würde ihm sein großer

Geist wie ehemals in den schwierigsten Lagen auch jetzt glücklich durchhelfen.

Die Bürger waren ob dieses glücklichen Ratschlags hocherfreut. Der falsche Friedrich mußte sich, wenn auch ungern, zum Ritt bequemen, vorher aber gab er seinen Leuten noch den Befehl, nach Frankfurt zu gehen und seiner dort zu harren. „Was mir auch bei König Rudolf geschieht," so sprach er, „ich komme morgen zu euch!"

Aber der vermeintliche Friedrich übte solch bezaubernde Gewalt aus, daß er durch seine Reden selbst im Lager Rudolfs von Habsburg noch manchen betörte; vor diesen geführt, wußte er auf alle Fragen keck und unverzagt zu antworten. Kaiser Rudolf erhielt samt seinen Räten die Überzeugung, daß der Gegner ein gemeiner Betrüger wäre und verdammte ihn zum Feuertode.

Nicht alles Volk war des Kaisers Meinung. Viele behaupteten zwar, Friedrich wäre ein Betrüger, hieße Holzschuh und habe nur die Bücher der Schwarzkunst gelesen, andere aber beteuerten, er sei in Wirklichkeit der Kaiser, für den er sich ausgegeben. Nach seinem Feuertode hätte man die Kohlen seiner Asche gesammelt, aber keine Gebeine dazwischen gefunden, ein Zeichen dafür, daß er nicht gestorben wäre, sondern Gott ihn noch lebendig für eine fernere Zukunft aufzubewahren gedächte. Der Glaube an ihn und die Hoffnung an seine Bestimmung waren also mit seinem Tode nicht vernichtet.

Unter Konrad IV. (1250—1254), kurz nach Friedrichs II. Tode, geschah der Spruch der sogenannten erythräischen Sibylle, der unter den Weissagungen auf den kommenden Kaiser eine große Rolle spielte. Darin hieß es, der Kaiser würde seine Augen durch einen verborgenen, dunklen und geheimnisvollen Tod schließen, das heißt still und geheim sterben. Es würde von ihm unter den Völkern heißen: Vivit et non vivit! (Er lebt und lebt nicht.)

In Italien erhielt dieser Glaube hauptsächlich durch die Joachiten Nahrung. Diese waren Bettelmönche und hatten als solche mit den weitesten Volkskreisen enge Beziehungen. Sie handelten keineswegs als blinde und bedingungslose Anhänger des Papsttums, sondern hatten für die schweren inneren Schäden der Kirche ein offenes Auge. Nach ihrer Ansicht war Friedrich dazu bestimmt, die verweltlichte Kirche in die äußerste Not zu bringen, aus der sie dann errettet würde. Ihr Abt Joachim sagte für das Jahr 1266 das Erscheinen des Gegenchristen voraus.

So erwartete man in Deutschland wie in Italien die Wiederkehr des Kaisers. In Deutschland wußte man sich nicht darein zu finden, daß der ersehnte Retter aus der Not des allgemeinen Elends gestorben sein sollte, in Italien dagegen konnte man nicht daran glauben, den langjährigen Gegner der Kirche so plötzlich verloren zu haben. Darum war die Prophetie in Deutschland auch mehr national-sozial, in Italien kirchlich.

Am Ende des 14. Jahrhunderts tritt uns eine merkwürdige Erscheinung entgegen. Es fand nämlich ein förmlicher Weissagungskrieg zwischen zwei besonderen Ausbildungen der Kaisersage statt, nämlich der Karls- und der Friedrichssage. Ein sich Telesphorus nennender Mann berichtete, daß er sich auf den Rat eines ihm 1386 erschienenen Engels mit Weissagungen befaßt hätte. Er sagte, um 1409 würde sich ein deutscher Kaiser Friedrich aus dem Samen des zweiten Friedrich als Kaiser erheben, gewaltige Siege erfechten und selbst den König Karl zum Gefangenen machen, doch dieser würde durch ein Wunder aus dem Kerker befreit, den deutschen Kaiser Friedrich schlagen und töten, worauf er, durch den Papst unterstützt, selbst Kaiser würde, alle Menschen bekehrte und den Weltfrieden herstellte, und zwar alles in enger Verbindung mit dem Papst.

Darauf erschien eine Gegenschrift, der Antitelesphorus. Es würde, so hieß es darin, vom Papst ein französischer König zum römischen Kaiser gekrönt, der den Deutschen die Herrschaft entreißen sollte. In höchster Not aber käme der wirkliche römische Kaiser, eroberte Rom und nähme den französischen Gegenkaiser gefangen.

Auch eine kirchliche Widerlegung des Telesphorus erschien von Heinrich von Langenstein, der unter anderem berichtete, daß nach sechs Jahren ein Kaiser Friedrich unter großer Bewegung der deutschen Nation gewählt werden sollte.

Die erste wirklich deutsche poetische Verherrlichung der Kaiserhoffnung, die ganz von der Eigenart dieses Gedankens durchdrungen ist, führt auf ein Spiel vom Gegenchristen aus dem Jahre 1160 zurück. Um diese Zeit sprach eine kleine Dichtung den Grundgedanken der Weissagung vom letzten großen Kaiser in durchaus natürlichem Gewande aus.

Ein Lied vom Kaiser Friedrich, das wahrscheinlich aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammt, verkündete die Nähe einer Zeit, in der sich zwei Häupter in der Christenheit miteinander streiten würden und in der Gewalttat, Raub und Mord geschehen sollten. Wäre dann der Krieg so furchtbar geworden, daß niemand ihn mehr stillen könnte, dann käme Kaiser Friedrich, der milde Herr, der durchs Land führe und seinen Schild an einen dürren Baum hinge. Nun geschähe die Fahrt übers Meer, Friede und Freude würden in dem Lande herrschen. Der dürre Baum, an den der Kaiser seinen Schild hinge, grüne und knospe; das heilige

Grab würde gewonnen und kein Schwert mehr seinetwegen gezogen; alles Recht brächte der Kaiser wieder, alle heidnischen Reiche wären ihm untertan.

Allmählich vereinigten sich die verschiedenen hier und da berichteten Sagen und Sagenzüge und nahmen greifbare Gestalt an. Wenn die deutsche Volkssage von dem Fortleben und der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. in ihrer vollständigen Gestalt etwa im Jahre 1350 aufgezeichnet worden wäre, so würde sie inhaltlich ungefähr folgendermaßen lauten:

Kaiser Friedrich II. war ein mächtiger und weiser Herrscher über das römische Reich in Deutschland und Italien und war auch König zu Sizilien von seinem Vater her und in Palästina durch einen Zug übers Meer. Ihm waren viele Dinge kund, so daß ihm selbst die Sarazenen gern dienten, und er besaß einen Ring, der ihn unsichtbar machte, wenn er wollte, wie ferner einen Zauber gegen das Feuer und einen Zaubertrank zur Verjüngung. Er hätte einem recht apostolischen Christentum zur Herrschaft geholfen; aber der Bischof zu Rom war so mächtig, daß der Kaiser seinen Bann fürchten mußte, und er brachte diesen dazu, daß er Gesetze gegen die Armen von Lion und andere gute Christen erließ. Und es kam dann ein anderer Papst, der war dem Kaiser noch mehr feind, und verkündigte, er wäre aller seiner Reiche verlustig, weil er anders glaubte und täte, als die römische Kirche vorschriebe. Der Kaiser aber ließ Briefe ausgehen, er wollte die Christenheit wieder auf den Stand bringen wie in den Zeiten der Apostel. In Deutschland ließ der Papst einen Afterkönig wählen. Damals predigten die Lehrer der Armen von Lion öffentlich zu Hall in Schwaben unter dem Schutze des Königs Konrad, des Sohnes Kaiser Friedrichs; aber die Pfaffen waren zu mächtig. Dem Kaiser sagten seine Sterndeuter, daß ihm große Gefahren bevorstünden, denen er ausweichen könnte, wenn er sich in die Verborgenheit zurückzöge, bis die Zeiten anders geworden wären. Er folgte diesem Rate; der Zauberring verhalf ihm dazu ... und später kehrte er zurück, um das Volk zu prüfen, und hielt Hof in Neuß und Wetzlar.

Aber der neue König Rudolf und die Bischöfe der römischen Kirche waren ihm feind, und durch Verrat fiel er in ihre Hände. Rudolf verurteilte ihn als Feind der römischen Kirche, doch der Kaiser war getrost; denn seine Zeit war noch nicht abgelaufen, und das Feuer konnte ihm nichts anhaben. Inzwischen hatte er

sich einfachen Leuten, die den rechten Glauben hatten, oft als Pilger zu erkennen gegeben und ihnen gesagt, er würde wiederkehren, um seine Herrschaft anzutreten, wenn es nach Gottes Willen an der Zeit wäre. Seit aber Ludwig von Bayern, der zum König gewählt worden war, den Gegenkönig Friedrich gefangen genommen und sich selbst in Rom zum Kaiser erhoben hatte, ist die Macht des Papstes gesunken und die Zeit nahegekommen, daß Kaiser Friedrich das Reich wieder antreten kann. Der Kaiser aber wird seinen Schild in Deutschland, Italien und auch in Palästina wieder aufrichten, dann wird er die Macht des Papstes ganz zu Boden treten, die falschen Priester demütigen, die Lehrer, die dem Beispiel der Apostel folgen werden, sollen Freiheit haben, die Klöster wird er aufheben, den Armen zurückgeben, was ihnen die Kirche genommen hat und in Frieden regieren, solange sein Leben noch dauert. — — —

In der Sage vom verlorenen Kaiser verbinden sich Friedrich I. und Friedrich II. häufig miteinander, so daß nicht immer bestimmt unterschieden werden kann, welcher der zwei berühmten Hohenstaufen dieses Namens jeweils gemeint ist. Sie sind beide bald nach ihrem Tode in sagenhafter Einheit aufgegangen, und besonders ihr Lebensende ist unter Verhältnissen eingetreten, die die Anknüpfung einer solchen Sage, wie sie von ihnen geht, begünstigten. Friedrich I. kam im fernen Osten auf seiner Kreuzfahrt ums Leben, und selbst die Geschichtschreiber sind heute noch nicht einig über die Art seines Todes. Darum ist es zu verstehen, daß die lebendige Volkssage damit ein freies Spiel trieb. Auch Friedrich II. starb fern vom deutschen Heimatlande, und um sein Ende konnte sich deshalb ebenfalls sehr bald der dunkle Schleier der Sage hängen.

Schon im 15. Jahrhundert findet sich bei Hemerlin die Vermischung Friedrichs II. mit Friedrich Barbarossa: „Friedrich II., der Unterdrücker der Kirche, zieht, da ihm seine bösen Absichten nicht völlig durchgehen, ins heilige Land und ertrinkt im Jordan.“ Eine weitere Schrift (Aytingers Erklärung zum Methodius, 1496) erzählt von verschiedenen Zerstörungen, die Rom durchgemacht hat und sagt, die dritte sei von Friedrich II., dem Sohne Kaiser Philipps, erfolgt. Als er sich im heiligen Lande vom Papste verraten glaubte, hätte er nach seiner Rückkehr Rom zerstört. Die vierte Zerstörung würde aber durch einen künftigen Kaiser Friedrich ins Werk gesetzt werden. In diesen beiden Stellen sind Erinnerungen aus der Geschichte der beiden hohenstaufischen Friedriche durcheinander geworfen. Das 1519 erschienene Volksbuch vom Kaiser Friedrich bezieht die Sage dann ganz bestimmt auf Friedrich I.

Die Verwechslung Friedrichs I. mit Friedrich II. ist auch nicht auf einmal vor sich gegangen. So wußte z. B. Joh. Prätorius in seiner Neuen Weltbeschreibung (1666) von Friedrich II. zu erzählen, daß er tief unter der Erde in einem Berge auf der Bank bei einem runden Tische säße, stets schliefe und einen großen gräulichen Bart hätte, der ihm bis an die Erde heruntergewachsen wäre. In einem wenige Jahre später erschienenen Buche (1680) sprach derselbe Prätorius aber von Friedrich I. als dem Kaiser, der mit langem, vom steinernen Tisch zur Erde reichenden Barte ruhend oder schlafend im Kyffhäuser säße, wohin er sich zurückgezogen hätte; er nicke stetig mit dem Kopfe und zwinkere mit den Augen, als wenn er nicht recht schliefe oder bald wieder erwachen wollte. Ein von einem Zwerge in das Innere des Berges geführter Schafhirt fand ihn. Der Kaiser fragte, ob die Raben noch um den Berg flögen, und erklärte ihm auf seine bejahende Antwort, daß er dann noch hundert Jahre schlafen müßte.

Im Jahre 1519 kam eine Flugschrift über Kaiser Friedrichs vermeintliche Wiederkehr nach dem Gespräche eines römischen Senators und eines Deutschen heraus, nach der wir den damaligen Stand der Sage genau erkennen können.

Nach dieser Flugschrift erkundigte sich der Senator, was man im deutschen Lande von Kaiser Friedrich und seiner Zukunft sagte, zumal in Rom und in ganz Italien viel und mancherlei von ihm erzählt würde, wie er auf Erden verloren und verzückt worden wäre, aber wieder nach Deutschland kommen würde.

Der Deutsche, der sich Parzival nennt, antwortete ihm auf folgende eingehende Weise:

Friedrich II. ist im Jahre 1212 von Papst Innozenz III. gekrönt worden, hat das Kaisertum dreiunddreißig Jahre innegehabt und einen Sohn Manfred hinterlassen, den er schon bei seinen Lebzeiten zum König von Sizilien gemacht hatte. Er ist ein weiser und wohlberedter Mann gewesen, der fünf Sprachen reden konnte, griechisch, sarazenisch, lateinisch, deutsch und welsch. Nun wollen einige sagen, er sei eine Zeitlang durch die Türken gefangen gehalten und von dem Reiche verlassen worden, und obwohl er einige Zeit Gefangener der Türken gewesen sei, habe ihn doch niemand befreien wollen.

Der türkische Sultan aber hatte einen Tiergarten mit zahlreichen grausamen, wilden Tieren. Seit Jahrhunderten war kein Mensch in diesen Garten hineingekommen. Der Türke wußte aber von seinen Eltern her, daß seine wilden Tiere vier Edelsteine als

größten Schatz der Erde bewachten und daß sie alle Mittage bei klarem Sonnenschein mit den Steinen spielten. Da gedachte er, wenn der römische Kaiser den wilden Tieren die Steine entreißen könnte, würde er ihn ohne Lösegeld freilassen. Von seiner Absicht machte er dem Kaiser Friedrich Mitteilung, der sich Bedenkzeit ausbat und sich auch erzählen ließ, was für Tugenden oder Kräfte die Steine besäßen. Der Türke offenbarte sie ihm und sagte: „Der erste Stein macht unsichtbar, der andere hat die Kraft der Unleidigkeit, der dritte die der Behendigkeit, der vierte die der Unsterblichkeit.“ Der Kaiser dachte: „Wenn mir Gott Gnade gibt, daß ich den Stein der Unsichtbarkeit erlange, will ich wohl aus meinen Leiden und großen Nöten entkommen.“

Nachdem er bei sich alles genau erwogen hatte, ließ er dem Türken sagen, er wollte versuchen, den wilden Tieren die Steine unter folgenden Bedingungen zu entreißen: Man sollte ihm einige Tücher oder Gewänder geben, ihm auch ein Loch unter dem Tiergarten hindurchgraben, bis dahin, wo die Tiere sich aufhielten, damit er aus dem Loche unversehens zu den Tieren gelangen könnte. Der Türke tat nach des Kaisers Willen, ließ das Loch graben und gab ihm Tuches genug. Nachdem alle Dinge zugerichtet waren, befahl Kaiser Friedrich sich andächtig Gott, erbat seine Gnade und Hilfe und sprang mit großer Behendigkeit aus dem Loche heraus unter die wilden Tiere, während sie gerade in der Mittagszeit mit den Steinen spielten. In aller Eile erhaschte er den Stein, ließ flugs das Tuch fallen und sprang dem Loche wieder zu. Die wilden Tiere warfen sich auf das zurückgelassene Tuch und zerrissen es zu kleinen Stücken. Als Friedrich sich in dem Loche in Sicherheit befand, überlegte er, was nun zu tun wäre und trat aus dem Loche heraus unter das Volk. Niemand sah ihn. Dadurch merkte er, daß er sich im Besitze des Steines der Unsichtbarkeit befand. Nun war er sehr froh, fürchtete sich nicht mehr und holte ohne Furcht einen Stein nach dem anderen zwischen den Tieren weg, obschon diese sich wild gebärdeten und das besonders, als er den letzten Stein holte. Der Türke saß während des ganzen Vorganges mit seinen Herren oben am Fenster und hörte und sah alles, nur nicht den Kaiser mehr.

Als dieser die Tugenden und große Nützlichkeit der Steine bedachte, ließ er den Türken sitzen und zog in das römische Reich

zurück. Hier konnte er nun seine Wohnung haben, wo er wollte, sich sichtbar oder unsichtbar zeigen, sich behend oder unsterblich, leidlich oder unleidlich machen.

Einige aber erzählten folgendes: Als Kaiser Friedrich vom Gefängnis der Türken befreit war, kam er nach Kaiserslautern und hatte hier eine Zeitlang seine Wohnung. Dort war sein Schloß und dabei ein schöner Weiher, der nach ihm genannt wurde. In diesem Weiher hatte der Kaiser einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm einen goldenen Ring von seinem Finger an ein Ohr gehangen. Der Fisch sollte so lange in dem Weiher bleiben, bis Kaiser Friedrich wiederkäme. Als man den Weiher einmal fischte, fing man zwei Karpfen, die mit goldenen Ketten um die Hälse zusammengekettet waren und die zum ewigen Gedächtnis an der Metzelerpforte in Kaiserslautern in Stein ausgehauen wurden.

Nicht weit vom Schlosse war ein schöner Tiergarten gebaut, damit der Kaiser hier alle wunderbaren Tiere sehen konnte. Der Tiergarten ist später zu einem Weiher und zu einem Schießgraben gemacht.

Im Schlosse hing des Kaisers Bett an vier eisernen Ketten. Wenn man das Bett abends wohl hergerichtet hatte, fand man es am Morgen benutzt.

Bei Kaiserslautern ist auch ein Fels mit einer großen Höhle; davon ging das Gerücht, der verlorene Kaiser Friedrich hätte seine Wohnung darin. Die Höhle war so tief, daß niemand Grund sehen konnte. Einmal hat man jemand an einem Seil hinabgelassen und oben an das Loch eine Schelle befestigt; wenn er nicht mehr weiter könnte, sollte er die Schelle läuten, dann wollte man ihn wieder hinaufziehen. Als er hinabgekommen war, sah er Kaiser Friedrich in einem goldenen Sessel sitzen, mit einem grausamen Barte. Der Kaiser redete ihm zu und sagte, er dürfte mit niemandem reden, dann würde ihm nichts geschehen, er sollte aber seinem Herrn verkünden, daß er ihn gesehen hätte. Der Mann blickte um sich und sah einen schönen weißen Plan und darauf viele Leute vor dem Kaiser stehen. Da läutete er seine Schelle, kam ohne Schaden wieder hinauf und verkündete seinem Herrn die Botschaft.

Wieder andere wollten folgendes wissen: Nachdem Kaiser Friedrich seinen Sohn Manfred zum König von Sizilien gemacht hatte,

stiftete er ihn an, seinen Tod niemandem zu offenbaren. Es gab aber einen Köhler, der dem Kaiser Friedrich so gleich sah, daß man keinen vor dem anderen erkennen konnte. Diesem Köhler hat man des Kaisers Kleidung gegeben, und jedermann hat ihn für den Kaiser gehalten. Und wenn er zu Rate saß und ein schöner Tag war, sagte er stets: „Ei, wie schönes Wetter ist, jetzt wären gut Kohlen zu machen." Und falls man ihn nach kaiserlichen Ratschlägen fragte, so sagte er nichts anderes als: „Jetzt wären gut Kohlen machen." Weil die Leute nun nichts mit ihm ausrichten konnten, haben sie ihn wieder laufen lassen. Er ging aber in den Wald und machte Kohlen wie zuvor.

Als er nun wieder so schwarz geworden war wie ein Köhler, kam der schwarze Teufel, gesellte sich zu ihm, und beide sind miteinander verloren gegangen, so daß man nicht wußte, ob der Teufel den Köhler oder der Köhler den Teufel hinweggeführt hatte.

Einige sagten wieder anders: Bei Frankenhausen in Thüringen liegt ein Berg, wo Kaiser Friedrich seine Wohnung hat, wo er auch vielmals gesehen wurde. Einmal hat ein Schafhirt seine Schafe auf dem Berge gehütet, und da ihm erzählt wurde, daß Kaiser Friedrich in dem Berge wohnte, pfiff er auf seiner Sackpfeife, und weil er glaubte, er hätte ein schönes Stücklein gebracht, rief er überlaut: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!" Plötzlich kam der Kaiser hervor, gab sich dem Schäfer zu erkennen und sagte: „Gott grüße dich, Mann, wem hast du gespielt?" Da antwortete der Hirt: „Ich habe dem Kaiser Friedrich gespielt!" worauf dieser sagte: „Hast du das getan, so komm mit mir, ich will dich dafür lohnen!" Weil der Hirt aber seine Schafe nicht allein lassen wollte, tröstete ihn der Kaiser: „Folge mir nur, deinen Schafen soll kein Leid geschehen!" Kaiser Friedrich nahm ihn bei der Hand und führte ihn nicht weit von den Schafen in ein Loch hinein in den Berg, vor eine eiserne Tür, die alsbald von selber aufging. Sie kamen in einen schönen, großen Saal, in dem ihm viele Herren und Diener Ehre erwiesen. Dann fragte ihn der Kaiser, was für einen Lohn er begehrte, weil er ihm ein Stückchen gebracht hätte, und da der Hirt sagte: „Nichts!" erwiderte der Kaiser: „Gehe hin, nimm den einen Fuß von meinem goldenen Handfasse zum Lohn!" Der Mann tat es und ging am anderen Tage nach Frankenhausen, um das Gold erproben zu lassen, wie

ihn Kaiser Friedrich geheißen hatte. Er erzählte auch, das Gold sei von Kaiser Friedrich, der hätte ihm viele seltsame Waffen, Harnische, Schwerter und Büchsen gezeigt und ihm gesagt, er sollte den Leuten sagen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen würde ...

Nach dem Inhalte vieler Weissagungen sollte der genannte Kaiser Friedrich zu Kaiser Karls V. Zeit wiederkommen und ihm helfen, Konstantinopel, Jerusalem und das heilige Grab zu gewinnen und zwar im Jahre 1548 oder 1549. Der Kaiser würde viel und mancherlei Anstoß haben und von vielen Völkern angefochten werden, von Christen, Juden, Heiden, Türken und Sarazenen. Und obschon er manchen harten Strauß auszufechten hätte, sollte er doch sein Zepter und sein schneidendes Schwert aufrecht durch alle Welt führen und den sarazenischen und mohammedanischen Glauben samt vielem anderen Unkraut ausrotten.

Der Türke würde bei Köln auf der agrippischen Erde erschlagen und alsdann die Weissagung, die vor langer Zeit geschehen wäre, bei dieses Kaisers Zeiten erfüllt werden. Ihm könnte nichts widerstehen und wären die Mauern von Eisen oder anderen Metallen gegossen. Dann würde erfüllet die Weissagung, daß die Christen in großen Haufen wie die Mücken über das Meer fahren würden. Wenn Kaiser Friedrich käme und Kaiser Karl V. Jerusalem und das heilige Land gewinnen hülfe, würden alle Christen erfreut werden, den Lobgesang singen und mit lauter Stimme rufen: „Kaiser Friedrich ist gekommen!" Dann würde sich alle Welt zum Kaiser gesellen und Freundschaft mit ihm machen, mancher Mann Weib und Kind verlassen und diesem Friedrich, dem hochlöblichen Kaiser, nachfolgen wegen seiner großen Wundertaten. Bald würde der dürre Baum in Griechenland grünen und der Kaiser seinen Harnisch an diesen Baum hängen und seinen Schild daneben, auf dem geschrieben stünde: „Wir, Karolus V., römischer Kaiser, ein Mehrer des Reiches, ein Herr der ganzen Welt." Endlich würde er sein Zepter aufheben; es würde Frieden werden in aller Welt und das goldene Alter und die goldene Zeit erfüllet und kommen. So würde Kaiser Friedrich wieder erscheinen, daß Frieden und Einigkeit sein würde in aller Welt, ein Hirt und ein Schafstall.

Eine Wendung nahm die Sage im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts infolge der kirchlichen Umgestaltung im deutschen Reiche. Für einen großen Teil Deutschlands war die Hoffnung in religiöser Beziehung erfüllt. Die Sage wandte sich deshalb von dem kirchlichen Ziele ab; die Geistlichkeit und ihre Bestrafung, von der die früheren Weissagungen erfüllt waren, verschwanden aus ihr, und das Volksbuch vom Jahre 1519 war die letzte Quelle, die noch von der Bestrafung der Geistlichen sprach.

Aus demselben Grunde verschwand auch der Gedanke eines großen Kreuzzuges und der Wiedereroberung der heiligen Stätten aus der Kaisersage. Neue Ziele und neue Hoffnungen hatten sich dafür in den Vordergrund geschoben. Es wurde die Kaisersage jetzt mehr nach der nationalen Seite hin ausgebaut. Man redete von des Reiches Herrlichkeit und von neuer Macht und Kraft und Schönheit auf deutschvölkischem Gebiete.

Kaiser Friedrich sitzt im Kyffhäuser wie auch in Kaiserslautern und im Untersberge; in letzterem aber wird er zu Karl dem Großen, wie auch zu Karl V., der ferner im Odenberge zu Hessen haust; im Gudensberge ist es wieder Karl der Große, der außerdem im Karlsberge oder der Karlsburg bei Nürnberg weilt, wie er in der Nürnberger Burg in der Tiefe des Felsenbrunnens sitzt, wohin er sich selbst verflucht hat und wo ihm ebenfalls der Bart durch den Steintisch gewachsen ist. Nach einigen Sagen soll Kaiser Otto mit dem roten Barte im Kyffhäuser sitzen, Kaiser Heinrich der Vogler in dem Sudener Berge, um wiederzukehren, wenn der jüngste Tag anbricht; so harrt Siegfried im alten Bergschlosse Gerolseck, um den Deutschen, wenn sie in höchster Not sein werden, zu Hilfe zu kommen, ähnlich wie der Rodenstein oder Lindenschmied im Odenwalde; in Westfalen sitzt oberhalb des Dorfes Nehmen a. d. Weser zwischen Lübbecke und Holzhausen Widukind in einem Hügel versunken, bis seine Zeit kommt; in der Arminiusburg bei Schieder in Lippe und im Hermannsberge, der sich unmittelbar neben der durch die Varusschlacht berühmten Dörenschlucht im Teutoburger Walde erhebt, schläft Hermann der Cherusker und wartet auf seinen Ruf; in der Schweiz sind es die Stifter der Schweizer Freiheit, die in einer Felsschlucht am Vierwaldstätter See, nach anderen auf dem Rütli schlafen und wiederkommen werden, wenn das Vaterland ihrer bedarf.

Neue Festigung erhielt die Sage übrigens dadurch, daß sie sich immer mehr beschränkte. Wie sie früher schon von der Hoffnung auf den allgemeinen Kaiser zu einer ganz bestimmten Persönlichkeit gekommen war, so beschränkte sie sich jetzt auf einen einzigen Ort, und das gab ihr wieder die Kraft zu weiterer Dauer und zu frischem Leben. Wir können den Fortgang ganz deutlich verfolgen. Anfangs hieß es, daß der Kaiser a u f Burgen umherwandere oder a u f den Bergen gehe. Im Volksbuch von 1519 hieß es aber, daß die Bauern und Schwarzkünstler sagten, er wäre noch lebendig i n dem Berge. Hier ist er also schon in die Tiefe hinabgestiegen. In der Kaiserslauterner Sage von 1532 wird uns mitgeteilt, daß der Kaiser in dem Berg schlummere in einem Saale, auf goldenem Stuhle und mit einem grausamen Barte. Im Jahre 1703 berichtete Behrens in seiner „Hercynia curiosa“ anstatt des bisherigen weißen, grauen oder schwarzen Bartes von dem roten Barte des Kaisers,

was ja bei dem allbekannten Beinamen Friedrichs I. „Barbarossa“ nicht zu verwundern ist; bei Behrens ist der Bart auch schon durch den Tisch gewachsen.

Die Raben, die in der heutigen Fassung der Kyffhäusersage eine so große Rolle spielen, sind erst in sehr später Zeit in die Sage aufgenommen worden und zwar nachweislich um 1680.

So sehen wir die Gestalt des Kaisers im Berge sich nach und nach entwickeln bis zu dem Bilde, wie es uns Rückert in seiner bekannten und berühmten Ballade dargestellt hat.

Trotz all der viele Jahrhunderte hindurch dauernden Enttäuschungen ließ sich das deutsche Volk den Glauben an eine glückliche Zukunft, die mit der Wiederkehr Friedrichs verbunden sein sollte, nicht rauben; ja, der Glaube wurde im Laufe der Zeit inniger, schöner, inhaltsreicher gestaltet, und alles, was die Menschen von einer goldenen Zeit erwarteten, knüpften sie an die Gestalt und an die Taten Friedrichs. Sie meinten, mit ihm würden Friede und Macht wiederkehren, das Reich von neuem erstehen, die arme Tochter des reichen Mannes Weib werden und Witwen und Waisen und allen Beraubten das Ihrige zurückgegeben, die verweltlichte Geistlichkeit aber verfolgt werden.

Von Friedrich und seiner Wiederkehr heißt es an einer Stelle im festen Glauben: „Er muß kommen und wenn er in tausend Stücke zerschnitten oder zu Staub verbrannt ist!“

Aus der Entwicklung erkennen wir, daß von dem großen Gedanken der früheren Jahrhunderte wenig übrig geblieben ist, eigentlich nichts als die verschwommene Vorstellung von der Wiederkehr eines großen Kaisers und der damit verbundenen Erneuerung der alten Reichsherrlichkeit. Aber trotzdem ist diese zu allen Zeiten für unser nationales Leben und für den nationalen Pulsschlag des Volkes von großer Bedeutung gewesen. In ihr ist das staatliche Sein und Hoffen der Deutschen niedergelegt. „Nachdem jene glänzenden Zeiten mittelalterlicher, besonders hohenstaufischer Kaisermacht sich dem Bewußtsein des Volkes einmal unverlöschbar eingeprägt hatten, klingt und rauscht durch die Jahrhunderte, bald lauter, bald leiser, niemals aber ganz verstummend, das alte Lied von Kaiser und Reich.“ Das sagenumsponnene Bild des Kaisers mit dem roten Barte wird für immer im Bewußtsein des deutschen Volkes fortleben.

* *
*

Anmerkungen.

1. Die Karolinger.

1. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes S. 157 ff. nach Aretin, Älteste Sage üb. d. Geburt Karls d. Gr., München 1803, u. a. Über Berta mit dem großen Fuß und andere Personen der Karlssage siehe auch Halbedel a. a. O. S. 61, 110 u. a. Eine ähnliche Sage von der Geburt Heinrichs III. in einer Schwarzwaldmühle wurde im Mittelalter oft erzählt und selbst als Spiel bearbeitet und aufgeführt. Simrock, Berta, die Spinnerin. Frankfurt a. M. 1855.

Zu den karolingischen Sagen im allgemeinen vgl. auch die Literaturgeschichten, z. B. Gervinus II, 184 ff.; Koberstein I, 144 f.; Kelle I, 182 ff.; Goedeke I, 63, 106 f. u. a. Rauschen a. a. O. weist die Quellen für die Sagen über Karl d. Gr. im einzelnen nach, besonders die Quellen für die vita Karoli Magni, S. 5 ff. Dippoldt a. a. O. S. 122 f. u. a.

Mancherlei Sagen von Karl Martell sind infolge der Namensgleichheit auf den bedeutenderen Karl den Großen übertragen worden; vgl. Voretzsch, Altfranzös. Lit. S. 214 ff. Sowohl die Personen und Taten der Vorzeit, wie die des nachfolgenden Zeitraumes hat Karl der Große vielfach an sich gezogen. Halbedel a. a. O. S. 52 ff. versucht den Nachweis, daß berühmte Heldengestalten der Karolingerzeit, die in der Sage eine Rolle spielen und gemeinhin als nur sagenhaft gelten, wirkliche geschichtliche Personen sind. Die Literatur zur Karlssage verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 48.

Der Kreis der Dichtung, der sich um Karl den Großen geschlungen hat, gehört nicht ausschließlich der Sage, sondern auch der Legende an, weshalb beide Gebiete vielfach ineinander übergehen. (Karl der Große ist ja in die Reihe der Heiligen aufgenommen worden.) Der karolingische Sagenkreis ist zudem nicht rein deutsch; ursprünglich hat er in der Hauptsache der französischen Dichtkunst angehört, die aber manches an Deutschland abgetreten hat, wo es in deutschem Sinne aufgenommen, verarbeitet, erweitert und mit deutschem Geist erfüllt wurde. Die Franken waren übrigens ja auch ein germanischer Volksstamm.

2. GdV. 15, 187 ff.* Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2 S. 222 f., 227 f. Grimm 446 u. 448.** Erler, Deutsche Gesch. I, 422 ff. nach derselben Quelle; III, 8. 14 (Mon. Germ. SS. II). v. d. Leyen, Sagenbuch II, 45 ff. Über Ogier den Dänen, geschichtlich ein fränkischer Großer mit Namen Auti-

---

* Das Verzeichnis der Abkürzungen findet sich im Schriftenverzeichnis am Schluß der 2. Hälfte. GdV. = Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Leipzig, 94 Bde.

** Auf die bei Grimm angeführten Quellen kann hier raumhalber nur im allgemeinen verwiesen werden.

harius oder Audegarius, der Karls Gegner war und in sagenhafter Einkleidung in unserer Erzählung erscheint, s. Näheres bei Voretzsch, Altfranzös. Lit. S. 226 ff. F. W. Schmidt, Über die italienischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls d. Gr. Berlin 1820.

Die geschichtliche Grundlage für die Sage vom lombardischen Spielmann ist in den italienischen Kriegen Karls des Großen zu suchen. Der Kaiser hatte im Jahre 773 den Mont Cenis überschritten, doch hinderten nicht unbedeutende Befestigungen seines Gegners Desiderius ihn am weiteren Vormarsche. Er mußte den Paß überschreiten, den die Sage in der Chronik von Novalese zwischen diesen Ort und Giaveno verlegt. Über den Kampf um den Paß zeichnete sich Adalgis (Athalgis oder Algisus), der Sohn des Desiderius, vor allen anderen aus.

3. Erler, Deutsche Gesch. I, 425 ff. nach Monachus Sangallensis II, 17 bei Jaffé, Bibliotheca Germanicorum IV, Monumenta Carolina 691. Grimm 447. Vgl. das Gedicht bei P. v. Winterfeld, Latein. Dichter S. 183 f.

Die Sage vom eisernen Karl ist ein schönes Beispiel für den Glanz longobardischer Dichtungen. Sie weist in Anlage, Ausführung und Färbung auf ein altes Lied hin; denn nur ein Dichter konnte solche Gedanken hervorbringen und in dieser Anzahl vereinen. (Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. S. 227 f.) Anstatt eines einzelnen Helden erscheint ein ganzes Heer von Helden; die anschwellenden Massen werden in wirkungsvoller Weise vorgeführt, wie es ähnlich auch im Rolandsliede geschieht. Vgl. ferner Bédier, Tristan II, 271; Wilhelm Hertz, Spielmannsbuch, Lanval (S. 101 ff.); R. Becker, Altfranzös. Literaturgesch. I. Zu dem eisernen Karl, den eisernen Schienen vgl. den Steinriesen in der Schilderung der Edda; v. d. Leyen, Göttersagen, S. 178 ff.; vgl. ebenfalls die Münchener Ausfahrtsegen in Wolfskehl u. v. der Leyen, Älteste deutsche Dichtungen.

Die Sage vom eisernen Karl hat der Mönch von St. Gallen, der die Heldentaten Karls des Großen berichtet, schon siebenzig Jahre nach dem Tode des großen Kaisers aufgezeichnet. Er nennt als Gewährsmann einen gewissen Adalbert, der als Jüngling mit seinem Herrn, dem Grafen Gerold, den hunnischen, sächsischen und slawischen Feldzug mitgemacht hatte, und ferner den Sohn Adalberts, Werembert, den Lehrer des Mönches selbst.

In dieser Schrift lernen wir die Vorstellung kennen, die etwa hundert Jahre nach des Kaisers Tode in der Überlieferung von dem großen Herrscher lebte. Im ganzen ist seine Persönlichkeit noch sehr richtig aufgefaßt; einzelne Züge sind schon ganz märchenhaft, so die Beschreibung der Pfalz zu Aachen, aus welcher Karl alles erblicken konnte, was in ihrem Umkreise vorging. Auch der Kriegszug gegen Desiderius ist schon sagenhaft geworden. — Über die Verhältnisse im Kloster zu St. Gallen, über seine Beziehungen zu den Karolingern und andern Kaisern s. P.

v. Winterfeld, Deutsche Dichter des latein. Mittelalters S. 402 ff. in der Abhandlung: Die Dichterschule St. Gallens und der Reichenau unter den Karolingern und Ottonen.

4. Erler, Deutsche Gesch. I, 428 ff. nach Chronicon Novaliciense II, 21 ff.; GddV. 15, 190 ff. Grimm 449.

5. GddV. 15, 193 ff.

6. Klopp, Gesch. II, 193 ff. nach Muratoris Gesch. von Italien IV, 450.

7. GddV. 31, 6 f.; Grimm 453; Voretzsch, Altfranzös. Literaturgesch. S. 223 ff.; Erler, Deutsche Gesch. II, 40 f., wo weitere Nachweise; Dettmer, Widukind S. 115. Weitere Nachweise über die Sage von Widukinds Bekehrung s. Dettmer a. a. O. S. 129 ff. Widukinds Taufe fand 785 statt, als bereits dreißig Jahre seit dem Tode des Bonifatius vergangen waren, so daß dieser schon deswegen die Taufe nicht vollziehen konnte. Klopp, Geschichten . . . II, 164 ff. Diekamp, Widukind, der Sachsenführer nach Geschichte und Sage. Münster 1877. Uslar-Gleichen, Das Geschlecht Wittekinds des Großen und die Immendinger, Hannover 1902. Die Literatur zur Wittekindsage verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 49.

Das Andenken an Widukinds Heldengestalt ist so lebhaft und so hervorragend gewesen, daß die Erinnerung an seine Mitstreiter dadurch fast vollständig überwuchert worden ist. Aus dem Führer der Westfalen wurde ein Herzog, ein König der Sachsen, der den Mittel- und Angelpunkt des ganzen Sachsenkrieges bildete, und dieser Held, der seine ganze Kraft zur Verteidigung der alten Götter und zur Bekämpfuug der neuen Lehre eingesetzt hat, wurde zum christlichen Helden und zum Stammvater einer Reihe edelster Geschlechter gemacht, die sich wieder in ihm selbst zu ehren suchten.

Die erste Sagenbildung schloß sich an Widukinds Bekehrung und Taufe. Die Sage kümmert sich nicht um politische Gründe, auch nicht um die Unmöglichkeit, dem großen Könige länger zu widerstehen, sondern knüpft den Umschwung in dem Herzen des Helden an ein bestimmtes Ereignis, das aber in den verschiedenen Sagen ganz verschieden angeführt ist.

8. GddV. 26, 102.

9. GddV. 39, 330. Grimm 455.

10. GddV. 26, 80 f. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes, S. 210, erzählt diese Sage von Ludwig dem Deutschen.

11. GddV. 26, 70 ff. Vgl. Voretzsch, Altfranzös. Lit. S. 225 f.

12. GddV. 26, 68 f. Grimm 18. Meier, Sagen aus Schwaben S. 327 nach Crusius, Schwäbische Chronik (um 1596) I S. 285 f. Dippoldt, Leben Karls d. Gr. S. 116 f.

13. Golther, Gesch. d. deutsch. Lit. S. 105 ff. M. Michel, La chanson de Roland et la littérature chevaleresque. Paris 1906.

14. Maßmann in der Kaiserchronik III, 971, 1013 ff. Über das Rolandslied s. auch die Literaturgesch., z. B. Gervinus I, 349 ff., Koberstein I, 162 f. u. a. Das Verhältnis des deutschen Rolandsliedes des Pfaffen Konrad zum altfranzösischen Rolandsliede hat eingehend Golther, Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, München 1887, dargestellt.

Eine ins Wunderbare und Riesenhafte gehende Beschreibung Karls des Großen, seines Körpers und seiner Lebensweise s. auch Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 112 f. Die heldenhaft-legendenartige Seite der Volksüberlieferung, die Karl vor allem als Kriegshelden und Heidenbekehrer darstellt, hat weniger in der deutschen als in der altfranzösischen Sage ihre Ausbildung gefunden. Über Karls Kriege in Spanien s. auch Bachmann und Singer a. a. O. S. 25 ff.; die Heiden, gegen die Karl zog, waren die Sarazenen; vgl. zu den Kämpfen mit ihnen auf Grund altfranzösischer Sagen noch Voretzsch, Altfranzös. Lit. S. 220 ff. Vgl. auch GddV. 61, 17 f.

Wenn auch die französische Sagendichtung über Karl den Großen die bedeutsamere und geschlossenere ist, so mangelt es doch in Deutschland der eigentümlichen Überlieferungen von Karl dem Großen nicht, obschon bei uns kein voller Sagenkreis zustande gebracht worden ist. Das erklärt sich daher, daß das deutsche Volk diesem großen Kaiser nicht einheitlich gegenüberstehen konnte, weil er ja von einem großen Teile der deutschen Stämme — abgesehen davon, daß die Stammeseigenart in Deutschland der Bildung eines Sagenkreises für das ganze Gebiet nachteilig sein mußte — als Feind angesehen wurde.

Spuren volksmäßig deutschen Gesanges von Karl dem Großen und seiner Helden sind vielleicht in einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts (Karlemaine) zu erkennen, sodann in dem sogenannten Rolandston und dem im koburgischen Gesangbuche von 1621 zur Bezeichnung der Tonweise gegebenen Liedanfange: O Roland, lieber Roland. Die Normannen warfen sich in der Schlacht bei Hastings (1066) unter dem Klange eines Rolandsliedes in den Kampf. Vgl. auch das Rolandslied des Pfaffen Konrad.

15. Erler, Deutsche Gesch. II, 102 ff. nach Johannes Turpin, De vita Caroli Magni et Rolandi. Sim. Schardii Germ. rer. quat. cel. vet. chronographi. Francfurt 1566.

16. Maßmann in der Kaiserchronik III, 1031. Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 22 ff. GddV. 46, 4. Voretzsch, Altfranzös. Lit. S. 206 ff. Genaue Nachweise für die Entstehung und Entwicklung von Karls d. Gr. sagenhaftem Zuge nach Jerusalem gibt Nauschen a. a. O. S. 141 ff. Einhard berichtet in seinem Werke von Kaiser Karls Leben (GddV. 16, 24), daß der Kalif Harun al Raschid mit Karl d. Gr. in freundschaftlichem Einvernehmen stand und einwilligte, daß das heilige

und heilbringende Grab unter seine, d. h. Karls Gewalt komme. An diese Stelle einzig und allein knüpft sich ursprünglich die Sage von Karls Kreuzzug nach Palästina.

Beim Mönche von St. Gallen finden wir von einem Kreuzzuge Karls keine Spur erwähnt, wohl aber ist davon die Rede, daß sich Karl nach einem Zuge ins Morgenland gesehnt habe und nur bedauerte, daß das große Meer ihn daran hinderte. Erst die folgende Zeit hat das Hindernis in der Volkssage beseitigt und kühnlich eine Brücke übers Meer geschlagen, so z. B. die Chronik des Benedikt von St. Andreas. In der Zeit der Kreuzzüge wurde die Vorstellung, daß Karl das Vorbild zu diesen heiligen Kriegen gegeben habe, und daß man nach dem Morgenlande auf Karls Straße fahre, allgemein. In dieser Zeit erzählte man sich schon, der Kaiser sei von den Toten auferstanden, um das Volk in eigener Person nach dem heiligen Lande zu führen, und als ein solcher Wahn schwinden mußte, wurde die Persönlichkeit des Herzogs Gottfried von Bouillon nach Karls Vorbilde ausgeschmückt und sein Geschlecht von dem großen Kaiser abgeleitet. Vgl. GddV. 26, XIV.

17. GddV. 26, 96 f. aus der Chronik Benedikts vom Berg Sorakte. GddV. 26, 54 ff.

18. GddV. 26, 51 ff.

19. Grimm 450. Vgl. Siegel in den Sitzungsber. d. Akad. d. Wissensch. zu Wien 140, S. 3 ff., 16 ff., 28 ff.; Klopp, Gesch. II, 234 ff. nach Ubbo Emmius, rer. Fris. hist. I, 70 u. a.; Maßmann in der Kaiserchronik III, 996 f. Vgl. v. Wyß, Karl d. Gr. als Gesetzgeber, Zürich 1869. O. Klopp, Geschichte Ostfrieslands, 3 Bde., Hannover 1854/58. O. Lednig, Die Freiheit der Friesen im Mittelalter, Emden 1878. Block, Friesland im Mittelalter, Leer 1891. Wiarda, Ostfriesische Geschichte, 10 Bde., Aurich bzw. Bremen 1791—1817.

Das Gesetz der alten Friesen berichtet die Entstehung des friesischen Reiches auf eine ganz mythische Weise; die dort gewählten Bilder der Sage sind nicht ohne tiefere Bedeutung: Das ruderlose Schiff bezeichnet ein Volk ohne Gesetz und Recht, erst ein höherer Geist gibt die rechte Satzung. Nebenbei gesagt, macht sich hier wie im Sachsenspiegel ein gewisser Gegensatz des freiheitliebenden Volkes gegen Karl bemerkbar, was aber die Bedeutung des großen Herrschers als Gesetzgeber in der Sage selbst nicht beeinträchtigt.

Auch die geheimnisvollen Femgerichte des Mittelalters leiten ihren Anfang bis zu dem großen Kaiser zurück, und die Freigrafen mußten schwören, nach Karls Gesetz und Recht zu richten.

Karls Recht, ein Meistergesang, enthält die bekannte Geschichte des Juden von Venedig, womit noch zwei weitere Fälle verbunden sind, die die Entscheidung schwieriger machen und dadurch den richterlichen Scharfsinn des Kaisers um so stärker hervorheben sollen.

Die hervorragende Bedeutung, die Karl dem Großen durch die Übertragung aller Gesetze und Rechtsfälle auf ihn gegeben wird, darf zum Teil darauf zurückgeführt werden, daß die in der Tat zahlreichen karolingischen Gesetze und die zu ihrer Erläuterung und Ergänzung erlassenen Ausführungen überall öffentlich verlesen und bekannt gemacht wurden, so daß sich im Volke leicht die Meinung bilden konnte, alles Recht gehe von Karl dem Großen aus.

Das Volk hielte diese Seite der Tätigkeit des großen Kaisers für so wichtig, folgenschwer und segensreich, daß es seine Meinung selbst im Sprichwort ausdrückte. Das geht besonders aus der Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hervor, wo man von Karls Reich und Herrschaft als einem goldenen Zeitalter und ferner von König Karls Recht, Gebot und Lot (Gewicht, Maß) sprach. (Andere Rechtsordner sind nach dem Volksmunde noch die Kaiser Konstantin und Friedrich II. gewesen.)

Auch der Mönch von St. Gallen erzählt uns in seinem Werke über die Taten Karls des Großen eine ganze Reihe von Beispielen für die Gerechtigkeitsliebe und die Rechtsfürsorge des Kaisers.

Über die Ordnung der Bauerntracht durch Karl d. Gr. vgl. Maßmann, Kaiserchronik III, 1002 ff.

20. Maßmann in der Kaiserchronik III, 997 ff.; v. d. Hagen, Gesamtabenteuer III, Einl. S. CLXIII ff. und II, 635 ff.; vgl. auch Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 23 ff. Grimm 459. Über Schlangensagen und wunderbare Tiere vgl. Ranke, Die deutschen Volkssagen S. 109 ff., 203 ff., 207 ff.

21. GddV. 26, 3 f.

22. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes S. 188 f. nach der Kölner Chronik 1499 S. 115. Wie Karl d. Gr. mit einem eitlen Bischofe verfuhr s. GddV. 26, 19 f.

23. GddV. 26, 33 f., 39 f. Quix, Gesch. der Stadt Aachen, 2 Bde., Aachen 1841. Haagen, Geschichte Aachens, 2 Bde., Aachen 1873/74.

24. Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 22.

25. Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 22 f.

26. Maßmann in der Kaiserchronik III, 1017 ff. Wie Karl d. Gr. sonst streng gegen sich war, berichtet auch der Mönch von St. Gallen, GddV. 26, 42. Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 23 ff.

Es wird nicht gesagt, welcher Art die Sünde Karls des Großen war. Entweder hielt den Dichter eine gewisse Scheu ab, die Sage und Sünde ausführlicher zu erzählen, oder es fehlte ihm auch hier wie so manchmal in der Kaiserchronik an Zeit zu einem eingehenden Bericht. Über den nächsten kirchlichen Zweck (daß nämlich die Sünde gebeichtet werden muß) ist in der Darstellung die Sünde oder die Sage selbst rein vergessen worden.

27. GdV. 26, 78 f.

28. GdV. 26, 5 f.

Die Geschichte von der Schulprüfung Karls des Großen ist sicherlich auch nur eine Sage, die aber doch ganz den Geist Karls des Großen in der Beaufsichtigung seiner Bildungsanstalten trifft, also innerlich wahr ist.

29. GdV. 26, 6 ff.

30. Grimm 444. Maßmann in der Kaiserchronik III, 1032 f.; v. d. Hagen, Gesamtabenteuer II, 615 ff.

31. Grimm 442.

32. Grimm 458; Maßmann in der Kaiserchronik III, 1019 ff.; vgl. auch v. d. Hagen, Gesamtabenteuer III, Einl. S. CLXII f. und II, 617 ff.

33. GdV. 16, 46 ff. nach den Lorscher Annalen. Grimm 457. Vgl. Kurze, Einhard, Berlin 1899. Hagen, Gesamtabenteuer II, 615 ff.

Die ganze Erzählung klingt zu schön, als daß sie wahr sein könnte. Wohl ist durch Brief und Urkunde festgestellt, daß Einhard eine Imma zum Weibe hatte, falsch aber ist, daß diese eine Tochter Kaiser Karls war. Überhaupt liegt nicht das geringste Zeugnis dafür vor, daß Karl eine Tochter Imma hatte. In der Sage ist Einhard mit Angilbert verwechselt worden. Der Lorscher Mönch, der uns die Sage berichtet, hat die ganze Geschichte nach einem älteren Vorbilde romantisch ausgeschmückt; denn schon ein halbes Jahrhundert vor ihm finden wir dieselbe Erzählung, nur in derberer Form, bei dem englischen Geschichtschreiber Wilhelm von Malmesbury, dessen Geschichtswerk mit dem Jahre 1127 abschließt. Bei ihm ist es Kaiser Heinrich III., der die Liebe seiner Schwester zu einem Geistlichen entdeckt, ihnen aber verzeiht und sie zur Äbtissin, ihn zum Bischof macht.

34. Klopp, Geschichten nach Leibnitz, Annalen 788. Bäßler, Sagen S. 196 ff. nach einer alten Wessobrunner Chronik. Vgl. Zschokke, Bayerische Gesch. I, Kap. 51 Anm.

35. GdV. 26, 65. Vgl. Dippoldt, Leben Karls d. Gr. S. 118.

36. Klopp, Geschichten II, 255 f. nach Einhardi Vita Caroli Magni (Mon. Germ. SS. II, 455 ff.). Dippoldt, Leben Karls d. Gr. S. 217; Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 109 f.; Über Wunder und Zeichen am Himmel beim Tode eines Helden s. auch Holly, Bedeutung des Rheines f. d. mittelalt. Poesie S. 283.

37. Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 111.

38. Lindner, Die Fabel von der Bestattung Karls d. Gr. (Aachener Zeitschr. XIV, 138), wo die weiteren Quellen mitgeteilt sind. Mon. Germ. SS. IV, 129 ff. Als der 21 jährige Friedrich II. am 25. Juli 1215 in Aachen gekrönt wurde, ließ er die Gebeine Karls d. Gr. in einem neuen prächtigen Grabe beisetzen. Maßmann, Kaiserchronik III, 1148. Lindner, Die

Fabel von der Bestattung Karls d. Gr. (Aachener Zeitschr. XIV, 141 f. und 208 ff., wo genauere Quellenangaben stehen).

39. Bachmann und Singer, Deutsche Volksbücher S. 114.

40. Klopp, Geschichten II 264 f. nach Theganus, Vita Ludovici 19 (Mon. Germ. SS. II, 594). Maßmann, Kaiserchronik II, 396 ff., III, 1042 ff. Funck, Ludwig der Fromme, Frankfurt a. M. 1832. Simon, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter L. d. Fr. 2 Bde. Leipzig 1874/76.

41. Grimm 443. Bechstein, Altdeutsche Märchen a. a. O. S. 86 bringt nach der mittelalt. Sammlung „Der Seele Trost“ eine Sage, nach der Karl der Große seine drei Söhne einen Apfel anbeißen hieß und so den Erben feststellte, den widerspenstigen Sohn aber, der den Mund nicht aufmachen wollte, enterbte.

42. GdдV. 54, 6 f. Bauer, Geschichte von Hildesheim. Hildesheim 1891. Vgl. eine andere Lesart von der Gründung Hildesheims bei Grimm 462 und die Sage von dem tausendjährigen Rosenstock, Grimm 463.

43. GddV. 23, 8. Vorzeichen sah man im Mittelalter überall und in allem Außergewöhnlichen. So wurde Ludwigs Tod in Frankfurt 882 durch einen Kometen angezeigt: GddV. 23, 91. Ein Meteor in Thüringen verkündete Unglück: GddV. 66, 29. Die „Herrschaft Saturns“ war unheilvoll: GddV. 63, 95. Ein Schadenfeuer in Mainz war „wunderbar“: GddV. 23, 25 f. Eine Mondfinsternis fand am 15. 10. 878, eine Sonnenfinsternis 14 Tage später, am 29. 10. 878, statt; der Berichterstatter fährt dann wörtlich fort: „Wenige Tage darauf wurde König Ludowich, der Sohn Karls (des Kahlen), welcher der Stammler genannt ward, weil er schwer und langsam sprach, aus diesem Leben abberufen“. GddV. 27, 66. Das nannten die Leute „Gottes Finger in der Geschichte.“ Beispiele s. dazu u. a. noch bei Erler, Deutsche Gesch. II, 238 f., 395 f.; III, 69. Jedes Unglück war natürlich des Teufels Spiel; vgl. ebenda II, 451; III, 74 u. a. Himmelszeichen beim Einfall der Ungarn s. GddV. 61, 8. Wunderbare Naturereignisse ähnlicher Art s. GddV. 36, 43. Vgl. Nr. 124 Anm.

44. GddV. 23, 19 ff.; Grimm 582. Grabfelden liegt in Franken.

45. Maßmann, Kaiserchronik II, 409 ff., III, 1051 f., 15347 ff., Ausg. von Schröder 15332 ff.

46. Grimm 464. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches I, 735 f.

47. GddV. 23, 66 f. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches I, 791 ff.

48. Grimm 461. Ranke, Volkssagen S. 1 ff.

49. Grimm 465.

50. Erler, Deutsche Gesch. II, 141 nach Reginonis chronicon (Mon. Germ. SS. I, 588). GddV. 27, 61 ff. GddV. 23, 82. Maßmann, Kaiserchronik II, 414 ff., III, 1053 f.

51. Klopp, Geschichten III, 18. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 36 ff., bes. S. 38, wo die sagenhaften Überlieferungen stehen.

52. Klopp, Gesch. III, 20. Der Einfall der Normannen fand in Wirklichkeit i. J. 881 und 884 statt.

53. Grimm 467 nach Chroniques de St. Denis u. a.; s. dort weitere Quellen. Vgl. ähnlich Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches (nach Annales Fuldenses) I, 810 f. Im Mittelalter waren Berichte über das Jenseits sehr beliebt, Nachrichten, die von angeblich verstorbenen und wieder zum Leben zurückgekehrten Menschen über ihre in der Zwischenzeit gemachten Erlebnisse gegeben wurden. Sie entstammen durchweg geistlicher Quelle, haben aber ihre Vorbilder schon im grauen Altertume. Einer der ältesten deutschen Berichte, der hierher gehört, ist von dem Apostel der Deutschen, Bonifatius, selbst mitgeteilt. Über den Durst des Mittelalters nach solchen und ähnlichen Wundergeschichten vgl. Freytag, Bilder . . . I, 238 ff.

54. Stöber, Sagen des Elsasses II, 27 ff. nach Chroniken der deutsch. Städte, VIII. Chronik des Jakob Twinger von Königshofen 1400, S. 414; IX, 749. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 284 ff., wo aber der Verlauf anders dargestellt ist.

55. Klopp, Gesch. III, 41 nach Liutprand von Cremona. Maßmann, Kaiserchronik II, 423 ff., 1054 f.

56. GddV. 29, 19 f. Erler, Deutsche Gesch. II, 157 nach Annales Fuldenses V zu den Jahren 893—896 (Mon. Germ. SS. I, 409).

57. GddV. 29, 22. Über Arnulfs Ende, wie es die Geschichte berichtet, vgl. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 471 ff.

58. GddV. 29, 26 ff., vgl. GddV. 33, 28 ff. Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2, S. 231 ff. Über den Streit Adalberts von Bamberg gegen die Konradiner (das Geschlecht der Franken) s. Heidemann a. a. O. S. 24 ff.; über die List Hattos gegenüber Adalbert s. ebenda S. 28 ff. Graf Adalbert von Bamberg hatte den Bruder König Ludwigs des Kindes erschlagen. Er wurde von Erzbischof Hatto von Mainz überlistet und „schrecklich berückt". Die Geschichte von der Überlistung und schrecklichen Berückung Adalberts durch Hatto wurde auf Malstätten (Gerichtsstätten), Märkten und an Kreuzwegen lange besungen; vgl. Maßmann in der Kaiserchronik II, 427 ff., III, 1056 ff. Grimm 468, Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 537 ff., wo besonders der geschichtliche Verlauf der Angelegenheit übersichtlich dargestellt ist.

In der Sage von Adalbert handelt es sich um geschichtliche Vorgänge, die sich an den Ausgang der Fehde zwischen den Babenbergern und den Konradinern abspielten. Es waren Kämpfe zwischen zwei großen Geschlechtern, wie sie in jener Zeit nicht selten vorkamen. Jeder mußte seine Herrschaft gegen den anderen verteidigen; der Mächtige suchte seinen schwächeren Gegner zu unterwerfen. Konrad hatte sich mit Hatto von Mainz verbunden; beide beherrschten den unmündigen König Ludwig das Kind. Adalbert von Bamberg mußte sich kräftig zur Wehr setzen,

wenn er nicht mit seiner Herrschaft weggewischt werden wollte. In dem blutigen Kampfe 902 unterlag Adalbert; der jüngste seiner Brüder fiel, ein anderer wurde gefangen genommen und getötet. Die Lehen der Bamberger wurden eingezogen, doch Adalbert gab den Kampf noch nicht auf. Vier Jahre später, im Frühjahr 906, überfiel er Konrad bei Fritzlar und besiegte ihn vollständig. Ja, von seinen Gegnern verlor der ältere Konrad in dem Kampfe das Leben. Adalbert wurde von dem Reichstage nach Triburg geladen, um sich als Verräter und Aufrührer zu verantworten, erschien aber nicht, weil er von vornherein wußte, welches Schicksal ihm blühte. Da sandte der Kaiser ein Heer gegen ihn, das ihn in der Burg Theres am Main belagerte. Er würde tapfer durchgehalten haben, wenn nicht einer seiner Verbündeten, der Graf Egimo, ihn im Stiche gelassen hätte und von ihm abgefallen wäre. Diese Treulosigkeit ließ ihn den Mut verlieren und Verhandlungen anknüpfen, in denen er sich verpflichtete, den Platz zu übergeben und in eigener Person vor den König zu treten, um dessen Gnade anzuflehen. Hier war der Verleumder schon tätig gewesen. Einige der bis dahin mit ihm Verbündeten und selbst mehrere seiner Dienstmannen fielen offen von ihm ab und schilderten ihn als einen unversöhnlichen Mann, der seine Pläne trotz aller Versprechungen um jeden Preis durchzusetzen suchen würde. Daraufhin zögerte der Kaiser, ihm Gnade zu gewähren und das Leben zu schenken, wie er es vorgehabt hatte. Er überließ das Gericht den Fürsten des Reiches, und diese verurteilten ihn als Landfriedensbrecher und wegen Hochverrates zum Tode, so daß er am 9. Juli 906 sein Haupt verlor.

So weit die geschichtlichen Vorgänge, wie sie uns bekannt geworden sind. Nach der Volkssage hat sich die Geschichte allerdings anders abgewickelt und Adalbert ist nicht freiwillig, sondern durch Verrat in die Hände seines Gegners gefallen. Ob in den Anschuldigungen, die die Sage über seine Gegner, besonders über Hatto von Mainz mitteilt, ein Kern von Wahrheit steckt, läßt sich weder bejahen noch verneinen, weil uns keine geschichtlich beglaubigte Kunde darüber geworden ist. Aber durch das ganze Ereignis wurde das Volk sehr angeregt. Schon nach wenigen Jahren hatte sich die Sage der Vorgänge bemächtigt und sie dichterisch ausgeschmückt. Der Italiener Liutprand hörte schon kurz nach der Mitte des 10. Jahrhunderts die Sage in Deutschland erzählen und berichtet vor allem davon, daß man Adalbert nur hätte mit List bekommen können, die dann der verschlagene Erzbischof Hatto von Mainz angewandt hätte. Aus der Zeit des 12. Jahrhunderts wird uns berichtet, daß das Volk allenthalben von Adalbert und Hatto gesungen und gesagt habe. Der kühne Adalbert, der sich einmal so unerschrocken und unbefangen den Gegnern genähert hatte, daß diese ihn gar nicht für einen Feind hielten,

bildete zu dem heimtückischen und arglistigen Bischof der Sage einen Gegensatz, den sich das Volk nicht entgehen ließ. Die Geschichtschreiber jener Zeit hielten es für überflüssig, über den Inhalt der Sage zu berichten; vielleicht war sie durch die Volkslieder schon landgemein genug geworden, vielleicht wollten sie auch nicht gegen einen hohen Herrn verstoßen.

59. GddV. 33, 28 ff., GddV. 61, 7 f. Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2 S. 239 f. Erler, Deutsche Gesch. II, 169 f. nach Widukindi rerum gest. Saxon. LIII. (Script. rer. Germ. in usum schol. ed. III, Hannover 1882, I, 21 ff.) Über die geschichtlichen Grundlagen des Streites Hattos mit Heinrich von Sachsen und über die Heimtücke Hattos mit Hilfe der Goldkette s. auch Heidemann a. a. O. S. 34 ff. Grimm 469. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 581 ff., wo besonders die geschichtlichen Zusammenhänge nachzulesen sind. Vgl. Anm. Nr. 58.

Die Sage von der goldenen Halskette und dem Herzog Heinrich knüpft an folgende geschichtlichen Vorgänge an. Als Herzog Otto von Sachsen im Jahre 912 gestorben war, folgte ihm in der Regierung sein einziger überlebender Sohn Heinrich, später als König Heinrich I. Zwischen diesem Heinrich und dem König Konrad kam es bald zu einer starken Spannung, weil letzterer aus Furcht vor der Macht Heinrichs dessen Besitz nicht anerkennen wollte. Helfer und Berater auf seiten Konrads war der Bischof Hatto von Mainz, der nach der Sage Heinrich nach dem Leben trachtete und ihm das Leben mittels der sagenhaften und zauberkräftigen Halskette nehmen wollte.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit (mit der goldenen Halskette) soll Erzbischof Hatto vom Blitze getroffen und getötet worden sein. Maßmann in Kaiserchronik III, 1058.

60. Grimm 242. Vgl. Sebastian Münsters Kosmographie S. 767. Heidemann a. a. O. S. 37; Kaufmann in Annalen d. hist. V. f. d. Niederrhein XIX, 1868, S. 48 f. Die Mäuseturmsage in ihrer Verbreitung behandelt Liebrecht, Zur Volkskunde S. 1 ff. Vgl. Wehrhan, Vom Mäuseturm bei Bingen und anderem alten Aberglauben unserer Gegend (Hessische Chronik, Darmstadt 1912, S. 190 ff., 220 ff., wo die hauptsächlichste Literatur mitgeteilt ist). Über den mythologischen Inhalt der Mäuseturmsage s. u. a. Liebrecht in Wolfs Zeitschrift II, 405 ff. Die Sage vom Bischof Widerolf von Straßburg, der ebenfalls von Mäusen gefressen wird, s. bei Twinger von Königshofen, Straßburger Chronik S. 45. Zu Hattos Tode vgl. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 585 ff. Beheim-Schwarzbach, Die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto, Posen 1888. Die Literatur zur Mäuseturmsage s. auch Wehrhan, Die Sage S. 51.

61. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes S. 315 f. nach Crantzii Sax. LIII, 1 und Mansfeldische Chronica 1572, Kap. 117 S. 107 b. Kaiser

Konrad I. war der Sohn des von Adalbert von Bamberg (überlistet durch Hatto von Mainz) erschlagenen Konrad, des Bruders König Ludwigs des Kindes. GddV. 33, 32. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 593. Maßmann, Kaiserchronik II, 433 ff., III, 1059 ff. Löher, König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen, München 1858. Stein, Gesch. d. Königs Konrad I. von Franken u. s. Hauses, Nördlingen 1872.

62. GddV. 33, 32. Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2 S. 238. Grona liegt bei Göttingen. Graf Thiadmar ist vielleicht gar keine geschichtliche Persönlichkeit, sondern nur eine Schöpfung der Sage und Dichtung. Vgl. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 594.

63. GddV. 33, 33 f. Maßmann in der Kaiserchronik III, 1060. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 613.

2. Die sächsischen Kaiser.

64. Brünnert, Sagenhaftes ... S. 229 ff. GddV. 71, 64 f. Eine neue Sage über Heinrichs I. Vogelherd (beim Schulenberg a. d. Ocker) s. Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen ... Nr. 211, andere Sagen über Heinrich I. ebenda Nr. 208 ff. Grimm 470. Maßmann, Kaiserchronik II, 440 ff., III, 1062 ff. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I, 5. Aufl., Braunschweig 1881. Waitz, Jahrbücher d. deutsch. Reiches unter Heinrich I., 3. Aufl., Leipzig 1885.

Die Sage von Heinrich dem Vogelsteller finden wir zuerst in der Mitte des 12. Jahrhunderts, nachdem also schon über 200 Jahre seit der Wahl Heinrichs verflossen waren. Der sächsische Geschichtschreiber, der sie uns mitteilt, fügt dem Namen Heinrich die Worte hinzu: „mit dem Beinamen der Vogler". In der großen Kaisergeschichte, die unter dem Namen „Jahrbücher von Pöhlde" bekannt ist und die ungefähr aus derselben Zeit stammt, heißt es: Heinrich hat den Namen „der Vogler" davon erhalten, daß er auf der Jagd einmal auf seinem Hofe Dinklar, östlich von Hildesheim, des Winters Rauhigkeit meidend, mit lustigen Knaben den Vögeln Schlingen legte. Bei dieser Arbeit wurde er von den Fürsten gefunden und dann zu Aachen auf den Thron erhoben. Der Geschichtschreiber Gottfried von Viterbo (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts) berichtet schon ausführlicher: Die Fürsten fanden Heinrich, wie er nach althergebrachter Sitte die Netze in Ordnung brachte, um Vögel zu fangen. Und weil er so als Vogelfänger von den Fürsten überrascht wurde, so erhielt er den Beinamen Vogler. Die gleichzeitig mit dem Kaiser lebenden Geschichtschreiber wissen von seinem Beinamen und von der ganzen Geschichte, die damit in Verbindung gebracht wird, nichts.

Die spätere Zeit hat dann die schöne Geschichte weiter ausgesponnen. So erzählt Grube (gest. 1884) in seinen Charakterbildern, wie Eberhard von Franken, der Bruder des verstorbenen Kaisers Konrad, den Herzog

Heinrich auf dem Vogelherde überraschte, folgendermaßen: Eberhard spornte sein Roß, daß es im Nu neben Heinrich stand und sprang ab, um seinem bisherigen Feinde freundlich die Hand zu reichen. „Ich komme als Freund", sprach er, „und bitte um deine Freundschaft. Laß uns des alten Haders vergessen um des Vaterlandes willen." Gern schlug Heinrich in die dargebotene Rechte und schüttelte sie nach guter deutscher Art. Doch Eberhard sprach weiter: „Ich verlange noch ein größeres Opfer. Deutschland ist verwaist, nur einer kann es schützen, und dieser eine bist du. Mein Bruder hat noch im Sterben deiner gedacht und sendet dir die Krone des Reiches. Willst du sie tragen?" „Ich weiß wohl," sprach Heinrich, „wie schwer eine Krone drückt, aber wenn so biedere Fürsten sie mir anvertrauen, so will ich sie in Gottes Namen tragen und zu des Vaterlandes Bestem verwalten." Hierauf umarmten sich beide Männer, und alle, die es sahen, waren bis zu Tränen gerührt.

Die Sage hat sich derart ausgebildet, daß selbst verschiedene Orte bezeichnet wurden, wo die Botschaft von der Königswahl den vogelstellenden Herzog getroffen haben soll. Heinrich I. wurde sogar wie eine Art Schutzpatron der Vogelsteller betrachtet, und selbst Münzen sind geschlagen worden, auf denen er mit einem Vogel in der Hand abgebildet wurde. Vgl. Brünnert, Sagenhaftes S. 231 f.

Die Sage verwechselte häufiger Zeit und Ort und knüpfte die über Heinrich I. mitgeteilte Geschichte nicht selten an andere Personen und Verhältnisse. Der Geschichtschreiber Arnold von Lübeck, der sein Werk um 1200 schrieb, erzählt, Heinrich IV. sei es gewesen, der bei seiner Wahl auf dem Vogelfange gefunden wurde und der infolgedessen der Vogelkönig genannt worden sei. In einer weiteren Erzählung ist die Sage in etwas anderer Gestalt an Heinrich II. geknüpft.

GddV. 33, 47 f. Ähnliche verhöhnende Handlungen, wie die vom räudigen Hunde, haben sich in anderen Fällen tatsächlich ereignet. In der Sage von den Dalamantiern soll wohl zum Ausdruck gebracht werden, daß allein schon das Gerücht von dem zum Kampfe bereiten Sachsenvolke einen bis dahin mit den Feinden verbündeten Stamm zum Abfall bewogen habe.

65. Grimm 471. GddV. 38, 77 f. Vgl. Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2 S. 234 ff. Golther, Gesch. d. deutsch. Lit. 66. Goedeke, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 25. Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationallit. I, 52 ff., wo weitere Literatur angegeben ist. Der Tapfere heißt auch wohl Kurzibold.

Der kühne Kurzibold war ein Held aus den Zeiten Heinrichs I. und Ottos des Großen. Er ist eine geschichtliche Persönlichkeit, nämlich der Graf Konrad von Niederlahngau, der 948 gestorben und durch seine treue Anhänglichkeit an Kaiser Otto während der Empörung des Herzogs Heinrich gegen diesen bekannt ist. Schon Eckehard berichtet in seiner Ge-

schichte von St. Gallen, daß Kurzibold der Held einer Reihe von Liedern gewesen sei. Des Kaisers aufrührerischer Bruder Heinrich war im Jahre 939 bei Birten geschlagen, doch gelang es den Gegnern, neue Truppen zu sammeln und den Kampf fortzusetzen. Es waren ihrer außer dem Herzog Heinrich vor allen Dingen Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen. Sie zogen mit ihren Scharen bei Andernach über den Rhein und brandschatzten das Land. Da Otto nicht schnell genug in der Lage war, ihnen Widerstand entgegenzusetzen und ihre Macht zu brechen, so fielen manche seiner Vasallen ab und brachten ihn dadurch in um so größere Not. Doch ein unerwarteter Glücksfall, der von dem kühnen Kurzibold herbeigeführt bzw. ausgenützt wurde, half ihm zu einem entscheidenden Siege über die Gegner. Eben wollten diese mit ihrer Beute wieder über den Rhein zurückkehren; während die meisten ihrer Kämpfer schon auf das linke Ufer übergesetzt waren, befanden sich die Führer selbst mit einigen Leuten noch auf dem rechten Ufer. Der Herzog Hermann von Schwaben, der Anführer der Schar Ottos, machte mit wenigen Mannen einen überraschenden Angriff auf die zurückgebliebenen Feinde, die er vollständig besiegte. Die Sage weiß von Hermann nichts, läßt aber allen Ruhm auf den kühnen Kurzibold ausstrahlen, der die größten Heldentaten verrichtete. Er überfiel einen der feindlichen Herzöge auf dem Schiffe, trieb mit aller Macht seine Lanze in den Schiffsboden, so daß das Fahrzeug leck wurde und versenkte dadurch den Herzog mit allen seinen Begleitern. Darauf wandte er sich am Strande gegen die übrigen Feinde und erlegte sie samt und sonders. Mit nur zwanzig Mannen hatte der kühne Kurzibold den Angriff gewagt und war so unerwartet erschienen, daß, wie die Sage berichtet, die Gegner sogar beim Brettspiel überrascht wurden.

Noch im 17. Jahrhundert wußte das Volk von dem kühnen Kurzibold. In einem Lustspiele Christian Weises heißt es nämlich an einer Stelle:

> Ich bin stärker als der Schweppermann,
> Mutiger als der Kurtzipoltz,
> Darum bin ich auch so stoltz.

Wenn der Dichter eine solche Anspielung in einem Theaterstück machte, dann mußte Verständnis dafür vorhanden, d. h. der kühne Kurzibold mußte noch als Sagengestalt im Volke bekannt sein.

Die Truppen sind nicht bei Breisach über den Rhein gegangen, und die Heldentat Kurzibolds hat sich demnach nicht hier zugetragen, sondern bei Andernach. Die Besiegung des Löwen kann auch nicht unter dem König Heinrich vorgekommen sein, sondern muß sich unter Otto ereignet haben, wenn sie geschichtlich ist.

66. Klopp, Gesch. III, 135 f. GdbV. 29, 64 f.

67. GdV. 61, 10 f. In der Sage, nach der Heinrich I. ohne jeden Stolz war und ablehnte, die Krone aufs Haupt zu setzen, weil er in seinem Vorgänger Konrad das Königtum bekämpft hatte, spricht deutlich die Stimme und Auffassung des Volkes über den Vorgang.

68. Grimm 483 nach Pomarius; bei Grimm weitere Angaben. Schöppner I Nr. 200, wo weitere Lit.

69. Klopp, Gesch. III, 90 ff. Erdmann, Die alte Kaiserstadt Goslar u. ihre Umgebung in Geschichte, Sage und Bild, Goslar 1881.

70. Erler, Deutsch. Gesch. II, 196 nach Vita Mathildis reginae cap. 7, 8 (Mon. Germ. SS. IV, 288). GdV. 31, 32 f.

71. GdV. 31, 16 f. GdV. 32, 4 f. Maßmann, Kaiserchronik II, 446 ff., III, 1067 ff. Köpke u. Dönniges, Jahrbücher d. deutsch. Reichs unter Otto I., 2 Bde., Berlin 1838. Köpke u. Dümmler, Kaiser Otto d. Gr., Leipzig 1876. Vehse, Kaiser Otto I. und sein Zeitalter, 3. Aufl., Leipzig 1867. W. A. Fischer, Das Verhältnis Ottos d. Gr. zu seinem Sohne Ludolf und seiner Gemahlin Adelheid, Innsbruck 1903.

72. Uhland, Schriften I, 475 ff. Bei der großen Ungarnschlacht sollen von 128000 Feinden nur sieben übrig geblieben sein, nach anderen Überlieferungen neun oder gar noch weniger als sieben (Maßmann, Kaiserchronik III, 1070). Über Otto d. Gr. und seinen Sieg über die Hunnen wie über seinen Sohn vgl. das mittelalterliche Gedicht bei Paul v. Winterfeld S. 202 ff. Über Hunnenschlachten s. auch v. d. Leyen, Sagenbuch II, 90 ff. GdV. 38, 79 ff.

73. GdV. 39, 42 ff. Die ganze Geschichte ist völlig unbegründet und unmöglich.

74. GdV. 33, 74. Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2 S. 238 f. Erler, Deutsche Gesch. II, 213 f. Über Sagen, in denen Bienen eine Stadt bei der Belagerung retten, s. Liebknecht, Zur Volkskunde S. 75 ff.

75. Grimm 476. Krieg von Hochfelden, Gesch. d. Grafen v. Eberstein in Schwaben, Karlsruhe 1836. v. Neuenstein, Die Grafen von Eberstein in Schwaben, Karlsruhe 1897.

76. Haupt, Sagenbuch Nr. 18, 19. Vgl. Köpke-Dümmler, Kaiser Otto d. Gr., Leipzig 1876. Leutsch, Markgraf Gero, Leipzig 1828. Heinemann, Markgraf Gero, Braunschweig 1860.

77. Grimm 472. Uhland, Schriften I, 478. V. d. Hagen, Gesamtabenteuer I, 59 ff., dort auch weitere Nachweise und die Geschichte dieser Sage in ihrer Entwicklung. Siehe ebenda Einl. S. XC ff. Die Sage von Otto m. d. Barte wird von den Chronisten sehr abweichend erzählt, es werden die Namen durcheinander geworfen, die Orte verschieden angegeben usw., auch herrscht bei ihnen keine Einigkeit darüber, ob sie sich unter Otto I. oder Otto II. zugetragen hat, die beide einen roten Bart hatten, bei dem sie ihren Schwur leisteten. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik

III, 1071 ff., Uhland, Schriften I, 478. Die Neigung geht jetzt dahin, die Sage Otto II. zuzuschreiben, vgl. Lohengrin, Strophe 741, und Leibnitz, Access. I, 184, ohne indessen einheitliche Meinung zu finden.

78. GddV. 61, 16. Grimm 478.

79. GddV. 39, 55 f.

80. Klopp, Gesch. III, 136 ff. Maßmann, Kaiserchronik III, 1079. Brünnert, Sagenhaftes S. 232 ff.

Der Name Ottensund, richtig Oddesund, hat mit dem Namen Otto nichts zu tun, sondern bedeutet Landzunge; denn das dänische Odde heißt nichts anderes wie Landzunge. Schon Alexander d. Gr. soll beim Übersetzen über den Hellespont seinen Speer ins Meer geschleudert haben. Romulus warf seinen Speer vom Aventin über die Deiche nach dem Palatin. Der lombardische König Autaris berührte mit der Spitze seines Speeres einen von der Meeresflut umspülten Fels und sagte dabei, das sei der Grenzstein des Longobardenreiches im Mittelmeer. Der Fels hieß seitdem die Autarissäule. Ebenso schleuderten Karl d. Gr. und andere Heerführer den Speer ins Meer und Herzog Heinrich d. Löwe in den Rhein, die Westgrenze seines Landes.

Als Lothar II. Benevent erobert und Bari in Apulien verbrannt hatte, machte er Reinhold zum Herzog und ritt nach Otronto, wo er seinen Schaft ins Meer schoß. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik 17173, Ausgabe von Schröder 17160.

81. GddV. 37, 93 ff.

82. GddV. 39, 45 f.

83. Hessel, Sagen des Rheintals ... S. 260 ff. nach Bäßler, Der gute Gerhard, Berlin 1848, nach einem Gedicht Rudolfs von Montfort aus dem 13. Jahrhundert. Vgl. die Anmerkung zu Grimm 472.

84. Grimm 475. Eine neue Sage über den Rammelsberg bei Goslar und seine Bergwerke s. bei Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen ... Nr. 209.

85. GddV. 61, 14 f. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I, 317 und Anm. S. 810, wo weitere Quellen angegeben sind.

86. GddV. 54, 16 f. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I, 318 und Anm. S. 810, wo nähere Angaben.

87. GddV. 37, 194 f. Maßmann, Kaiserchronik II, 453 ff., III, 1080 f. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I, 5. Aufl., Braunschweig 1881.

88. GddV. 39, 78 ff.

89. GddV. 61, 18 f. Grimm 477. Auch in der Person des hier genannten Otto gehen die Sagenberichte auseinander; aber richtiger wird sie wohl von Otto II. erzählt, da Erzbischof Bruno von Köln schon 965 gestorben ist. Maßmann, Kaiserchronik II, 459 ff., III, 1082 ff. Wilmans, Jahrbücher d. deutsch. Reichs unter Otto III., Berlin 1840. Giesebrecht,

Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I, 5. Aufl., Braunschweig 1881. Dondorf, Kaiser Otto III., Hamburg 1885.

90. Erler, Deutsche Gesch. II, 325 nach Annales Quedlinburgiae zum Jahre 984 (Mon. Germ. SS. III, 67). GddV. 36, 4.

91. Grimm 479 nach Bange, Thür. Chronik u. a.; bei Grimm weitere Quellen.

92. Grimm 480.

93. Erler, Deutsche Gesch. II, 333 nach Chronicon Novaliciense II, 32. Grimm 481.

94. Maßmann, Kaiserchronik III, 1083; vgl. ebenda III, 1112. GddV. 61, 19. Klopp, Geschichten III, 203.

Von den deutschen Kaisern, die in Italien starben, sollen mehrere vergiftet worden sein, so außer Otto III. noch Konrad III., Heinrich VI., Heinrich VII., dazu viele andere Herren, wie z. B. der Landgraf Hermann von Thüringen.

Von allen diesen Fällen gilt, was Giesebrecht über die Sage von Otto III. bemerkt: „Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage; aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verriet und tötete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling."

Die sagenhafte Nachricht von der Vergiftung Heinrichs VII. ist später in die Quelle eingeschoben und die Richtigkeit der Sage wissenschaftlich längst erwiesen. Vgl. Widmann, Geschichtsel S. 210.

Einen besonderen, allerdings nicht in Italien spielenden Fall von Vergiftungssage stellt der Tod Günters von Schwarzburg (gest. 1349) dar. Wie die Limburger Chronik mitteilt, soll der Arzt Freydank ihn vergiftet haben, aber von dem Kaiser gezwungen worden sein, die eine Hälfte des Giftes selbst auszutrinken.

Die ganze Sage von der Vergiftung Günters beruht aber auf der mißverstandenen Grabsteininschrift, in der das Wort „giftes" vorkommt:

Falsch undrowe schande tzymt,
Des stede drowe schaden nymt.
Undrowe kain gewinnes hort,
Undrowe falsch mit giftes wort.

Es liegt kein Grund vor zu der Annahme, die Wittelsbacher hätten ihn aus dem Wege räumen wollen, da Günter ja schon vorher abgedankt hatte.

95. GddV. 61, 19 f. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit II, 116 und Anm. S. 592, wo weitere Angaben. Maßmann, Kaiserchronik II, 464 ff., III, 1086 ff. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit II, 5. Aufl., Leipzig 1885. Cohn, Kaiser Heinrich II., Halle 1867. Günter, Heinrich II., der Heilige, Kempten 1904.

96. Cardauns, Kölner Bischofssagen S. 81 f.

97. Haupt, Sagenbuch Nr. 21.

98. Stöber, Sagen des Elsasses II, 200 ff. Chroniken d. deutsch. Städte VIII, Chronik des Jac. Twinger von Königshofen, 1400, S. 427.

99. Grimm 482. Vgl. ferner Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung II, 93 f. Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationallit. I, 194. Kelle a. a. O. I, 194 f. Was von der Keuschheit der Kaiserin Kunigunde und ihrer Feuerprobe mitgeteilt wird, treffen wir auch auf andere Personen der Geschichte angewandt, und ebenso ist es mit der Sage, daß sie sogar ihren Handschuh an einem Sonnenstrahle habe aufhängen können, ein Sagenzug, der u. a. von dem hl. Goar mitgeteilt wird und den wir auch sonst in der Sage finden. Vgl. Hertslet, Treppenwitz S. 175 f. Ranke, Sagenbuch S. 18 ff. über Hexen- und Zaubergeschichten. Looshorn, Gründung und erstes Jahrhundert des Bistums Bamberg, München 1886.

100. GddV. 65, 64 ff. GddV. 61, 22 f. Die Sage wird von Hermann von Fritzlar mit Bezug auf Rom, von Gobelinus de Persona mit Bezug auf Merseburg erzählt. Maßmann, Kaiserchronik III, 1088, 16263 ff., Ausg. von Schröder 16248 ff. Grimm 485 nach der Kaiserchronik; bei Grimm s. weitere Angaben.

3. Die fränkischen oder salischen Kaiser.

101. Maßmann in Kaiserchronik II, 471 ff., III, 1060, 1089 ff. H. Breßlau, Jahrbücher des Deutsch. Reichs unter Konrad II., 2 Bde, Leipzig 1879/84. v. Pflugk-Harttung, Untersuchungen zur Gesch. Kaiser Konrads II. Stuttgart 1890.

102. Grimm 486. Vgl. Hebel, Pfälz. Sagenbuch S. 264 ff. nach Eysengrein, Chronicon Spir. LXI, 179, der sich wiederum auf alte Schriftsteller beruft. Bechstein, Altd. Märchen . . . S. 37 ff. nach der ungedruckten deutsch. Chronik eines Lübecker Dominikaners, und Pfeiffers Auswahl in Germania IX. Der Grundgedanke vom vertauschten Briefe ist weit verbreitet, er läßt sich in der indischen wie in der nordischen Sage nachweisen. Die Lehre ist klar: es ist unmöglich, das Schicksal zu lenken oder zu ändern. Belegstellen dafür in Märchen und Sagen bei Bolte und Polivka a. a. O., I, 282 ff., 286 f. Es gibt eine Sage von einem König Hanibal, der bei einem Förster einkehrte, dessen Sohn auf ähnliche Weise sein Tochtermann wurde. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III, 1095.

103. Colshorn, Die deutsch. Kaiser in Gesch. und Sage S. 215 f. Maßmann, Kaiserchronik II, 480 ff., III, 1092 ff.

104. Grimm 487. GddV. 46, 43. Das Ereignis soll im Mai 1045 geschehen sein. — Heinrichs III. schöne Tochter Mathilde wird mit der Gründung Quedlinburgs in Verbindung gebracht. Grimm 488.

105. GddV. 45, 47 f. Maßmann, Kaiserchronik II, 490 ff., III, 1097 ff.

106. GdV. 56, 66 f. Die ganze Lebensgeschichte Heinrichs IV. ist schon früh, im 12. Jahrhundert, sagenhaft entstellt worden. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik III, 1103. Das zeigt uns schon diese Sage von der Gründung der Harzburg, die, wie Wattenbach (GdV. 56, 66) bemerkt, eine ganz eigentümliche Legendenbildung mit groben geschichtlichen Fehlern darstellt. Delius, Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg, Halberstadt 1826. Jacobs, Die Harzburg und ihre Geschichte, Harzburg 1885. Floto, Heinrich IV. und sein Zeitalter, 2 Bde, Stuttgart 1855/57. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit III, 1, 5. Aufl., Leipzig 1890.

107. GdV. 71, 65 f.

108. Grimm 490.

109. GdV. 43, 270 ff.

110. GdV. 45, 11 ff.; vgl. GdV. 61, 35 f., GdV. 45, 46 f., GdV. 61, 28. Über Heinrich IV. wurden bald die wildesten Gerüchte in Umlauf gebracht, um ihn zu schädigen; manche davon verdichteten sich zu Sagen.

111. GdV. 45, 164 f.

112. GdV. 56, 70 f.

113. GdV. 54, 78 ff. Grimm 489. Ranke, Weltgesch., Bd. VII, Leipzig 1887. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit, III, 5. Aufl., Leipzig 1890. Martens, Gregor VII., sein Leben und Wirken, 2 Bde, Leipzig 1894.

114. Haupt, Sagenbuch Nr. 26—30. Wipprecht von Groitzsch (Arch. f. sächs. Gesch. 1864).

115. GdV. 43, 106 f.

116. GdV. 53, 79 f.

117. GdV. 61, 41. Über den Ausbruch des Streites zwischen Heinrich IV. und seinem Sohne besagt die Überlieferung (Maßmann, Kaiserchronik 16810 ff., bei Schröder 16795 ff.) u. a. noch: Als Heinrich IV. in Apulien war, ritt er allein auf die Jagd. Die Feinde lauerten ihm auf. Einstmals kam er nicht wieder, und man wußte nicht, wo er war. Die Fürsten wähnten ihn verloren und begannen, ihn zu beklagen. Als die Mär davon nach Deutschland kam, versammelten sich die Fürsten in Bonn und wählten seinen Sohn, den jungen Heinrich, auf den Thron. Mittlerweile aber war Kaiser Heinrich IV. nach Verlauf von vier Tagen seines Fortseins wieder gefunden worden. Er zog nach Rom, dann nach Deutschland, nachdem er auf der Reise listigen Anschlägen der Feinde entronnen war, und hatte nun den Kampf gegen seinen Sohn aufzunehmen.

118. GdV. 53, 83 f. Erler, Deutsche Gesch. II, 501 nach Ekkehard (Mon. Germ. SS. VI, 236) und Vita Heinrici, cap. 14 (Mon. Germ. SS. XII, 283). Vgl. auch GdV. 56, 80 f. Heinrichs Tochter Agnes wird in der Sage (Grimm 504) mit der Gründung von Klosterneuburg bei Wien in Verbindung gebracht.

119. Grimm 491. Von Heinrichs V. Leben ist der Sage wenig anheimgefallen. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik II, 510 ff., III, 1106 f. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit III, 2, 5. Aufl., Leipzig 1890. Gervais, Gesch. Deutschlands unter der Regierung Heinrichs V. und Lothars, 2 Teile, Leipzig 1841/42.

120. Wirnt von Grafenberg, Wigalois S. 451 ff. Eine Sage über Ursprung und Wappen des Grafen von Mansfeld s. bei Grimm 575.

121. Grimm 492. Über den Grafen Hoyer von Mansfeld vgl. Wigalois, Ausg. von Benecke, 2856 ff., S. 108 ff. Zur Geburtssage des Grafen Hoyer v. M. vgl. auch Alemannia X, 284. Graf Hoyer von Mansfeld fiel 1115 in der Schlacht bei dem Welfsholze. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts war er so sagenhaft geworden, daß Wirnt von Grafenberg ihn im Wigalois zu einem Zeitgenossen des Artus machen konnte. Vgl. Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationallit. I, 54. Zu „Spuren im Stein" vgl. Grimm 136. Nachdem die Dichtkunst den Grafen Hoyer von Mansfeld zu einem hochberühmten Helden gemacht hatte, setzten ihn spätere Zeiten auch als „den Roten" in den Mansfeldischen Stammbaum. Kembe, Die Grafen von Mansfeld.

122. Sybel, Der erste Kreuzzug S. 238 f. nach Albert von Aachen und Wilhelm von Tyrus. 2. Aufl. des genannten Werkes S. 195 f. Hagenmeyer, Peter der Eremite, Leipzig 1879.

123. GddV. 51, 50 ff. Röhricht, Sagen und Mythen aus den Kreuzzügen (Zeitschr. f. deutsch. Philol. XXIII, 1891, S. 412 ff.). Vgl. Erler, Deutsche Gesch. II, 519, 546 nach Gerhohi, De investigatione Antichristi 63 ff. (Arch. f. Kunde österr. Geschichtsquellen XX, S. 157 ff.). Maßmann in Kaiserchronik III, 1113 f. GddV. 56, 134 ff., 72. Über den Einfluß der Kreuzzüge auf die Sage im allgemeinen s. Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge S. 445 ff. Die sagenhaft großen Zahlen der Kreuzfahrer in den einzelnen Kreuzzügen führt Weber, Mehr Licht in der Weltgeschichte S. 226 ff. auf die Wirklichkeit zurück. Zu der sibyllinischen Weissagung (Kreuzzug 1147, nach der Ludwig VII. von Frankreich und Bernhard von Clairvaux nicht allein Konstantinopel gewinnen, das hl. Land retten, sondern bis Babylon vordringen sollten, gleich einem neuen Herkules und Cyrus) s. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit IV. S. 250, 472, 501, 504. Über den Kinderkreuzzug s. GddV. 69, 206 f. Über Ausschreitungen der Kreuzfahrer, die zuweilen sagenhaft klingen, s. u. a. Erler, Deutsche Gesch. II, 537 nach Annales Herbipolenses zum Jahre 1147 (Mon. Germ. SS. XVI, 3). Beha-ed-Din, Life of Saladin, London 1897.

124. GddV. 51, 50 ff. Vgl. Freytag, Bilder a. d. deutsch. Verg. I, 475 ff. In einer Kemptener Chronik des 15. Jahrhunderts ist eine ganze Reihe von Ereignissen der Weltgeschichte mit dem Erscheinen von Himmelszeichen, bes. der „Kometen oder Pfauenschwänz" in Verbindung ge-

bracht (Alemannia X, 1882, S. 49 ff.), so die Zerstörung Jerusalems, der Brand des Kapitols, der Tod der Apostel Petrus und Paulus, das Ende des Herzogs Leopold und seiner Ritter in der Schlacht bei Sempach, das Konzil zu Konstanz, die Verbrennung von Joh. Huß, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken usw. Vgl. Nr. 43 Anm. Wilken, Gesch. d. Kreuzzüge, 7 Bde., Leipzig 1807/32. Michaud, Histoire des croisades, 6 Bde., Paris 1825/30 und öfter; deutsche Ausg.: 7 Bde., Quedlinburg 1827/32. Henne am Rhyn, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit, 2. Aufl., Leipzig 1885. Recueil des histoires des croisades, 15 Bde., Paris 1841/1907.

125. Erler, Deutsche Gesch. II, 614 nach Epistola de morte Friderici imperatoris op. Otton. Frising. I, 345. Vgl. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit VI, Leipzig 1895, S. 270 f. Vgl. auch die prächtige Schilderung des Eingreifens St. Michaels in der Hunnenschlacht in Scheffels Ekkehard, Kap. 14. Lueken, Michael. Eine Darstellung und Vergleichung der jüdischen und der morgenländisch-christlichen Tradition vom Erzengel Michael, Göttingen 1898.

126. GddV. 71, 25 ff. Meliorakis, Gesch. des Königtums von Nicäa und des Despotats von Epirus 1204—1261 (in griechischer Sprache), Leipzig 1898.

127. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes S. 343 ff. Fr. v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen I, S. 378 f.

128. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes S. 346 ff. nach Wilhelm von Tyrus VIII, 16 ff.

129. Grimm 537.

130. Quidde, Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums ... S. 55 f. nach Mon. Germ. SS. XX, 76 f. Maßmann, Kaiserchronik II, 515 ff., III, 1107 ff. Die sog. Narratio s. Mon. Germ. SS. XII, 510 ff. Langhans, Die Fabel von der Einsetzung des Kurfürstenkollegiums ... S. 8 ff. nach der angeblich von Thomas von Aquino (gest. 1274) stammenden Schrift De regim. princ. III, 19.

Die Frage der Entstehung der Kaiserwahl durch die sieben Kurfürsten in Deutschland ist heute noch nicht geklärt. In einer vermeintlichen Schrift des Thomas von Aquino heißt es, unter der Regierung Kaiser Ottos III. sei die Art der Herrscherfolge in Deutschland geändert. Seit Kaiser Karl sei nämlich der Herrscher immer aus demselben Geschlecht genommen worden, aber erst durch Otto III. und Gregor V. sei die Wahl bestimmt und zwar so, daß sie durch sieben Fürsten Deutschlands geschehen sollte. Der Geschichtschreiber Jakob Twinger von Königshofen (gest. 1423) erzählt, daß nach langen Unterhandlungen schließlich der Papst bestimmt hätte, sieben Kurfürsten sollten den römischen König wählen. Während hier noch von einer Mitwirkung des Papstes die

Rede ist, fällt diese in der von Königshofen benutzten Züricher Chronik gänzlich weg.

Der Ursprung der sieben Kurfürsten wird sonst im allgemeinen in die Zeit des beginnenden 11. Jahrhunderts gesetzt, wobei aber von den Geschichtschreibern nicht bemerkt wird, ob das Gesetz, auf dem die Tätigkeit der Kurfürsten beruhte, aus der Machtvollkommenheit des Kaisers oder des Papstes hervorging. Etwa von der Mitte des 14. Jahrhunderts wird von den deutschen Geschichtschreibern behauptet, der Kaiser allein habe die Kurfürsten eingesetzt. Andere Geschichtschreiber waren der Ansicht, die Kurwürde sei so alt wie das Christentum, wieder andere führten sie auf Karl d. Gr. zurück. Die älteste Stelle, die das tut, wurde zwischen 1173 und 1290 geschrieben, steht im Lohengrin und besagt, daß Kaiser Karl bestimmte, sieben Kurfürsten könnten das Reich stiften. Es möge noch erwähnt werden, daß selbst Papst Innozenz im Jahre 1102 u. a. schrieb, das römische Kaisertum sei in der Person des großen Karl von den Griechen an die Deutschen übertragen worden.

4. Die Hohenstaufen.

131. Grimm 522. Maßmann, Kaiserchronik II, 531 ff., III, 1110 ff. Jaffé, Gesch. d. deutsch. Reichs unter Konrad III., Hannover 1845. Bernhardi, Jahrbücher d. deutsch. Reichs unter Konrad III., 2 Bde., Leipzig 1883. Fr. v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen und ihrer Zeit, Leipzig.

132. Meier, Sagen aus Schwaben S. 341 nach der Kölner Kaiserchronik. Brünnert, Sagenhaftes ... S. 234 ff. Grimm 493. Merk, Gesch. d. Stadt Weinsberg und ihrer Weibertreu, Weinsberg 1880. Weller, Die Weiber von Weinsberg, Stuttgart 1903.

Die Erzählung von der Weibertreu taucht zum ersten Male in der Geschichte der Benediktiner Mönche eines Kölner Klosters, den sog. Kölner Jahrbüchern auf, die aber erst ungefähr 50 Jahre nach der Schlacht bei Weinsberg geschrieben worden sind. Alle gleichzeitigen Quellen, die die Eroberung von Weinsberg durch Konrad III. im Jahre 1140 erwähnen, haben keine Andeutungen von der oft besungenen Weibertreue.

Ähnliche Vorgänge bei der Eroberung von Burgen werden sehr häufig erzählt, und mehr als zwei Dutzend Fälle sind allein aus Deutschland, Frankreich und Italien zu berichten. Vgl. die weiteren Ausführungen bei Brünnert a. a. O. Im Midrasch zum Hohenliede, also einer jüdischen Quelle aus dem 9. Jahrhundert, wird uns eine Geschichte erzählt, die die Vorgängerin all der ähnlichen mittelalterlichen Erzählungen der Weibertreu gewesen sein mag, und die deshalb hier genauer wiedergegeben werden soll. In Sidon, so heißt es dort, wohnte ein Ehepaar in recht glücklichen Verhältnissen, nur fehlten die Kinder. Und da der Mann der Meinung war, er müsse sich unter diesen Umständen von

seiner Frau scheiden lassen, wie es in der Tat in alten Zeiten wohl geschah, so gingen sie zu dem Rabbi mit der Bitte, die Scheidung vorzunehmen. Dieser aber sagte: „Bevor ihr euch scheiden lasset, haltet noch ein festliches Gelage; wie ihr beim fröhlichen Mahl bei Jubel und Freude in die Ehe eingetreten seid, ebenso scheidet aus ihr ohne gegenseitige Bitterkeit und Haß!" So feierten sie denn ein fröhliches Fest, taten sich wohl an Speise und Trank, und als der Mann vom Wein angeheitert war, sprach er zur Frau: „Siehe, meine Tochter, das Wertvollste, das ich im Hause habe, nimm und kehre in das Haus deines Vaters zurück." Was tat sie nun? Nachdem er fest eingeschlafen war, bedeutete sie ihre Diener und Dienerinnen, ihn in seinem Bette in das Haus ihres Vaters zu tragen. Als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, blickte er erstaunt umher. „Wo bin ich?" fragte er seine Frau, die an seinem Bette saß. — „Im Hause meines Vaters." — „Wie komme ich hierher?" — „Hast du mir nicht gestern abend gesagt, ich solle das Wertvollste im Hause mit mir in das Haus meines Vaters nehmen? Was habe ich denn auf der ganzen Welt Wertvolleres als dich?" — Diese von Osten kommende Fabel ist hier noch rein häuslicher Art und wird später in ein weltgeschichtliches Ereignis verwoben und zum Einschlag in einen geschichtlichen Vorgang geworden sein, um diesem Glanz und Farbe zu verleihen. Aus diesem Vorbild erklärt sich auch die merkwürdige Tatsache, warum in der Sage von den Weibern zu Weinsberg nicht von Kindern die Rede ist, die doch den Eltern und besonders Frauen u. A. das Allerwertvollste bedeuten: das Urbild ist von einer kinderlosen Ehe ausgegangen, die den Anlaß zum Grundgedanken gegeben hat. Vgl. „Frkf. Ztg." Nr. 74, Abendbl. v. 15. März 1912.

133. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit V, 196 u. Anm. S. 376 f., wo weitere Mitteilungen.

134. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit V, 197 u. Anm. S. 376 f., wo weitere Angaben.

135. GddV. 52, 38 f. Über Streitigkeiten des Papstes mit dem Kaiser und daran sich knüpfende Gerüchte von Rachegelüsten s. GddV. 73, 212 und Haupt nach Eusebii chronica in Haupts Zeitschr. S. 267 f. Maßmann, Kaiserchronik II, 539 ff., III, 1114 ff. H. Prutz, Kaiser Friedrich I., 3 Bde, Danzig 1871/73. Fr. v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, Bd. II, 5. Aufl., Leipzig 1878. W. v. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit V, Braunschweig u. Leipzig 1888. Gundlach, Barbarossalieder, übersetzt und eingeleitet, Innsbruck 1899.

136. GddV. 71, 37 ff. Widmann, Geschichtsel S. 208. Janko, Fabel u. Gesch. S. 155 f. nach Prutz, Kaiser Friedrich I., Danzig 1871/73. Als sich Friedrich der Sage nach durch den Fußfall so tief vor Heinrich dem Löwen demütigte, soll die anwesende Kaiserin mehr Stolz gezeigt und

ihrem Gemahl zugerufen haben: „Stehe auf, mein Herr, und gedenke der Schmach; auch Gott möge ihrer eingedenk bleiben!"

Die Vorgänge zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen im Jahre 1176 und 1177 sind sicherlich sehr dunkel. Der Bericht von dem Fußfall ist jedenfalls sagenhaft; nicht einmal über den Ort der Zusammenkunft weiß man etwas Sicheres; sie soll in Partenkirchen oder in Italien gewesen sein.

137. Haupt, Sagenbuch Nr. 32.

138. Grimm 526. Vgl. auch das Volksbuch von Heinrich dem Löwen, Ausgabe von Marbach LII S. 1—16. Görres, Die teutschen Volksbücher S. 88 ff. Zu der Kreuzfahrt Heinrichs des Löwen s. Schambach-Müller, Niederdeutsche Sagen S. 389 ff. Koberstein I, 351. Heinrich der Löwe (1129—95) war Herzog von Sachsen und Bayern. Seine von der Sage so durchsetzte Palästinafahrt unternahm er 1172. Hans Prutz, Heinrich der Löwe, Leipzig 1865. Philippson, Gesch. Heinrichs des Löwen, 2 Bde., Leipzig 1867/68. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit V, Leipzig 1888. Boesser, Heinrich der Löwe (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge 15, 349), Berlin 1880. v. Heinemann, Heinrich von Braunschweig ..., Gotha 1882.

139. Pfeiffer nach dem Volksbuche in Haupts Zeitschr. f. deutsch. Alt. V S. 251 ff.

140. Pfeiffer ebenda S. 251, 259 ff. Maßmann, Kaiserchronik III, 1131 nach dem Volksbuch von 1519. Hebel, Pfälz. Sagenbuch S. 261.

141. Haupt nach Eusebii chronica in Zeitschr. f. deutsch. Alt. S. 268. Nach dem Briefe eines Augenzeugen durchritt Friedrich Barbarossa den Fluß am Morgen, kam glücklich ans andere Ufer und verunglückte erst am Nachmittage beim Baden, was den Anlaß zu den sich widersprechenden Angaben der verschiedenen Geschichtsquellen gegeben haben mag. Vgl. GddV. 52, 55 Anm. 7. Maßmann, Kaiserchronik III, 1119 f.

142. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit VI, 281, Anm. S. 723, wo weitere Nachweise. Maßmann, Kaiserchronik 17369—17376. Ausg. von Schröder Anh. I, 73—80. Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossas Tod und Grab, Berlin 1879 (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge 14, 330).

143. GddV. 58, 60 f. Auch eine französische Chronik aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts besingt den Vorgang. Maßmann, Kaiserchronik II, 545 ff., III, 1133 ff. Toeche, Kaiser Heinrich VI., Leipzig 1867 (Jahrb. d. deutsch. Gesch.). Gruhn, Der Kreuzzug Richards I. Löwenherz, Berlin 1892. Kneller, Des Richard Löwenherz deutsche Gefangenschaft, Freiburg i. Br. 1893. James, History of Richard I., 2 Bde., 2. Aufl., London 1855. Ascher, The crusade of Richard I., London 1898. Janko, Fabel u. Gesch. S. 156 ff. nach Jäger, Über die Gründe der Gefangennehmung König Richards ... (Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1856). Hebel, Pfälz.

Sagenbuch S. 299 f. nach Struv. Corpus Histor. Germ. S. 422. Vgl. auch Voretzsch, Altfranz. Lit. S. 369, 370; dort weitere Literatur über Blondel. Richard Löwenherz von England hatte sich während der Belagerung von Akre mit Herzog Leopold von Österreich entzweit. Auf seinem Rückzuge wurde er deswegen von letzterem gefangen genommen. Der deutsche Kaiser Heinrich VI. kaufte ihn um 60000 Mark Silber los, um ihn dann selbst erst gegen 100—150000 Mark wieder freizugeben. Aus diesem schmählichen Handel um Richard Löwenherz machte dann die Dichtkunst (oder Sage?) die schöne Geschichte von dem treuen Sänger Blondel. Richard Löwenherz hat Ungarn auf seiner Heimreise nicht berührt; vom Sturm verschlagen, landete er bei Aquileja und zog dann durch das Gebiet des Grafen Meinhard von Görz nach Österreich. Schöppner I Nr. 309, wo weitere Lit.

144. GddV. 71, 339 f. Vgl. Colshorn a. a. O. S. 301. Von der Geschichte der Verlobung ist sonst nichts bekannt, und sie ist durchaus unwahrscheinlich. Nach der schlesischen Chronik war der Pfalzgraf schon mit Gertrud verlobt. Jedenfalls ist in dem ganzen Berichte viel Sagenhaftes enthalten. Maßmann, Kaiserchronik II, 549 ff., III, 1136 ff. Otto Abel, König Philipp der Hohenstaufe. Winkelmann, Philipp von Schwaben u. Otto IV. von Braunschweig, 2 Bde., Leipzig 1873/78.

145. GddV. 93, 358 ff. Die zweite „Wahnidee" ist die Quelle für Schillers Taucher. Maßmann, Kaiserchronik II, 558 ff., III, 1147 ff. Schirrmacher, Friedrich II., 4 Bde., Göttingen 1859/65. Winkelmann, Kaiser Friedrich II., Leipzig 1889/97 (Jahrbücher d. deutsch. Gesch. I u. II). Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, 5. Aufl., Leipzig 1878. Hampe, Kaiser Friedrich II., München 1899.

146. Rumohr, Italien. Novellen S. 4 f. Über den „Tyrannen" Ezzelino da Romano s. noch weitere Sagen ebenda II, 3 ff. Verci, Storia degli Ezzelini-Bassano 1779, 3 Bde., Venedig 1864. Gittermann, Ezzelin von Romano, Stuttgart 1890. Brentari, Ezzelino da Romano nella possia e nella mente del popolo, Padua u. Verona 1899. Miltis, Storia d'Ezzelino IV da Romano, Maddaloni 1896.

147. Uhland, Schriften I, 494 f. Über Friedrichs II. Streit mit dem Papste wegen des Kreuzzuges vgl. die Ausführungen von Kestner a. a. O. S. 14 ff. Zu den Anekdoten über Friedrich II. als einen Freund der mohammedanischen Religion vgl. Kestner a. a. O. S. 13. Vgl. auch Uhland, Schriften VII, 591 ff. über den verlorenen Kaiser Friedrich. Vgl. Golther, Gesch. d. deutsch. Lit. S. 219.

148. Maßmann, Kaiserchronik II, 1120.

149. Uhland, Schriften I, 495 ff. Golther, Gesch. d. deutsch. Lit. S. 219.

150. GddV. 88, 136 ff. In Wirklichkeit wurde zuerst Konradin hingerichtet und dann Herzog Friedrich von Österreich, der laut aufgeschrien

haben soll, als sein Freund Konradin den Todesstreich empfing. Schon daraus geht hervor, daß die Mitteilungen durchaus ins Gebiet der Sage gehören. Auch die Rede Konradins und die Geschichte mit dem Siegelringe sind spätere Erfindung, also Sage. K. Hampe, Gesch. Konradins von Hohenstaufen, Innsbruck 1894. Fr. Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen, Göttingen 1871.

Konradin, der letzte Hohenstaufe, soll mit seinem Freunde und Leidensgenossen Friedrich von Baden Schach gespielt haben, als den beiden das Bluturteil überbracht wurde, auch soll er beim Anhören des Todesurteils ganz ruhig geblieben sein. Die wirkliche Geschichte weiß von dem Schachspiel und seiner Ausschmückung nichts. Hertslet S. 189 f.

151. Grimm 495. Goedeke a. a. O. I, 310. Über das Wunder zur Winterszeit s. auch Trog, Aus der Chronik der Stadt Köln S. 110 ff. v. Hertling, Albertus Magnus, Köln 1880. Albertus Magnus war ein Albert, Graf zu Bollstädt, lebte 1193—1280 und wirkte als Dominikaner. Hintze, Das Königtum Wilhelms von Holland (Hist. Studien 15), Leipzig 1885. Schöppner I Nr. 396 ff., wo weitere Lit.

152. GddV. 78, 45. Meermann, Gesch. des Grafen Wilhelm von Holland, römischen Königs (aus dem Holländischen), 2 Bde., Leipzig 1787. A. Ulrich, Gesch. d. röm. Königs Wilhelm von Holland, Hannover 1882. Th. Hasse, König Wilhelm von Holland, Leipzig 1887. Hintze, Das Königtum Wilhelms von Holland, Leipzig 1885.

5. Kaiser aus verschiedenen Häusern.

153. GddV. 84, 3. Maßmann, Kaiserchronik II, 577 ff., III, 1170 ff. Kopp-Busson, König Rudolf und seine Zeit (Gesch. d. eidgenöss. Bünde), Leipzig 1845/71. A. Schulte, Gesch. der Habsburger in den ältesten drei Jahrhunderten, Innsbruck 1887. Redlich, Rudolf von Habsburg, Innsbruck 1903. Hirn, Rudolf von Habsburg, Wien 1874.

154. Grimm 511.

155. Maßmann, Kaiserchronik III, 1177. GddV. 84, 4. GddV. 75, 178. 180 f. Erler, Deutsche Gesch. nach Chronicon Colmariense.

156. GddV. 75, 154.

157. Maßmann, Kaiserchronik III, 1177 ff.

158. Schacht, Hornecks Reimchronik S. 232 f.

159. Maßmann, Kaiserchronik III, 1178. Schacht, Hornecks Reimchronik S. 11.

160. Uhland, Schriften I, 505 f. Von Kaiser Rudolfs Einfachheit, Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit und Volkstümlichkeit gehen viele Erzählungen um. Maßmann, Kaiserchronik III, 1176.

161. GddV. 75, 185 f. Eine Reihe von Sagen über Rudolf von Habsburg, die auf Schweizer Gebiet spielen und die vor allem seine Kämpfe

gegen den die Züricher brandschatzenden Regensberger zum Gegenstand haben, bringt in gereimter Form der Schweizerische Merkur I.

162. Zimmerische Chronik IV, 17 f. Schütz, Chronik des Schlosses Trausnitz, Trausnitz 1890. Dübner, Die Auseinandersetzung zwischen Ludwig IV., dem Bayer, und Friedrich dem Schönen von Österreich, Göttingen 1875. Mannert, Kaiser Ludwig IV., der Bayer, Nordhausen 1882. Preger, Die Verträge Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen, München 1883. Schrohe, Der Kampf der Gegenkönige Ludwig und Friedrich ... (Histor. Studien 29), Berlin 1902.

163. GddV. 84, 78 f.

164. GddV. 86, 209.

165. GddV. 84, 81 f. Vgl. Grimm 503.

166. Brünnert, Sagenhaftes S. 240 ff. Kaiserchronik von Maßmann III, 989. v. Geyso, Feldhauptmann Siegfried Schweppermann, Berlin 1894.

Sämtliche gleichzeitigen Geschichtschreiber der Schlacht bei Mühldorf erwähnen von der angeblichen Teilnahme Seyfried Schweppermanns kein Wort. Sie wissen weder von seiner ruhmreichen Oberleitung während der Schlacht, noch von seiner Auszeichnung durch Ludwig. Auch ist keine einzige Urkunde erhalten, die auf eine Teilnahme des alten Helden an jener Schlacht schließen läßt. Wohl aber ist urkundlich bekannt, daß nach der Schlacht bei Gammelsdorf in Oberbayern, die 1313 zwischen Herzog Ludwig von Oberbayern, dem damaligen römischen Könige, und Herzog Friedrich dem Schönen von Österreich wegen einer Vormundschaftssache zugunsten der Bayern entschieden wurde, ein Siegfried Schweppfermann für seine Teilnahme an der Schlacht die Burg Grunsberg mit Leuten und Gütern erhalten hat. Über seine Teilnahme an dem Gammelsdorfer Treffen erwähnt aber irgendeine gleichzeitige Geschichte nichts, so daß sie also nicht besonders hervorragend gewesen zu sein scheint. So zweifellos nun Schweppermanns Teilnahme an dem Gammelsdorfer Siege feststeht, so mißlich verhält es sich mit seiner vielgepriesenen Oberleitung in der Schlacht bei Mühldorf, und noch viel später erst tritt uns die weitberühmte Erzählung von Ludwigs Eierausteilung entgegen. Genaueres über die Entwicklung der Sage s. Brünnert, Sagenhaftes S. 242 f. In der Schlacht bei Mühlberg soll auf Schweppermann gewartet worden sein. Es ging ein altes Wort, daß man zu einer Schlacht die Ankunft eines einzigen unscheinbaren Mannes abwarten müsse. Als z. B. Kaiser Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich bei Gelnheim einander gegenüberstanden, wurde Adolf an dieses Wort erinnert, und es wurde ihm geraten, doch die Kriegsleute aus der Stadt erst abzuwarten, ehe er die Schlacht anfange. Als Karl der Große seinen sagenhaften Kampf bei Rom beginnen wollte, wartete

er die Ankunft des unscheinbaren, weil einschildigen, d. h. keine hohe Herkunft aufweisenden Schwaben Gero ab, bevor er sich auf die Feinde stürzte. Vgl. dazu noch Keller, Die Schwaben ... S. 28 ff.

167. Graesse, Geschlechtssagen S. 154.

168. GddV. 84, 86. J. E. Kopp, Die Gegenkönige Friedrich und Ludwig und ihre Zeit (Gesch. d. eidgenöss. Bünde IV, 2 u. V, 1), Luzern 1856, Berlin 1858. Döhner, Die Auseinandersetzung zwischen Ludwig IV., dem Bayer, und Friedrich dem Schönen von Österreich, Göttingen 1875. Lindner, Deutsche Gesch. unter den Habsburgern und Luxemburgern I, Stuttgart 1890.

169. Grimm 500.

6. Die Habsburger.

170. Alemannia X, 1882, S. 51 ff., nach einer Kemptener Chronik des 15. Jahrhunderts. Bachmann, Deutsch. Reichsgesch. im Zeitalter Friedrichs III. und Maximilians I., II, Leipzig 1884/94. Lichnowsky, Gesch. d. Hauses Habsburg, 8 Bde, Wien 1836/44. Schulte, Gesch. d. Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten, Innsbruck 1887.

171. GddV. 90, 19 f.

172. GddV. 90, 7 f. Ullmann, Kaiser Maximilian I., 2 Bde., Stuttgart 1884/91. Heyck, Kaiser Maximilian I. (Monographien zur Weltgesch. 5), Bielefeld und Leipzig 1898.

173. GddV. 90, 33 ff. Man merkt, die „Sage“ nimmt byzantinische Züge an.

174. Bäßler, Sagen a. d. Gesch. d. deutsch. Volkes S. 395 ff. nach Jakob Fugger, Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich (vom Jahre 1212—1591), neu üblicher umgesetzt durch Siegmund von Birken. Nürnberg 1668, III, Kap. 4, 292. Vgl. Prem in Zeitschr. d. deutsch. u. österr. Alpenvereins XXI, 182 ff. Grimm 496. Hertslet, Treppenwitz S. 214 f. Busson, Die Sage von Maximilian auf der Martinswand und ihre Entstehung, Wien 1888.

Geschichtlich ist von dem Ereignis an der Martinswand nicht viel nachzuweisen. Die einzelnen Züge der Erzählung kehren auch sonst in der Volkssage wieder und sind auf den Kaiser Max vereinigt worden, vielleicht durch die Gelehrten, möglicherweise auch durch byzantinisch gesinnte Hofleute. Das Volk nahm die Erzählung gern auf, weil der Inhalt ihm ja ursprünglich eigen und die Person des Kaisers bekannt genug war.

Kaiser Maximilian pirschte mit Vorliebe an der Martinswand, an deren Fuß er ein Jagdschloß hatte, weshalb sich auch die Sage rasch genug an diese Gegend und an die dort befindliche Grotte heften konnte, die vielleicht schon mit allerlei Sagenbildungen umflochten war.

Die Begebenheit soll sich im Jahre 1484 oder am Ostersonntag 1490 zugetragen haben. Verbürgt ist der Aufenthalt Maximilians in dieser Gegend wenigstens zu Ostern 1490. Das tatsächliche Ereignis einer an der Martinswand bestandenen Gefahr geht wohl aus dem Theuerdank hervor, die Vorzeigung des Sakraments und die Rettung durch einen Engel sind aber sagenhafte Zusätze.

Schon um 1503 läßt sich die Sagenbildung über die Gefahr Kaiser Maximilians an der Martinswand nachweisen. Man bezeichnete seinerzeit einen gewissen Oswald Zipser oder Zips als des Kaisers Lebensretter, der den verstiegenen Max auf der Martinswand mit den Worten angerufen haben soll: „Holla, was machst du?", worauf der Kaiser entgegnete: „Ich lauere auf Rettung!" Daraufhin soll ihn der gerettete Herrscher als Hollauer von Hohenfelsen in den Adelstand erhoben haben. Der letzte Sprosse eines Geschlechtes dieses Namens starb 1881 in Wien.

Nach einer anderen Überlieferung war der Schwazer Bergknappe Ohaimb der Retter des Kaisers; selbst zwei Brüder dieses Namens werden als Retter angegeben. Der genannte Ohaimb soll von dem todmatten Kaiser auf seine Anfrage, was er möchte, die Antwort erhalten: „O, heim (möchte ich!)" und darauf den Namen erhalten haben.

Die Sage vom Kaiser Max auf der Martinswand ist schon früh berichtet worden. Ihre Entwicklung ist noch deutlich zu verfolgen. So hat z. B. Seb. Franck in seinem Buch „Von des gantzen Teutschlands . . . Namen, Händeln . . ." hinzugefügt, man habe Kaiser Max, als er an der Martinswand in Gefahr war, das Sakrament gezeigt, worauf ihm Gott dann herabgeholfen habe. Andere Um- und Zubildungen sind im Laufe des 16. Jahrhunderts verschiedentlich erfolgt. Die Benennung des Berges stammt sicherlich nicht von Kaiser Max, sondern von dem gegenüberliegenden Martinsbühl und dem Martinskirchlein.

175. Zimmerische Chronik II, 215 ff.

Wie sich die alten Sagen in Geschichten fortsetzten, bezw. auflösten, dazu vgl. Felix Bobertag, Vierhundert Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts (Deutsch. Nat.-Lit., hrsg. von J. Kürschner, XXIV, Berlin und Stuttgart [1887], S. III ff.). Über eine neue Zaubersage von Maximilian und seiner Gemahlin Maria von Burgund s. Grimm 496.

Kaisersage.

176. Maßmann in der Kaiserchronik III, 1128; Schacht, Hornecks Reimchronik S. 228 ff.; Uhland, Schriften VIII, 593 ff.; Pfeiffer nach dem Volksbuch in Haupts Zeitschr. f. deutsch. Alt. S. 252 ff.; GddV. 69, 370 f.; Grimm, Sagen Nr. 296; Hebel, Pfälz. Sagenbuch S. 259 f. nach einem Flugblatt von 1537; Deecke, Sagen S. 71 nach Detmar beim Jahre 1287 (Chronik niedersächs. Städte, Lübeck, S. 367). Von der Wiederkehr der

Toten und dem Reich, aus dem sie zurückkehren, handeln Liebrecht, Zur Volkskunde S. 54 ff., und Uhland, Schriften VIII, 452 ff.; vgl. auch Kornmann, Mons Veneris, a. a. O.; über Paradiesesberge s. Kampers, Mittelalt. Sagen vom Paradiese . . . S. 5, 49 ff u. a. Vgl. Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit S. 283 und Anm. S. 725; Kampers a. a. O. und seine Ausführungen über neue Schlüsse in der Kaisersage in der „Frkf. Ztg." Nr. 145, 2. Morgenblatt vom 27. Mai 1917. Über den Kaisertraum als kosmischen Gedanken handelt ausführlich Kampers in den Mitt. d. Schles. Gesch. f. Volkskunde XVII, Breslau 1916 S. 137 ff.: „Aus der Genesis der abendländischen Kaiseridee. Eine Studie zur vierten Ekloge des Vergil und zur Apokalypse des Johannes." Mit reichen Literaturangaben. Daß die Friedrichsage als Kaisersage ursprünglich deutsch oder doch als deutsche Sage wieder erwacht war, zeigt Völter a. a. O. S. 382 ff. Über Entrückungen an einen andern Ort und deren mythische Eigenart s. Al. Kaufmann, Gesch. d. Cäsarius v. Heisterbach I, 36 f., Anm. 2. Zu versteinerten (d. i. verzauberten, entrückten) Menschen vgl. Laistner, Nebelsagen, in dem Abschnitt „Stein und Wasser" S. 141 ff. Zur Entwicklung der Kaisersage in Verbindung mit der Nero- und Herakliussage (gemäß der der Kaiser auf dem Ölberge seine Krone niederlegt) gibt zahlreiche Nachweise Röhricht in Zeitschr. f. Kirchengesch. S. 632 ff. Den Zusammenhang der Joachitischen Weissagungen mit einer deutschen kirchlich-politischen Bewegung untersucht Völter a. a. O.

Friedrich II. ist schon vor dem 1519 erschienenen Volksbuche, in dem man gemeinhin die erste Verwechslung der beiden Kaiser Friedrich I. und II. miteinander zu finden meinte, mit Friedrich Barbarossa verwechselt worden, so in einem Kaisertraum Hans Leupolts von Hermannsgrün 1495, in einer Streitschrift aus dem Jahre 1470, bes. aber in einer Abhandlung De Gelphis et Gebellinis des berühmten Rechtsgelehrten Bartolus von Saxoferrata (geb. 1314, gest. 1357). Vgl. Grauer, Die deutsche Kaisersage S. 141. Venediger in den Erfurter Jahrbüchern XX, 356 ff. Eine Prophezeiung vom Antichrist, die mit der Kaisersage in Verbindung zu bringen ist, s. GddV. 80, 106 f. Joachims Prophezeiung s. GddV. 72, 47. Zum entrückten oder verlorenen Kaiser Friedrich vgl. Grimm 494 und Maßmann in der Kaiserchronik III, 1163. Friedrich Barbarossa in neueren Sagen und im Untersberg in Tirol s. die neueren Sagensammlungen (verzeichnet in Wehrhan, Die Sage) und die Ausführungen von Uhland, Schriften I, 502 ff., und Maßmann, Bayerische Sagen S. 42 ff. Die Quellen zur deutsch. Kaisersage von dem falschen Friedrich bei Ellenhard und in der Trierer Chronik bis zu Gregorii-Melissantes, Das erneuerte Altertum 1718, stellt übersichtlich Schultheiß zusammen a. a. O. S. 104 ff. Totenseelen im Berge s. Ranke, Die deutsch. Volkssagen S. 95 ff. Kyffhäuser- u. a. Sagen vom Kaiser im Berge s. ebenda S. 97 ff., 103 ff.

Otto Schiff, Die soziale Bedeutung der deutsch. Kaisersage („Frkf. Ztg.“ Nr. 222, 1. Morgenblatt vom 12. Juli 1914). Literatur zur Kaisersage s. auch Wehrhan, Die Sage S. 48.

Zur Verbreitung der Sage von der Bergentrückung und der Hoffnung auf eine glänzende Wiederkehr des Helden vgl. Alex. Kaufmann in den Annalen des Vereins f. d. Niederrhein XIX, 1868 S. 56 f. Von dem Aztekenfürsten Montezuma glauben die Indianer Neu-Mexikos, daß er einst wiederkommen werde, um bei besseren Zeiten seinen Thron unter seinem Volke für immer wieder aufzuschlagen. Auch das Morgenland kennt diese Sagen: Mohammed Bakir soll auf Erden verborgen leben, Mohammed Ben Hassan Askeri soll in einer Höhle bei Hella verschwunden sein und am Ende der Welt wieder erscheinen. Die Belege s. bei Kaufmann a. a. O.

* * *

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

